›zweckgerichtete körperliche und geistige Tätigkeit des Menschen, Produkt dieser Tätigkeit, Werk‹, althochdeutsch *arbeit* f., *arbeiti* n. ›Mühsal, Plage, Anstrengung, Ertrag der Arbeit‹ (8. Jh.), zurückzuführen auf germanisch **arƀējiðiz* ›Mühsal‹, das als Abstraktbildung zu einem untergegangenen germanischen *ēn*-Verb **arƀējō* ›bin verwaistes und daher aus Not zu harter Arbeit gezwungenes Kind‹ angesehen werden kann. Damit ist eine Verbindung zu indoeuropäisch **orbh-* ›verwaist, Waise‹ hergestellt, von dem sich vermutlich auch *arm* herleitet sowie außerhalb des Germ. altslawisch *rabъ* ›Knecht, Diener, Sklave‹, *rabota* ›Knechtschaft, Sklaverei‹, russisch *rabóta* (*работа*) ›Arbeit‹ (s. Roboter).

Im Mittelhochdeutschen tritt der Begriff ›Mühsal, Not, die man leidet oder freiwillig übernimmt‹ besonders hervor. Danach tritt der Sinn von ›mühseliger, qualvoller Tätigkeit‹ zurück, und Arbeit erstreckt sich auf jede zweckgerichtete, zunächst körperliche, später auch geistige Tätigkeit des Menschen.

arbeitslos Adj. ›trotz Arbeitsfähigkeit und Bereitschaft ohne berufliche Arbeit, ohne Erwerbsmöglichkeit‹ (2. Hälfte 18. Jh., vereinzelt schon im 16. Jh.), älter in der Bedeutung ›ohne Anstrengung, mühelos‹ (Anfang 16. Jh. bis 19. Jh.);

ARBEIT, *f.* labor, ein uraltes, viel merkwürdige seiten darbietendes wort.

393.373 Zeichen
160 Seiten
21 Beiträge

#4

1. ursprünglich, wie wir sahen, war arbeit die auf dem knecht lastende, vorzugsweise was für die feldbestellung, um tagelohn gewerkt werden muste:

Die positive Bewertung der Arbeit (zuerst bei Luther) vollzieht sich unter dem Einfluß des aufsteigenden Bürgertums und der zunehmenden Entwicklung kapitalistischer Produktionsverhältnisse. Sie entspricht der wachsenden Erkenntnis von der Rolle und Bedeutung der menschlichen Arbeit für die Entwicklung der Gesellschaft. Marx und Engels schließlich bestimmen sie als »eine von allen Gesellschaftsformen unabhängige Existenzbedingung des Menschen«. Der daneben bestehende konkrete Sinn (Produkt der Tätigkeit), im Althochdeutschen vereinzelt schon angedeutet, entwickelt sich vollends im Niederhochdeutschen.

Arbeitsteilung *f.* ›Trennung und Verselbständigung verschiedener Arbeiten im Produktionsprozeß‹; engl. *division of labour* (von A. Smith 1776 geprägt) wird im Dt. zuerst mit *Verteilung der Arbeit* (1776) und *Teilung der Arbeit(en)* (1796), dann (1808) mit der Komposition *Arbeitsteilung* wiedergegeben. Während Smith und seine Nachfolger *Arbeitsteilung* vorwiegend unter dem Aspekt betrachten, mehr Waren mit demselben Quantum Arbeit zu produzieren, stellt Marx dieser manufakturmäßigen Arbeitsteilung die *gesellschaftliche Arbeitsteilung* (1867) gegenüber.

2. allmälich heiszt alles arbeit, was von den sogenannten handwerkern verrichtet wird, wofür, wie dieser name selbst bezeugt, ursprünglich lieber werk gesagt wurde, obschon tagewerk auch den dienst des taglöhners bezeichnen kann. arbeit der zimmerleute, maurer, schmiede u.s.w. dann ebenwol die feinere arbeit der künstler und bildner: allerlei künstlich erbeit. auf solche arbeiten gehn die redensarten: etwas in arbeit geben, verdingen, dem meister aus der arbeit gehn; die arbeit lobt ihren meister; die arbeit flicken und ausbessern.

5. die vorstellung der arbeit wird an einzelne zustände geknüpft, die anhaltende anstrengung oder naturthätigkeit zu erkennen geben. namentlich heiszt reise eine arbeit, das franz. *travail* hat im engl. *travel* geradezu diesen sinn überkommen; so drückt unser arbeit wo nicht die reise selbst, doch die anstrengung und ermattung der reisenden aus: eine sauere arbeit (bei besteigung des Vesuvs).

OUTSIDE THE BOX

Zeitschrift für feministische Gesellschaftskritik

tages arbeit! abends gäste, saure wochen! frohe feste!
Göthe 1, 199.



Editorial.
Wir und die Arbeit

Desire, don't find

Anfang 2011 hatten wir den Salat: als neues Thema für die *outside the box* #4 wurde »Arbeit« auserkoren. Ohne Frage trug ich damals diese Entscheidung mit, zu wichtig und dringlich erschien auch mir die Auseinandersetzung damit. Allerdings war ich eine der wenigen, die sich lieber ein anderes Thema für die *otb* #4 gewünscht hätten. »ARBEIT« drang damals wie heute von allen Seiten in mein Leben ein, verstrickte mich in Widersprüche, die ich zu gerne wenigstens temporär ausgeblendet hätte. Mein erster Impuls war der Wunsch, die komplette Ausgabe mit schlechten Witzen, affektiven Zeichnungen und albernen Comics zu füllen. Arbeit, dir werde ich's zeigen, du kannst mich mal.
Im Grunde wusste ich aber, dass ich das Thema nicht umschiffen kann, weil es in mir ist. Mein Zweifeln und Hoffen, ob aus mir noch etwas werden kann in dieser Gesellschaft, wird umspült von meiner Wut darüber, warum ich das bezweifle und — warum ich darauf hoffe.
Was kann ich gegen dieses Unbehagen tun? Nicht viel, scheint mir, aber es gibt da so eine Zeitung, *outside the box* heißt sie. Vielleicht kann ich etwas Linderung und Stärkung erfahren, indem wir Widersprüche und Zwänge offenlegen, ARBEIT ausleuchten bis in den letzten feministischen Winkel (natürlich ohne Anspruch auf Vollständigkeit), solidarische Zurufe erhalten und allen erdenklichen Ausprägungen der Angst, nicht zu genügen, zumindest theoretisch die Stirn bieten. Und letztendlich auch praktisch — die Herausgabe der *outside* ist in erster Linie das wache Begehren, zu kritisieren, was uns so müde macht.

Cry, don't work[1]

I. Die *SZ-Bibliothek der Erzähler* schreibt über die Schriftstellerin Banana Yoshimoto: »Aus der Unlust zu lesen und ›wie diese halbtoten Angestellten jeden Morgen zur Arbeit zu hetzen‹ fing Banana Yoshimoto an zu schreiben. (...) Während sie an der Universität ihr erstes Buch schrieb, jobbte sie nebenbei als Kellnerin. ›Kitchen‹ erhielt einen angesehenen Literaturpreis und verkaufte sich, wie die sieben weiteren Bücher, über einemillionmal (...).« Das ist das perfekte neoliberale Bohème-Märchen: die junge Frau, der das gewöhnliche Angestelltenleben zu langweilig ist, und die sich ganz freiwillig für prekäre Kellnerei (wovon kein Mensch leben kann) und die freie, freie Kunst entscheidet. Was hier besondere Leidenschaft, Abenteuerlust, einen Hauch von *roughness* und Straßenflair bezeugen soll — »während sie ihr erstes Buch schrieb, jobbte sie nebenbei als Kellnerin« — ist auf den zweiten Blick nicht mehr als triste, traurige Notwendigkeit. Wir fragen uns an dieser Stelle: was ist eigentlich mit all den Baristas, Call-Center-Agents und Reinigungskräften, die für das, was sie schreiben, keinen »angesehenen Literaturpreis« erhalten und deren Werke sich nicht mal annähernd millionenfach verkaufen? Eben: sie werden weiterhin prekäre Angestellte sein, die nebenher schreiben — und niemals SchriftstellerInnen werden, die nebenher jobben.
II. Selten war mir so deutlich, wie alles von materiellen Möglichkeiten abhängt; dass geistige Freiheit ohne materielle Basis keine ist. Hätte ich mehr Geld, hätte ich auch mehr Zeit und einen freien Kopf. So aber müssen sich Kunst, Politik, Reproduktion und Lohnarbeit den Platz in meinem Kopf teilen, die Stunden meiner Woche, die Kontinuität meiner Konzentration. Immerzu steht eins dem anderen im Weg. Es ist nicht bloß weniger Zeit, nicht bloß ein quantitativer Unterschied, sondern tatsächlich ein qualitativer: wenn der Kopf besetzt ist von zu vielen verschiedenen Logiken, Anforderungen, Zeitordnungen, wird am Ende nichts mehr *richtig* gemacht.
III. Die sowohl kräftezehrende als auch empowernde Auseinandersetzung mit »Arbeit« in der *outside* fällt zusammen mit eigenen Arbeits- und Arbeitslosigkeitskrisen. Ich weiß nicht, womit ich mein Über-, geschweige denn Leben finanzieren soll und phantasiere einen rasanten sozialen Abstieg, während es bei allen anderen immer nur straight bergauf zu gehen scheint, in Richtung akademischer oder anderweitig anerkannter Karriere. Was war eigentlich zuerst da, Depressionen oder Zukunftsangst-Ohnmacht? Arbeit, als Struktur-, Anerkennungs- und Sinngeberin, erscheint mir zuweilen wie ein Rettung; aber es bleibt das Dilemma, dass

1 Installation im Westwerk (Leipzig) vor ein paar Jahren; Abwandlung eines Zitats aus „Irre" von Rainald Goetz („Work, don't cry").

sie entweder zum Überleben nicht reicht oder zu wenig Zeit und Raum lässt für das, was ich *eigentlich* tun will. Was ich für gut und wahr und richtig halte erfordert eine Freiheit zur Tätigkeit jenseits der Frage nach Verwertbarkeit: die *outside*, das Lesen und Schreiben um seiner selbst willen. Der Widerspruch zwischen dem eigenen Wollen (auch: Können) und den Anforderungen der gesellschaftlichen Realität will einfach nicht Gewohnheit werden.

Für Arbeit habe ich keine Zeit und kein Geld

HGB Studium. Diplomarbeit. *outside the box*: Arbeit. Existenzsicherung. Kultur und Verwertbarkeit. Aber: *Das Individuum drückt sich unmittelbar am konkreten Gegenstand aus.* Der konkrete Gegenstand. Das Wünschen; dem eigenen Begehren an den Dingen einen Raum zu geben (*auch dem Scheitern darin*), in dem die Verwertbarkeit keine ästhetische Zäsur ist. Immer wieder der Versuch einer Kritik an den Verhältnissen; darin einen Ausdruck zu finden, eine Sprache, eine Form; mit dem Wunsch nach einem Ort, der diese Notwendigkeit anerkennt, in dem die eigenen Auseinandersetzungen und die eigenen Widersprüche Teil dessen sind und sein können. (*Auch Scheitern.*) Diese Notwendigkeit ernst zu nehmen, persönlich und absolut, für eine Kritik an dieser Gesellschaft; für die eigene Entsprechung in den Dingen, dafür, dass es mir und anderen gut gehen kann. (*Auch Scheitern*) Die Angst; der grundlegende Widerspruch, den ich denke und empfinde: zwischen mir, was/wie ich leben will und einer gesellschaftlichen Anforderung (die mir nicht entspricht), der auch repressiven Organisation dessen. Immerzu hin- und hergerissen sein zwischen Selbst- und Fremdanforderung. (*Wer ich da bin.*) Diese Widersprüche gehen tief ein in die Bedeutung von Erkenntnis, Kritik, Kreativität, Reflexion; Auch in Beziehungen, in den Alltag, in die eigene Arbeit, in den Umgang und in das Bewusstsein für die Dinge, die einen umgeben. Die Dinge mit all ihrer Innerlichkeit verändern wollen. (*Auch Scheitern*) #4

Jenseits des Lustprinzips

Ich bin fertig mit meinem Studium und rutsche rein in einen neuen, seltsamen Alltag. Äußerlich ändert sich nicht viel: ich jobbe, lebe, lese, zeichne, denke — aber trotzdem ändert sich alles. Was will ich und wohin? Mein Kopf entwirft mir jeden Tag eine neue Zukunft. Darin: natürlich bin ich erfolgreich, selbstsicher, weiß was ich will, habe ausreichend Geld. Ich bin voller Euphorie. Aber dann kommen die Zweifel: Was heißt denn Erfolg? Woran kann ich das für mich messen? Was ist ausreichend Geld? Wie viel Zeit muss man investieren in seine Zukunft? Ich merke, dass ich der Illusion aufsitze, ich hätte alles in meinen eigenen Händen: Entscheide ich mich für X, folgt logischerweise Y und mir geht es gut damit. Aber so ist es nicht und mein Körper, meine Psyche lassen es mich spüren. Ein Jahr nach meinem Studienabschluss manifestiert sich die Hoffnungslosigkeit.

Auf der einen Seite in meinem Kopf sitzt der Idealismus, der Wunsch, etwas ändern zu können an der Gesellschaft, an mir. Vielleicht auch erst einmal nur Verstehen. Aber: Das braucht Ruhe, Zeit. Zeit, die mir beständig wegzurennen scheint, Ruhe, die ich nur begrenzt finde. Denn auf der anderen Seite lauert die Realität: Geld verdienen, leben können, Stress, Versagens- und Zukunftsangst. Aber es ist alles in einem Kopf: das bin doch alles ich, die Grenzen zwischen emanzipatorischem Anspruch und gesellschaftlichem Zwang verlaufen mitten durch mein Großhirn — Widersprüche muss ich selber aushalten, selber bestimmen, was ich wann wo wie arbeiten mag und wie ich darin bestenfalls ein paar meiner Bedürfnisse unterbringe.

All diese Widersprüche sind, positiv gewendet, der Antrieb meiner Kritik, meines Wunsches nach Verständnis, Erklärung, Aufklärung. Ihnen einen Ausdruck zu geben ist mein künstlerischer Anspruch. Dazu gehört die Arbeit an und mit der *outside*; aber gleichzeitig bin ich mit der Arbeit daran selbst wieder mittendrin in den Widersprüchen.

Noch ein Jahr später hat sich der Abgrund gelichtet, Perspektiven sind entstanden (worüber ich selbst immer wieder staune). Ein Alltag der Ungewissheit hat sich eingestellt. Aber in einer Ecke meines Kopfes lauern sie beständig vor sich hin: Angst, Zweifel, Selbstkritik. Meine treuen Begleiter...

Ich liebe meine Arbeit

Mit kaum einem Satz könnte ich in meinem privaten Umfeld mehr provozieren. Und noch dazu ist er wahr. Ich wollte schon während des Studiums ganz und gar haargenau das tun, was ich jetzt mache.

Ich lese, schreibe und spreche zu den Dingen, denen ich Bedeutung beimesse. Eine gute Idee (entdeckt oder selbst gedacht) setzt mich unter Adrenalin, gibt mir das Gefühl, dass sich hier gerade irgendetwas lohnt. Nichts reizt mich mehr als ein Streit über eines der völlig abstrakten und lebensfernen Themen, an denen neben mir noch etwa drei weitere Übermotivierte herumschrauben.

Ist das jetzt eine Erfolgsgeschichte? Das ist nun der Satz, der mich wie kaum ein anderer provoziert. Geschichten zeichnen sich klassischerweise durch eine Dramaturgie des gelungenen Abschlusses

Ach, ach

Wie oft hatte ich während der Arbeit an dieser Ausgabe keine Zeit zum Plenum zu gehen, alle Texte zu lesen, mir Gedanken zu machen? Wie oft war die Zeit für das, was mir so am Herzen liegt, einfach nur ein kleiner Rest neben der Zeit, die ich mit der Arbeit auf der Arbeit verbringe!
Ich arbeite im Krankenhaus, die PatientInnen interessieren sich nicht für meine Haltung zu Arbeitskritik, noch weniger die Kolleginnen. Die PatientInnen wollen nicht wissen, was ich darüber denke, dass in der Medizin mehr Ärztinnen als Ärzte ausgebildet werden, dass der Wille zur Überstunde Ehrensache ist und das Vereinen von Familie und Beruf lediglich eine Organisationsfrage in der Hand der Frau. Und trotzdem ist da das Verlangen, an diesen theoriefernen Ort eine kritische Praxis zu tragen, oder ihm zumindest mit einem kritischen Bewusstsein zu begegnen. Genau dieses fliegt mir immer wieder um die Ohren, wenn ich als angehende Ärztin »Schwesterchen« genannt werde, die Oberärztin aufgrund ihres erkälteten Kindes als berufsunfähig betrachtet wird oder andere Hässlichkeiten.
Meine zwei Interessen, feministische Gesellschaftskritik und ärztliches Arbeiten zu vereinen, oder nicht unverbunden nebeneinander stehen zu lassen — das wollte ich von Anfang an und ist so schwer. Immer wieder nehmen die zwei sich den Raum und die Zeit, leide ich unter dem Gefühl, nie etwas ganz tun zu können und entsprechend (ganz leistungsorientierte, aufstrebende junge Frau) nie wirklich einem meiner Gegenstände gerecht zu werden. Umso besser, die *outside* als anderen Ort zu haben und dem Thema »Arbeit« im Plenum und in den Artikeln selbst in Formen zu begegnen, die Erfahrung und Theorie zu vermitteln zu versuchen. Immerhin.

ratio ration relation

Genau zum Schwerpunktthema ›Arbeit‹ musste ich mir wegen der Arbeit eine *outside*-Auszeit nehmen. Abschluss- und Lohnarbeit waren mit der *outside*-Arbeit nicht unter einen Hut zu bringen, nicht organisatorisch, nicht emotional. Anfänglich war ich Feuer und Flamme, alles zu schaffen, den Zwängen mit Disziplin und Entschlossenheit einfach zu trotzen und ihnen in Gespräch und Austausch in den Redaktionssitzungen die Stirn zu bieten. Ha!
Haha. Es ist nur ein Vierundzwanzigsieben-Hut und auch der Emo-Hut hat seine Krempe. So sind die Arbeiten zu priorisieren, der Essenz, Verzeihung, der Existenz halber: vernünftig, vorausschauend, zukunftsorientiert, pragmatisch, rational. Und dabei bloß nicht sich selbst vergessen: Bitte arbeiten Sie täglich auch ein paar Stunden an sich!
Die Flamme wurde zur Sparflamme, über der ich mir mein Lohnbrotsüppchen kochte. (Wer hat mir die eigentlich eingebrockt, hm?)
Das Bewusstsein über die Verhältnisse im Allgemeinen und den eigenen Platz darin empowert und lähmt zugleich, meist aber nacheinander. Ich frage mich, wie andere das machen.

//der Apparat, der Dich und mich bloß Apparat sein läßt//

Ich weiß nicht mehr wann genau ich damit angefangen habe. Mal war's fürs Geld (hauptsächlich), mal für die Idee oder »Verwirklichung« derselben (seltener, aber dann richtig), oder weil es einfach reinpasst in dieses Ding in meinem Kopf, diese Idee eines Lebens. Das fürs Geld, das reine Lohnarbeiten, war irgendwie erträglich: immer das Rauschen im Ohr, im Kopf, wenn ungenutzte Zeit einfach verfliegt, verwirklichte Arbeitskraft, nur Körper, der reagiert und lächelt, immer lächelt. // »Noch ein Guiness? Das macht 3,90. Ja, genau das ist mein Hintern. Danke fürs Nichtanstarren, du Arsch.« // Wie gesagt, irgendwie.
Das andere ist gelegentlich auch nicht unkomplizierter. Mittlerweile bekomme ich in manchen Fällen für die Dinge, die ich gern mache, Geld. Mache ich sie dann fürs Geld oder würde ich sie auch so machen? Für andere Sachen bekomme ich keins. Muss ich danach meine Priorität setzen? Manchmal verflüchtigt sich da meine Ausgangsfrage. Etwa in dem Moment kurz nach dem Lesen eines tollen Textes, welcher die Selbstoptimierungstendenzen pointiert auseinandernimmt, und ich feststellen muss, dass ich hier wohl auch nur ein Häkchen auf einer schier endlosen TO DO Liste, zwischen dem Versuch Leben // Arbeit // Politik

irgendwie in diesen Zeitlichkeiten unterzubringen, setzen kann. Meine Selbstverarschungsalarmglocke hört man manchmal nicht. Ist laut hier drin.
Gelegentlich bin ich dann zu müde, um wütend zu werden. Zu müde, all die Bücher zu lesen, die da neben meinem Tisch, neben meinem Leben auf mich warten wie kleine, hungrige Welten. Zu müde, immer wieder auf diese sorgenverkniffenen Blicke »Bitte übernimm dich nicht« zu sagen: »Klar, ich versuchs«. Und manchmal dann, wenn sich die Arbeit verkleiden geht, und tolle Menschen und ungedachte, neugedachte, notwendige Ideen mit sich bringt, bin ich hellwach. Und will mehr davon.

Etwas vom Glück im Hier und Jetzt

Knapp 2 Jahre ist es nun schon her, dass ich mein eher brotloses geisteswissenschaftliches Studium beendet habe. Die Entscheidung, mich direkt im Anschluss daran um einen Platz auf dem Arbeitsmarkt zu bemühen, fiel mir aufgrund meiner beiden Kinder eher leicht. Längeres Ausharren in der Prekarität sowie Grübeln über Alternativen hatte aufgrund der Notwendigkeit, die sich aus dieser Verantwortung ergibt, wenig Raum. Seitdem befinde ich mich neben kurzen Harz IV-Unterbrechungen in der Projektarbeit eines kleinen Vereins. Viel Gutes lässt sich erst mal zu den Bedingungen dieser Arbeit sagen: nur 20h, ein Gehalt von dem ich mir den ein oder anderen Restaurantbesuch und die Wellnesssauna leisten kann, zudem kann ich in Leipzig bleiben und muss mein soziales Umfeld nicht zurücklassen, meine Arbeitszeiten und einen Teil der Inhalte kann ich selbst bestimmen, niemand guckt mir tagtäglich auf die Finger. Eigentlich traumhaft. Unter den hiesigen gesellschaftlichen Bedingungen natürlich.
Dennoch wirkt die Arbeit in mein sonstiges Leben hinein, bereitet mir Stress, Kopfzerbrechen und zur Bewältigung den notwendigen Austausch mit Freunden, über das, was da so mit mir passiert.
Die Projektarbeit bzw. die dahinterstehenden Fördergeber wollen Ergebnisse sehen und verlangen daher oft eine ungemeine Effizienz, die hohe selbstständige Planung und schnelles Abarbeiten bedeutet. Da ich meine 20h nicht beliebig überschreiten will, beuge ich mich dem. Erstmals verstehe ich nun an meinem eigenen Körper, warum Menschen nach langer Arbeit noch zu Yoga- und Tiefenentspannungskursen rennen. Das Abschalten von den To-Do-Listen gelingt auch abends auf der Couch nicht immer.
Aus verschiedenen Gründen fühlt sich zudem noch die eigene Freizeit häufig wie Arbeit an. Die Freunde sind, wie es die flexiblen Verhältnisse verlangen, oft wegen Projekten, Konferenzen, Auslandsjobs u.ä. anderswo unterwegs. Sind sie in der Nähe und nicht gerade selbst überarbeitet, erscheint das sich endlich Erreichen, das sich Verabreden und einen gemeinsamen freien Zeitpunkt finden, anstrengend und mühsam. Wie oft habe ich in den letzten zwei Jahren verklärend an meine Schulzeit gedacht, in der meine Freunde zumindest in den Pausen und am Nachmittag stets um mich waren (und auch die Studienzeit hielt gemeinsame Aufenthaltsorte wie Bib und Mensa bereit). Erstmals verstehe ich nun auch aus eigenem Erleben, warum sich Menschen in ihr Kleinfamilienzuhause zurückziehen.
Obwohl der Anspruch, sich zu unterstützen und miteinander zu solidarisieren, in meinem Freundeskreis ein häufig formulierter ist, fällt dies nicht immer leicht. Oft habe ich mich schon dabei ertappt, wie ich vor mir selbst und vor meinen Freunden den Stress und die Anstrengungen verdränge, weil ich so gerne alles meistern will. Dieser durchaus legitime Wunsch nach einem entspannten Alltag führt jedoch zu Optimierung und Leistungsdruck im Privaten. Hier werden die Anforderungen des Arbeitsmarktes internalisiert anstatt seinem Unwohlsein und seinem Leid Ausdruck zu verleihen und sich zu solidarisieren. Die Solidarität hat es nicht leicht, wenn manchmal zu viele gleichzeitig Unterstützung und Zuspruch benötigen und man nicht weiß, woher jetzt eigentlich die Kraft kommen soll, die wir alle so dringend benötigen. Die Strategien zum Umgang mit Zwängen und Überforderung geraten immer wieder an ihre Grenzen.
Obwohl ich meine Arbeitsinhalte interessant und wertvoll finde, entsprechen sie nicht den Inhalten und Aktivitäten, mit denen ich mich in meiner freien

Zeit gern beschäftige. Die Strukturen bleiben die der Lohnarbeit und die Inhalte ein Kompromiss. Wo nun aber hin mit der jahrelang geübten Gesellschaftskritik? Diese würde alles auseinandernehmen und nicht viel Gutes an meiner Arbeit übrig lassen. Ich kann und will es jedoch nicht ertragen, vier Tage die Woche eine Tätigkeit voll Abscheu und Leid auszuführen, auch wenn dies kritisch betrachtet seine Berechtigung hätte. Ich will auch im Hier und Jetzt, und das heißt: mit dieser Arbeit glücklich sein können.

untitled. [keine zeit für kreative titel.]

Anlauf No. drei: meinen Bezug zur Arbeit formulieren, wer hätte gedacht, dass auch das mühsam ist (argh, geistige Arbeit). Jetzt gerade, erwerbslos (Arbeit ist mit Geld verknüpft). Zeit habe ich trotzdem keine (aha, Arbeit und Zeit!), ich suche mir Arbeit, und die mache ich gerne (Arbeit und Lust?).
Mein letztes Jahr, geprägt von Arbeit: die Abschlussarbeit mit Thema *Arbeit am Körper*, mein Einstieg in die *outside* und auch hier knietief in Arbeit, nach dem Studienabschluss direkt ins erste sozialversicherungspflichtige Lohnarbeitsverhältnis (oha, so fühlt sich *richtige* Arbeit an!). Drumherum Gespräche zur Arbeit, Streitigkeiten mit meinem [queeren] Umfeld: warum leistet hauptsächlich der weiblich sozialisierte Teil unseres Lebenszusammenhangs die reproduktive Arbeit (Kerzen anzünden, Gespräche entstehen lassen, das Katzenklo leeren)? Die Arbeit an dieser Ausgabe perpetuierte meine arbeitsfundamentalistische Wahrnehmung des Lebens. Die Krake Arbeit – sie war dann überall. Mal erwünscht, mal weniger.
Wenn das Produkt *otb* #4 auf die Welt losgelassen wird, ist für mich kein Punkt gemacht – Welt erwartet schon sehnlichst den dauerhaften Einstieg einer jungen, flexiblen, weiblichen Arbeitskraft. Der alte (feministische) Schuh Arbeit ist eng, unbequem und wird noch lange weiter drücken. Düstere Zeiten.

Was in der Zwischenzeit geschah:

Nach der #3 GEBÄREN: Zustand der Erschöpfung bei einigen in der Redaktion. // Arbeitsaufwand: streckenweise enorm. // Bedürfnis, mit neuen Formen des Zeitschriftenmachens zu experimentieren, andere Herangehensweise für *otb* in dieser Ausgabe anvisiert. // Thema: Arbeit. // Begehren, mehr Texte aus der Redaktion entstehen zu lassen. Anfangs: Idee, die gesamte inhaltliche Auseinandersetzung der Redaktion in drei Beiträgen sammeln anstatt in einzelnen Texten. Oder: Konzeption der gesamten Ausgabe als durch die Redaktion rotierendes Gespräch. // Inhaltliche Diskussion in Kleingruppen. // Annäherung an Themenfeld »weibliche Subjektwerdung im Kapitalismus« mündet in Diskussion über unser rollenadäquates Verhalten in WGs. Feststellung: beim Thema Arbeit landen wir immer wieder bei alltäglichen Erfahrungen, wenn es eigentlich um Theoretisch-Abstraktes gehen soll. Dann Einsicht: Theorie und subjektive Ebene gehören zusammen. // Das wöchentliche Plenum schrumpft: Lohnarbeit, Promotion schluckt *outside*-Zeit. // Auseinandersetzung über eigene Arbeits- und Lebenssituation (Emo-Runde z.T. länger als eigentliche Redaktionszeit). Idee: anstatt eines Editorials unsere individuellen Zugänge zu »Arbeit« in Schnipseln. // Entscheidung gegen offenen *Call for Papers*, AutorInnen

werden gezielt zu Themen angefragt. // Diskussion darüber, ob die *outside* eine Veranstaltung mit einem Weißen Referenten, der über ein Schwarzes Thema vor einem mehrheitlich Weißen Publikum sprechen würde, tragen kann. Letztendlich aus Zeitgründen Entscheidung dagegen. // Beantragte Stipendien einiger Redaktionistas werden gewährt, andere abgelehnt. Untereinander wird Geld geliehen und über alternative Finanzierungsmodelle nachgedacht. // Nebenbei: Reproduktions-Arbeit für die *otb*. Auch hier: Geld eintreiben, Werbungsoffensive, BenefizDisse, der Vertrieb braucht Unterstützung, Berlin-Release der #3, Lesung mit J. Schwerin, Workshops werden veranstaltet. // Das Plenum schrumpft weiter: Grundsatzfrage nach der Zukunftsfähigkeit des Plenums als zentrales Arbeitsorgan der *outside* stellt sich. // Angefragte Autorinnen sagen uns aus Zeitgründen ab (Schwangerschaft, Lohnarbeit, beides) // Frustration: kaum inhaltliche Auseinandersetzung, das Drumherum der Zeitschrift verschlingt Kraft und Zeit und dann noch die Wucht über die Größe des Themas: Grenzen wir es ein und wenn ja, wie? Legen wir einen Schwerpunkt? // Derweil im Hintergrund, ausgelagerte Arbeit: es wird an einer neuen Homepage gestrickt. // Zeitweilig Ausgestiegene stoßen wieder zur Redaktion. Das Plenum ist gut besucht, die Stimmung wird besser. // Und dann: ein Arbeitswochenende wird angesetzt, inhaltliche Diskussion um konkrete Artikel, künstlerische Arbeiten werden angefragt, ausgewählt, zusammengestellt, erste Gedanken zur Konzeptionierung und zum Layout; der Kontostand wird angeschielt, Kostenvoranschläge für den Druck eingeholt (Können wir uns eine zusätzliche Farbe leisten? Was macht die Farbe mit dem Inhalt und umgekehrt?) Artikel werden redigiert, das Lektorat wie immer outgesourct an unsere treuen Freund_innen. // Das Heft nimmt Form an: die Arbeit trägt eine Redakteurin und Layouterin nach der Konzeption fast allein, die andere schließt ihr Studium ab. Freund_innen helfen beim Textsatz. Der erste Heftdummy konfrontiert uns mit der Zahl 160. // Die Maifeiertage kollidieren mit der Endkorrektur. // Dann aus der Hand geben: die Datei geht an die Druckerei. // Ist der Liefertermin klar, kann die Releasefeier geplant werden. // Das war also #4. ARBEIT.

Inhalte — Arbeit

#4

[work in progress]

Schön und gut, wenn es im Aufsichtsrat auch Frauen gibt. Weniger schön und gut, wenn die Person, die der Aufsichtsrätin die Wohnung putzt oder deren demente Mutter pflegt, ebenfalls eine Frau ist, und zwar eine, die es hauptsächlich aufgrund ihrer Klassenzugehörigkeit und nicht aufgrund ihres Geschlechts niemals auch nur in die Nähe eines Aufsichtsrates schaffen wird.

A. V. Schmidt:

Die Autorin ist ein Mini-Kollektiv innerhalb der *outside*-Redaktion, das sich nicht immer einig war. Deswegen existieren von diesem Text mindestens 20 Versionen, die alle an verschiedenen Punkten unvollständig bleiben müssen. *work in progress.*

»Daher wäre es vielen Frauen lieber – sogar wenn es völlige ökonomische Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern gäbe –, mit Männern zu leben oder ihren Arsch zu verhökern und dadurch den größten Teil des Tages für sich zu haben, als viele Stunden langweiliger, verdummender, unkreativer Arbeit für jemand andren abzubrummen und dabei – schlimmer als das Vieh – wie Maschinen zu funktionieren; oder bestenfalls, wenn sie einen ›guten‹ Job ergattern könnten, den ganzen Scheißdreck mitzumanagen.« So Valerie Solanas[1] in den 70er Jahren. Heute scheint es um nichts anderes mehr zu gehen, als den *Scheißdreck mitzumanagen. Feminismus, das ist doch das mit der Quote*. Und fast haben wir sie erreicht, die völlige rechtliche und ökonomische[2] Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern – oder?
Woran sich freilich nichts geändert hat: Noch immer herrschen in geschwisterlicher Eintracht Patriarchat und Kapitalismus. Das Patriarchat dort, wo Frauen, Tunten und Transen damit rechnen müssen, aufgrund ihrer Nicht-Männlichkeit[3] klein gehalten, gedemütigt, vergewaltigt zu werden – worauf ihre ökonomische Stellung in der Gesellschaft zwar einen Einfluss hat, was aber trotzdem nicht allein an dieser hängt. Der Kapitalismus dort, wo wie eh und je der Zwang zur Selbstverwertung gilt: Weil es dem »naturgemäß« nicht um die Idee des Menschen als tätiges Wesen, die Möglichkeit des *travail attractif*[4] geht, bleibt die völlig entfremdete Verwertung für das Kapital. Schon länger werden die kleinen Spielräume des Wohlfahrtsstaats zurückgenommen. Wer früher in Situationen materieller Bedürftigkeit Sozialhilfe bekam, muss sich jetzt dazu verpflichten, als potentielle Arbeitskraft in egal welcher Form auf Abruf zu bleiben. In der Realität des Jobcenters hat Arbeit dann auch nichts mehr mit dem protestantischen Gedanken an Beruf(ung) zum (gottgewollten) Schaffen à la Max Weber zu tun. Es reicht die Pseudo-Tätigkeit, die vor allem eines bewirken soll: die Arbeitslosenzahl in einem gesellschaftlich gerade noch akzeptablen Maß zu halten.

Im Unterschied zur ökonomiekritischen feministischen Bewegung früherer Jahrzehnte behauptet der Mainstream-Feminismus heute, es werden weiterhin »wichtige und vor allem symbolische Schritte«[5] nach vorn gemacht – während sich zugleich die Lage des Proletariats (inklusive Prekariat) in diesen Zeiten der Rezession massiv verschlechtert. Inmitten von Sparpaketen und Generalstreiks in halb Europa dreht sich das Rad der Emanzipation der Frauen stetig weiter, so die bürgerliche Ideologie.[6]
Ist es vielleicht nicht Marx, sondern sind es diese Stimmen, die die Frauenfrage letztlich zu einem Nebenwiderspruch machen, dessen Überwindung den Kapitalismus nicht gefährden, sondern ihm sogar zugutekommen? Die Philosophin und Journalistin Nina Power[7] schreibt dazu in ihrem Buch »Die eindimensionale Frau«: *»Würde man den zeitgenössischen Darstellungsformen des Weiblichen glauben, so belaufen sich die aktuellen Errungenschaften einer Frau anscheinend auf den Besitz teurer Handtaschen, eines Vibrators, eines Jobs, eines Appartements und eines Mannes – vermutlich in dieser Reihenfolge. [...] Wie konnte es so weit kommen? Haben sich die Anliegen der Frauenbewegung des 20. Jahrhunderts in Form von Shopping-Paradiesen für ›freche‹, selbstverliebte, schamrasierte Playboy-Häschen-Klone erfüllt? Dass der Höhepunkt angeblicher weiblicher Emanzipation so schnurgerade mit dem Konsumdenken zusammenläuft, stellt unserer politisch desolaten Zeit ein erbärmliches Zeugnis aus.«*[8]

Der Feminismus hat historisch zweierlei versucht: zum Einen, das Weibliche – und damit ist auch und vor allem das gemeint, was die patriarchale Gesellschaft als *weiblich* definiert und auf die Frauen abgeschoben hat – zu seinem Recht kommen zu lassen und die ›androzentrische Verfasstheit‹ von Subjekt und Gesellschaft zu erschüttern. Hierzu gehören die Positionen, die die Differenz betonten und eine andere Sprache, eine andere Wissenschaft, neue Lebens- und Beziehungsformen forderten, die von den etablierten bürgerlich-männlichen abweichen. Neben esoterischen Lebenshilfen etablierte diese unter dem Label »Differenzfeminismus« bekannte Frauenbewegung auch ein paar wichtige künstlerische, politische, berufliche Nischen und Schutzräume für Frauen, Lesben, Trans* – ohne freilich an der kapitalistischen Notwendigkeit des *Homo Oeconomicus* grundlegend etwas ändern zu können.
Eine andere Richtung wollte Weiblichkeit als gesellschaftlich Gewordenes dekonstruieren und Frauen zur politischen Emanzipation innerhalb des Bestehenden, zur Teilhabe an den Freiheiten bürgerlicher Subjektivität verhelfen – Simone de Beauvoir ist eine Schlüsselfigur dieses so genannten Gleichheitsfeminismus. Hier sollen Frauen als Indivi-

1 Auch wenn Valerie Solanas eine streitbare Person ist – sie schoss im Wahn auf Andy Warhol – enthält ihr »SCUM-Manifest« doch einige kluge und wichtige Gedanken.
2 Wir sind uns noch uneins darüber, ob die vollständige ökonomische Gleichheit der Geschlechter innerhalb des Kapitalismus zu erreichen wäre.
3 Oder, im Falle von z.B. Butches und Transmännern, der Anmaßung einer Männlichkeit, die ihnen nicht »natürlich« zukommt.
4 Der *travail attractif* (anziehende Arbeit): Die Situationisten (SI) übernehmen den Begriff von Marx und der wiederum von Charles Fourier. Er meint »kreative, kooperative – im weitesten, sublimierten Sinne erotisch reizvolle – individuelle und gesellschaftliche Tätigkeit« (Biene Baumeister Zwi Negator: Situationistische Revolutionstheorie. 2005, S. 229). Im Gegensatz dazu steht der *travail répulsif*, die abstoßende Arbeit im Kapitalismus: Zwischen die Tätigkeit und das Individuum tritt ein widriges Hindernis äußerer (ökonomischer) und innerer (psychischer) Art.
5 DIE ZEIT, http://www.zeit.de/karriere/2012-11/frauenquote-machtverhaeltnisse-kommentar
6 Geißler, Rainer (2002): *Die Sozialstruktur Deutschlands*. 3. Auflage. Wiesbaden. (S. 365-400: »Die Entwicklung der sozialen Ungleichheiten zwischen Frauen und Männern«)
7 Nicht zu verwechseln mit der deutschen Journalistin Nina Pauer, die Anfang 2012 in der ZEIT ein Lamento über angeblich verweichlichte »Schmerzensmänner« angefangen hat.
8 Power, Nina: *Die eindimensionale Frau*, Merve Verlag 2011.

duen einen gleichberechtigten Platz innerhalb des Kapitalismus einnehmen – wie der Mann *citoyen* und *bourgeois* werden. Dieser Art, wenn auch in einer verglichen mit Simone de Beauvoir deutlich weichgespülten, verharmlosten Variante, sind realpolitische Initiativen à la Frauenquote. Sie müssen von vornherein unvollständig bleiben, wenn die Klassengesellschaft nicht mitgedacht wird: Schön und gut, wenn es im Aufsichtsrat auch Frauen gibt. Weniger schön und gut, wenn die Person, die der Aufsichtsrätin die Wohnung putzt oder deren demente Mutter pflegt, ebenfalls eine Frau ist, und zwar eine, die es hauptsächlich aufgrund ihrer Klassenzugehörigkeit und nicht aufgrund ihres Geschlechts niemals auch nur in die Nähe eines Aufsichtsrates schaffen wird.

So sehr man dem Gleichheitsfeminismus Respekt zollen muss für die immanenten Verbesserungen, die in seinem Namen erkämpft wurden: In Vergessenheit geraten ist, dass Feminismus schon einmal mehr wollte als bloß ein größeres Stück vom Kuchen bzw. Arbeitsmarkt bzw. Monatslohn. *»Im Gegensatz zu anderen meinen wir nicht, dass die Alternative zur Hausarbeit Fabrikarbeit heißt. Hausarbeit wie Fabrikarbeit sind gleichermaßen Zwangsarbeit, die wir leisten müssen, weil wir das Geld zum Leben brauchen, das das Kapital uns gibt: entweder direkt oder durch Männer. [...] Wenn wir Lohn für Hausarbeit fordern, so meinen wir, dass wir das Geld brauchen, aber nicht die Arbeit.«*[9] In Vergessenheit geraten ist auch die Kritik des Differenzfeminismus an der ›androzentrischen Ausprägung von Subjektivität‹: dass Menschsein vielleicht mehr bedeuten könnte als der scheinbar autarke, selbstbeherrschte und stets rationale *homo oeconomicus*; dass eine gesellschaftliche Transformation also auch die Frage danach stellen muss, mit welchen schmerzhaften Beschneidungen menschlichen Potentials nicht nur Weiblichkeit, sondern eben auch Männlichkeit einhergeht.

Inmitten von Sparpaketen und Generalstreiks in halb Europa dreht sich das Rad der Emanzipation der Frauen stetig weiter, so die bürgerliche Ideologie.

Das Problem einer feministischen *Gesellschaftskritik* ist, dass man es hier mit zwei Strukturen zu tun hat – Kapitalismus und Patriarchat – die ineinandergreifen, aber weder historisch noch strukturell gänzlich in Eins fallen. Die Emanzipation der Frau funktioniert somit in dieser Gesellschaft als Kampf gegen patriarchale Unterdrückung – aber auch als Integration der Frauen in den Kapitalismus. Läuft so am Ende der Feminismus der ersten und zweiten Frauenbewegung darauf hinaus, was dem Kapitalismus sowieso recht ist: dass alle verfügbare Arbeitskraft gleichermaßen verwertet wird?

»Gleichermaßen« vergisst einen wichtigen Punkt: den der Reproduktionsarbeit. Der Geschlechtermythos der kapitalistischen Gesellschaft[10] unterteilt Menschen auch deswegen in Männer und Frauen, weil Frauen für Reproduktion zuständig sein sollen – und Männer nicht. Es waren Feministinnen, die darauf aufmerksam gemacht haben, dass das, was gemeinhin als Arbeit gilt, auf den unsichtbaren und unbezahlten Tätigkeiten von Frauen beruht. Hier ist also die wert-schaffende Lohnarbeit – dort die »nur« reproduktive Arbeit (Hausarbeit), die in der bloßen Notwendigkeit des Erhalts der Gattung verhaftet bleibt und den Frauen quasi natürlich von der Hand gehen soll.

Die bürgerliche Gesellschaft erscheint so getrennt in öffentlich und privat, Produktion und Reproduktion. Mit der Kritik daran wird zugleich das Idealbild patriarchal-kapitalistischer Subjektivität entlarvt: Hinter diesem Subjekt, das sich frei und autark wähnt, steht eine Person (zumeist Frau), die ihm die Hemden bügelt, seinen Kindern Schulbrote schmiert und ihm abends zärtlich die Anspannungen des Arbeitslebens aus den Schultern massiert. Dabei wurde nicht nur die Hausfrau zum halben Menschen, zum schwachen Geschlecht – sondern auch der idealtypische, nur produktive Mann bleibt notgedrungen unvollständig durch das Vermeiden der Reproduktionsarbeit, durch das Vermeiden des als »weiblich« deklarierten überhaupt.
Die Trennung der Tätigkeiten – hier produktiv/männlich, dort reproduktiv/weiblich – sind seit langem Teil unseres Selbstverständnisses. Dennoch ist das damit verknüpfte Idealbild der Frau als Hausfrau, wie Laurie Pennie es nennt, *Geschichtsfälschung*: Weil Frauen schon immer gearbeitet haben und nicht erst seit 1977, als die so genannte »Hausfrauenehe« abgeschafft wurde. Im Jahr 1900 eingeführt, drückte sich das gesetzlich so aus: *»Dem Manne steht die Entscheidung in allen das gemeinschaftliche Leben betreffenden Angelegenheiten zu«*. Konkret hieß das: *»Die Ehefrau darf nur dann berufstätig sein, wenn sie dadurch ihre familiären Verpflichtungen nicht vernachlässigt (...) wenn die Einkünfte des Mannes für den Familienunter–*

9 Kampagne Lohn für Hausarbeit, Power of Woman Collective, London 1973, in: Pauline Boudry, Brigitta Kuster, Renate Lorenz (Hrsg.): Reproduktionskonten fälschen! Heterosexualität, Arbeit & Zuhause, Berlin 2000, S. 108 f.
10 Jede Gesellschaft hat ihren Geschlechtermythos. Da Tod, Geburt und Altern menschliche Konstanten sind, machen sich Menschen immer Vorstellungen davon, wie diese erklärt werden können. Diese Erklärungen haben auch immer mythische Anteile, die zum Teil kontingent (zum Teil notwendig so) sind: Die Teilung der Menschen in Gebärende und Nicht-Gebärende muss ja nicht zwangsläufig in Männer und Frauen gemacht werden, sondern kann bspw. auch in gebärende (weibliche) Menschen und zu alte, zu junge, männliche Menschen geschehen. Der Kapitalismus hat seinen eigenen Geschlechtermythos, der stark mit Reproduktion und Produktion zusammenhängt. Mehr dazu in Hilge Landweers Aufsatz von 1994: »Generativität und Geschlecht. Ein blinder Fleck in der sex/gender-Debatte.«

halt nicht reichen, *ist sie aber* verpflichtet zu arbeiten.« Das heißt: Für die Arbeiterin und Bäuerin (nicht die bürgerliche Frau) war Arbeit immer schon selbstverständlich – und schlechter bezahlt. Die Hausfrau ist damit ein relativ kurzes Phänomen einer privilegierten Schicht. Die so genannte Doppelbelastung – Lohnarbeit plus Hausarbeit – war und ist dagegen der Normalfall außerhalb bürgerlicher Idealvorstellungen und Teil unserer patriarchalen Geschichte.

Es sollte nun deutlich sein: Ohne ein Verständnis vom Kapitalismus, seiner Geschichte und den Subjekten, die er notwendig produziert, ist das heutige Geschlechterverhältnis nicht zu durchschauen. Der im Sinne des Kapitals voll ausgebeutete Arbeiter stößt ja schon an die Grenzen des Machbaren, wenn er neben dem normalen Arbeitstag nur schlafen und essen muss. Er kann sich nicht auch noch um sich, Familie, Wohnung und Freizeit kümmern. Er braucht idealerweise ein Anderes, das von Anfang an die Rolle der Oase, des Hafens, der Geborgenheit bietet. Das klingt sehr nach 19. Jahrhundert – aber ist es nicht heute noch so? Es ist doch kein Zufall, dass mit dem Ende der Jugend, dem Verfestigen der Beziehung, den ersten Arbeitsverhältnissen und spätestens mit dem ersten Kind bei vielen von uns und unseren Freund_innen plötzlich dieselben Mühlen greifen wie bei unseren Eltern. Plötzlich ist man doch die mit der Teilzeitstelle, die dem anderen den Rücken frei hält und stärkt.

Aus diesem patriarchalen Verhältnis gibt und gab es zunächst drei Auswege:

1. Selber lohnarbeiten gehen, als Frau also ebenfalls die Position des scheinbar freien, autarken Subjekts einnehmen, das sich fortan mit dem gleichen Problem rumschlagen muss, das auch vorher schon nicht gelöst war: Wer macht die Hausarbeit? Version a) betrifft die meisten: Frau macht sie selbst und zerbricht schier an der Doppel- oder Dreifachbelastung, die dadurch entsteht; Version b) betrifft noch einige: Frau verdient genug Geld, um eine andere Person (zumeist Frau) dafür zu bezahlen, das Porzellan abzustauben und dem Kleinkind den Brei aus dem Gesicht zu wischen. Schwupps hat sich dann das Geschlechterproblem – teilweise – auf eine Klassenebene verschoben. Man kann es auch »Emanzipation einiger weniger Frauen auf Kosten anderer Frauen« nennen. Version c) wird aus unterschiedlichen Gründen kaum praktiziert: Frau hat einen Partner/Partnerin, der/die »zuhause bleibt«, während sie arbeiten geht. Dadurch hat sich an der Struktur nicht viel geändert – außer dass ein paar wenige Frauen auch endlich in den Genuss einiger männlicher Privilegien kommen.

2. Lohn für Hausarbeit fordern – was letztlich nichts anderes bedeutet, als den Lohnarbeitssektor auszuweiten auf das Private. Und auch dies ist eine unbefriedigende – im eigentlichen Wortsinn »perverse«, also »verdrehte« Forderung der Feministinnen nach einer Lösung der Probleme durch den Kapitalismus. Verständlich ist diese Forderung, was den Wunsch sowohl nach Anerkennung dieser notwendigen Tätigkeiten, als auch nach ökonomischer Unabhängigkeit vom lohnarbeitenden Ehemann betrifft. Aber denkt man sie zu Ende, landet man schnell bei eher schauerlich anmutenden Vorstellungen einer bis ins Kleinste, Intimste vertraglich geregelten Gesellschaft, in der jede, aber auch wirklich jede Tätigkeit ihr monetäres Äquivalent kennt. Der Mensch wird nicht freier in der Wahl seiner Tätigkeit, nur mehr ans Idealbild des *homo oeconomicus* angepasst. Letztlich passiert das, was hier beschrieben wird, in der Praxis bereits, ob nun gewollt oder nicht: Das Private schrumpft zusammen, zum Einen, weil Arbeit sich zeitlich/räumlich immer weniger abgrenzen lässt und wir als Subjekte immer mehr mit unserer Arbeitskraft verschmelzen, zum Anderen weil, siehe oben, das Verschwinden der patriarchalen Einverdiener-Kleinfamilie Lücken im reproduktiven Bereich hinterlässt, die durch professionelle Dienstleisterinnen gefüllt werden.

Ausweg 1 hat sich durchgesetzt, genauer gesagt: Ausweg 1a (selber lohnarbeiten und fast an der Doppelbelastung zerbrechen). Er ist sogar fast zum Leitbild neoliberaler Subjektivität überhaupt geworden, ganz abgesehen von Geschlecht. Dagegen halten interessanterweise nur noch konservative Parteien, die Elternteile mithilfe von Eltern- und Betreuungsgeld wieder aus der Lohnarbeitssphäre hinaus in die Hausfrauenehe locken wollen. Für alle anderen gibt es zur Arbeit eigentlich keine Alternative. Das Arbeitsamt ist auch keine: Im Jahr 2012 wurden so viele Sanktionen verhängt wie nie zuvor.[11]

Frauenemanzipation ist ebenso wie Arbeitsrecht kein Rad, das sich quasi-natürlich immer weiter dreht und am Fortschritt der Gesellschaft teilhat.[12] Die Einführung des zu recht als »Herdprämie« verschrienen Betreuungsgeldes nennt meine Mutter »Klassenkampf von Oben«: ein Instrument, arme Frauen in der Unterschicht zu halten. Alte Geschlechterrollen werden gerne beibehalten, wenn sie den Staat und das Kapital weniger kosten. Und ebenso wird die moderne Frau unter-

11 Über eine Millionen Mal wurde zwischen August 2011 und Juli 2012 Hartz-IV-Leistungen gekürzt (was z.B. geschieht, wenn ein_e Arbeitslose_r eine »zumutbare Arbeit« nicht annimmt). Das entspricht gegenüber 2009 einem Anstieg der Sanktionen von 38%. Im Schnitt wurden die monatlichen Leistungen um 106 Euro gekürzt – wodurch bei einem Regelsatz von 374,- Euro (zuzüglich Miete und Krankenversicherung) nur noch 268, - Euro übrig bleiben. Siehe u.a. http://www.zeit.de/politik/deutschland/2012-11/hartz-empfaenger-sanktionen

12 Das sieht man daran, dass auch die Zahlen der bürgerlicher Demographen rückläufig sind – es bleiben mehr Frauen zu Hause, nehmen Männer weniger Monate Elternzeit als vor 15 Jahren, verdienen Frauen etwa 71% des Gehalts ähnlich ausgebildeter Männer. Das sind empirische Gegenargumente zu finden in Rainer Geißlers »Sozialstruktur Deutschlands« (Kapitel zur Ungleichheit von Frauen und Männern).

stützt, wenn es sich lohnt: Zur Zeit rechnen uns kritische Journalistinnen vor, wie viel Geld der Staat sparen würde, wenn teuer ausgebildete Frauen nicht in Teilzeit- oder Hausarbeit (inklusive Ehegattensplitting) verweilten, sondern durch ein verbessertes Kita-Angebot um die Erziehung ihrer Kinder erleichtert auf den Markt geschleudert würden.[13] Es geht nicht um das, was wir wollen – darum ging es noch nie: Es ist nur *Gendermainstreaming at it's best.*

Der Kapitalismus fühlt sich vom Feminismus nicht gestört, so lange Feminismus nicht »aufs Ganze« zielt. In seine Einzelteile zerlegt ist der Feminismus dem Kapitalismus (leider) nicht nur nicht schädlich, er fördert – so die These von Nancy Fraser – sogar seine Transformation hin zur aktuellen neoliberalen Variante.[14] So ebnete die feministische Kritik am Familienlohn, der Frauen in einer ökonomisch abhängigen Position hielt, den Weg für die Norm und Notwendigkeit der Doppelverdiener-Familie: Laut Fraser ging mit der weiblichen Eroberung des globalisierten Arbeitsmarktes auch eine Flexibilisierung und Prekarisierung der Arbeitsverhältnisse einher. Und die Kritik an der Fokussierung auf ökonomische Ungleichheit, die Geschlechter-, race- und andere Differenzen übersieht, führte dazu, dass die Klassenfrage zugunsten anderer Formen von Benachteiligung in den Hintergrund rückte. *Anerkennung* für alle möglichen Identitäten ist aber etwas, das der Neoliberalismus mit seinen *diversity*-Programmen durchaus zu geben in der Lage ist. Nur, dass die *diversity* die Gleichheit des »sich verkaufen müssens« niemals antastet. (Auch Menschen mit Behinderungen arbeiten in Werkstätten, was umso perfider ist, als dass sie trotzdem raus sind aus dem »ganz normalen« Gesellschaftlichen. Arbeit hat in dieser Form noch nicht mal mehr integrativen Charakter.) Nicht vergessen werden darf freilich, dass die Anerkennung als gleichberechtigte Arbeitskraftbehälter de facto noch nicht erreicht ist: Frauen (und andere) leiden, wie zu Anfang schon beschrieben, eben nicht nur darunter, ihre Arbeitskraft verkaufen zu müssen, sondern auch unter Strukturen, die sie *als Frauen* diskriminieren. Oder auch: als Behinderte, als Schwarze, als Homosexuelle, als Migrantinnen.

Anerkennung für alle möglichen Identitäten ist aber etwas, das der Neoliberalismus mit seinen *diversity*-Programmen durchaus zu geben in der Lage ist. Nur, dass die *diversity* die Gleichheit des »sichverkaufen müssens« niemals antastet.

Frauenemanzipation ist keine Teilfrage der Gesellschaft, die sich an den anderen vorbei lösen lässt. Das sagten schon die »Italienerinnen«[15]: Die Frau wird doppelt ausgebeutet – durch das Kapital und durch das Geschlechterverhältnis. Im Sinne des Kapitalismus genauso wie der Mann – also innerhalb der Kategorie des Lohnarbeiters als Lohnarbeiter_in – und zudem im Sinne des Patriarchats als untergeordnetes Geschlecht. Müsste demnach eine emanzipierte Gesellschaft nicht mehr sein als eine, in der zwar Reichtum sowie geschlechtlich codierte Funktionen und Eigenschaften gerechter verteilt sind, sich am Prinzip der notwendigen Selbstverwertung aber nichts geändert hat?

Dann bleibt eigentlich nur Ausweg 3: Arbeit endlich abschaffen, denn *It's all about the angst and the money.*[16] Dieser Weg wurde, wie vielleicht schon zu vermuten ist, nicht durchgesetzt. Wie lässt er sich überhaupt praktisch denken ohne abzudriften ins nur noch Träumerische? Es scheint kaum möglich zu sein, das Ende des Kapitalismus ernsthaft zu wollen und dieses Wollen zu formulieren, ohne auf Demo-Parolen hängen zu bleiben: Nieder mit dem Kapitalismus! Was formuliert werden kann, sind bloß Fragmente: Das Ende der Arbeit würde bedeuten, neue Vermittlungsformen zu suchen zwischen den Bedürfnissen der Menschen und den dazu notwendigen Tätigkeiten; die Möglichkeit zum travail attractif jenseits der Trennungen des Kapitalismus, zur vollständigen Verwirklichung menschlichen Potentials jenseits der Frage nach Verwertbarkeit. Subjekte, die frei sind ohne dafür die Unfreiheit der anderen zu brauchen; basierend auf der Erkenntnis, dass alle voneinander abhängig sind, dass zwar individuelle Freiheit das höchste Ziel sein, aber in dieser die Bedingtheit der Einzelnen durch die Anderen schon mitgedacht sein muss. Am Anfang und am Ende steht die große Frage nach der Emanzipation.

13 So argumentierte Simone Schmollack von der TAZ auf Deutschlandradio Kultur (19.1.2012): http://www.dradio.de/dkultur/sendungen/politischesfeuilleton/1655309/.

14 Fraser, Nancy: Feminismus, Kapitalismus und die List der Geschichte. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 8/2009.

15 Gemeint ist der italienische Feminismus der 1970er Jahre wie er vom »collettivo feminista di cinema« mit Annabella Miscuglio (bspw. Der Film »l'agettivo donna«, 1971) ausgedrückt wird. Ausformuliert findet man die These auch bei Luisa Abbà, Gabriella Ferri, Giorgio Lazzaretto, Elena Medi und Silvia Motta: La coscienza di sfruttata. 1972.

16 »The Angst and the Money« ist der Titel eines Albums von Ja, Panik


THU
ALARM
04:56
0800
UKW MW
08:01
04:00
6:45
5:30

Marie Goldt

Dies ist eine Einladung

Marie Goldt

hat eineinhalb Jahre die geförderte Weiterbildungsmaßnahme »ALGII« am Leipziger Jobcenter Georg Schumann absolviert und erfolgreich abgeschlossen, sie gehört(e) zeitgleich und immer noch der Redaktion der *outside the box* an.

Dies ist eine Einladung

Wenn es uns trotz gemeinsamer Bemühungen nicht gelingt
Wenn Sie im Rahmen Ihrer Möglichkeiten alles unternehmen
Sofern Sie Leistungen für Bildung und Teilhabe weiterhin erhalten
oder neu beantragen wollen
Sollte dies anerkannt werden
Wenn sich herausstellt
Sofern Sie gefördert werden
Sollte auf Grund von wesentlichen Änderungen
in Ihren persönlichen Verhältnissen
Um Ihren Antrag zu prüfen
Unter bestimmten Voraussetzungen
Wie Notwendigkeit und Eigenleistungsfähigkeit
Falls ein öffentliches Verkehrsmittel benutzt wird
Haben Sie bis zum genannten Termin nicht reagiert
Wenn Sie ohne wichtigen Grund dieser Einladung nicht Folge leisten
Ohne vollständige Unterlagen kann nicht festgestellt werden

Ihren Hilfebedarf zu beenden
Ihre Hilfebedürftigkeit zu beenden
Das Ziel Ihrer Integration
Dass Sie alle Tatsachen angeben

Bitte reichen Sie mir
Füllen Sie bitte
Bitte verwenden Sie hierfür
Bitte nehmen Sie diesen Nachweis
Bitte beachten Sie hierzu
Bitte kommen Sie
Bitte bringen Sie
Bitte kommen Sie
Wenden Sie sich bitte (an)
Beachten Sie bitte unbedingt

Herr K. möchte mit Ihnen über Ihre Situation sprechen
Er nimmt Ihr Profil auf
Er unterstützt Sie
Er unterbreitet Ihnen Vermittlungsvorschläge
Er unterstützt
Er unterstützt
Er fördert die Anbahnung bzw. Aufnahme
Mein Zeichen
Zur freien Entscheidung über Ihre Teilnahme

Sie haben Einkommen oder Vermögen erzielt
Für Sie sind folgende Änderungen eingetreten

Bevor ich eine abschließende Entscheidung treffe
Bezug nehmend auf Ihre Erklärung zur Anhörung
Gebe ich Ihnen hiermit die Gelegenheit
Gegen diesen Bescheid kann jeder Betroffene
Ich mache Sie darauf aufmerksam
Und zwar innerhalb eines Monats

Die Ablehnungsentscheidung beruht auf
Dieser wird gesondert geprüft
Wird in vollem Umfang entsprochen
Dies ist leider noch nicht der Fall

»Zeit, Kraft und Gespür für eine mir wertvoll erscheinende Ausdrucksform des Lebens zu finden.«

Natürlich findet über die Jahre und mit dem Wechsel in eine andere Gesellschaftsordnung ein Prozess statt, der meine persönliche Ansicht und Wertung von Arbeit, Lohnarbeit immer wieder verändert.

Für diese Ausgabe kam uns die Idee, unsere Mütter zu ihren Gedanken zum Thema Arbeit zu befragen. Das gemeinsame Ausloten der eigenen Situation, der eigenen Geschichte und die damit verbundenen Reflexionen zum Thema, brachten uns nah an die Gesprächsform, wie sie sich in der Protokollliteratur der DDR findet. Mit fünfzehn nahm ich Maxie Wander's »Guten Morgen du Schöne« aus dem Bücherregal meiner Mutter. Das Befragen als Form und die damit zusammenhängende Auseinandersetzung ließen mich bald bemerken, dass viele Dinge für mich wie selbstverständlich ihren biographischen Lauf nahmen. Die Entwicklungen, Brüche und Empfindlichkeiten, die in dieser Biographie liegen, sind in mancher Hinsicht — wie unbemerkt — irgendwann zu meinen eigenen geworden, ohne dass ich sie wirklich überprüft oder gemeinsam mit meiner Mutter hinterfragt habe.
Meine Mutter, 1963 geboren, wuchs auf in der DDR, bekam 1985 meinen Bruder und 1986 mich. Sie lernte erst Kinderkrankenschwester und arbeitete später als Erzieherin. Seit 1998 ist sie frühberentet. Sie spricht über ihre Geschichte, ihr Verhältnis zu Arbeit, über ihre persönlichen Ansprüche als Frau in der Gesellschaft und darüber, wie sie sich darin selbst sieht.

Mutter: Nachdem du mich gefragt hast, ob ich Lust hätte, meine Sicht zum Thema Arbeit mit dir zu reflektieren, fand ich das trotz Bedenken wegen meines unzureichenden Hintergrundwissens spannend.
Dass ich mich zum Teil über meine Arbeit definiert habe, liegt unter anderem an der Priorität, die der Arbeitsprozess im Leben einer Frau der DDR einnahm und daran, dass meine beruflichen Tätigkeiten meinem Wesen auch entsprochen haben. Natürlich findet über die Jahre und mit dem Wechsel in eine andere Gesellschaftsordnung ein Prozess statt, der meine persönliche Ansicht und Wertung von Arbeit, Lohnarbeit immer wieder verändert. Ich denke, das ist eine Entwicklung, die bei jedem Menschen auch von seiner Lebensgeschichte geprägt ist.
Die Möglichkeit, die Erweiterte Oberschule zu absolvieren, zu studieren, oder nach einem Berufsabschluss in die Produktion zu gehen, war nicht nur von der erbrachten Leistung abhängig.
Religion, Einstellung, politisch angepasstes und unangepasstes Verhalten, Herkunft, Bereitschaft zum Wehrdienst spielten bei der Möglichkeit, einen bestimmten Beruf zu wählen, eine wichtige Rolle. Schüler, die der Arbeiterklasse entstammten, wurden unter der Voraussetzung eines guten Notendurchschnittes mehr gefördert und bei der Vergabe von EOS- und Studienplätzen bevorzugt, hatten also bessere Chancen als Kinder der »Intelligenz«.
Ungünstig war es, wenn man sich in Gruppen zusammenschloss, über Politik und damals vorherrschende Prozesse diskutierte und diese in Frage stellte, im Rahmen von Ausstellungen, Musik oder Literatur abweichende Gedanken und Meinungen mehr oder weniger legal der Öffentlichkeit zugänglich machte. Tendenziell politisch anders Denkende hatten mit Verfolgung und Beschneidung der beruflichen Entwicklung zu rechnen.
Ich bin bei meinen Großeltern aufgewachsen, beide Lehrer - also dem Status der Intelligenz zuzuordnen. Mein Vater schaffte mit einem Beruf als Maschinist und später als Meister im VEB Elite-Diamant den Ausgleich zur Arbeiterklasse, sodass ich in dieser Hinsicht keine Benachteiligung zu befürchten hatte.
Durch meine religiöse Erziehung, Ablehnung der Jugendweihe, Freigeistigkeit und einem nicht angepassten Verhalten, mit einem Notendurchschnitt von 2,1 war die Möglichkeit eines Hochschulstudienplatzes im Bereich Grafik/Malerei trotzdem unwahrscheinlich. So habe ich mich auf ein Fachschulstudium, als Kinderkrankenschwester eingerichtet. Eine medizinische Ausbildung hat mich sehr interessiert, vor allem aber hat mich der Umgang mit Menschen gereizt. Ich bewerte diese Entscheidung positiv, auch heute noch.
Nach dem Studium bekam man als Absolvent im letzten Studienjahr, auch wenn man einen Wunsch hinsichtlich seines späteren Tätigkeitsbereiches äußern durfte, einen Arbeitsplatz zugewiesen, dem man dann für mehrere Jahre verpflichtet war. Eine generelle Vorgehensweise - sozusagen vom Kindergarten bis zur Rente. Das klingt sehr festgefahren und hat kaum individuelle Entwicklung zugelassen, aber im Hinblick auf Existenzängste und Unsicherheiten der heutigen Zeit ließ das doch eine Perspektive zu.
Als Frau hatte ich eher den Eindruck, dass man gefördert und unterstützt wurde. Dass Frauen in leitenden Positionen präsent waren - sowohl in der Produktion, als auch, wie bei mir, im Krankenhaus — war nicht unüblich. Die gehobenen Positionen, wie zum Beispiel Chefarztstellen oder leitender ärztlicher Direktor... waren, soweit ich dies beurteilen kann, vorrangig Männern vorbehalten.
Ein gesellschaftliches Problem, was an Aktualität noch immer nichts verloren hat und um Karriere zu machen, braucht man auch heute noch die entsprechende Einstellung.
Ich finde es noch immer gut, dass mir als junger Frau die Möglichkeit zur finanziellen Unabhängigkeit ermöglicht wurde. Nach meiner Scheidung konnte ich problemlos mit einem Überleitungsvertrag innerhalb des öffentlichen Dienstes von meinem Beruf als Kinderkrankenschwester zur Erzieherin wechseln. Somit also vom 3-Schicht- ins 1-Schichtsystem, inklusive Weiterbildungsmaßnahmen. Das hat mich in meiner Entwicklung nicht ausgebremst, was mir als alleinerziehender Mutter mit zwei Kindern entgegen kam. Ich hatte mein

Einkommen und konnte so meinem Ex-Mann, durch Verzicht auf Kindesunterhalt im Rahmen der Studienzeit, die Möglichkeit eines Studiums einräumen. Derzeitige Signale der Bundespolitik, zum Beispiel Betreuungsgeld, Änderungen in der Unterhaltsregelung von Frauen, steuern aus meiner Sicht einer Selbständigkeit der Frauen entgegen. Ich wünschte mir heute noch mehr Förderungstendenzen für Frauen. Sich ausschließlich über Lohnarbeit zu definieren ist für mich undenkbar. Mit Existenzängsten zu leben, empfinde ich unzumutbar. Eine Lösung in diesem Sinne zeigt sich mir nicht eindeutig auf.

Tochter: Aber stellst du Lohnarbeit und wie diese organisiert ist in Frage oder hast du das mal getan? Existenzängste bekommt man ja, wenn durch die Arbeit nicht sichergestellt ist, dass man davon leben kann oder die selbst nicht sicher ist. Arbeit in der Gesellschaft heute heißt, dass es für viele Menschen nicht mal die Möglichkeit gibt, etwas zu leisten. Entscheidet ich mich persönlich, aus einem Bewusstsein heraus, für einen bestimmten Job und kann ich vertreten, was ich dann da leiste? Um die Entscheidung und was alles nicht möglich ist zu entscheiden, geht es doch nicht, es hat doch hauptsächlich mit Angst, Kompromissen etc. zu tun. Und auch die unmenschlichen Arbeitszeiten, die notwendig an der heutigen Arbeit hängen...

M: Der Zwang der »Instanz« als ausführendes Organ der Gesetzgebung, unzumutbare Arbeitsbedingungen, -Wege zu akzeptieren, entspricht nicht der von der Gesetzgebung garantierten Menschenwürde. Ich bin froh, dass ich nie in eigener Sache ein Arbeitsamt aufsuchen musste, ich habe aber begleitend miterleben müssen, ohne das zu generalisieren, wie respektlos und wenig konstruktiv dort mit Menschen umgegangen wird. Arbeitslosigkeit als Stigma auf dem Amt, aber auch im persönlichen Umfeld.
Nicht zum Zweck des Lohnerwerbes zu arbeiten bedeutet ja nicht zwangsläufig, untätig zu sein, sondern ist nur eine andere Form, sich in die Gesellschaft einzubringen. Ehrenamtstätigkeit, Vereins- und Projektarbeit, Bildung, Begleitung Bedürftiger, welche über Sozial- und Pflegedienste nicht abdeckbar ist und die Bereicherung durch bildende Künste sind unverzichtbar, denke ich. Andere Lebensmodelle entziehen sich teilweise dem Zwang, sich erfolgreich in einem Job bewähren zu müssen. Das Praktizieren von Leistungstausch als ein Teil der Überlebenssicherung gewinnt an Zuspruch. Langfristig ist es aus meiner Sicht nicht zumutbar, ausschließlich Arbeit zu tun, die man selbst nicht wertschätzt, aber es wird immer unliebsame Arbeiten geben. Den Blickwinkel der Gesellschaft zu verändern, den Wert eines Menschen wesentlich differenzierter zu sehen, über seine Vorstellungen, über sein Denken, über sein Miteinander mit anderen Menschen - Leistung in weiterem Sinne zu definieren, ist dringend notwendig.

Als Frau hatte ich eher den Eindruck, dass man gefördert und unterstützt wurde.

T: Und wie fühlst du dich jetzt, wo du keiner Lohnarbeit mehr nachgehst? Du bist ja Frührentnerin?

M: Abgesehen von einer gewissen Diskriminierung fühle ich mich gut. Es ist eine spürbare Entlastung, da ich gesundheitlich wirklich starke Probleme hatte und habe und dadurch kaum noch in der Lage war, meinen Job auf einem guten Niveau zu bewältigen.
Die Berentung, die aller zwei Jahre geprüft wird, hat mich in die Lage versetzt, ein relativ normales Leben zu führen. Sie hat mir auch viel Druck genommen, den Anforderungen nicht mehr gerecht zu werden und doch kann ich mich erinnern, wie schwer es mir fiel, den Antrag zu stellen, den Verlust meines »Marktwertes« zu realisieren und umzudenken. Die Bereicherung zu erkennen, mich anderem zuwenden zu können, für das ich in einem normalen Arbeitsprozess keine Zeit hätte. Zu erkennen, dass mein Leben sich positiv verändert:

den Bedürfnissen meiner Kinder besser gerecht zu werden, Yoga, Malen, Lesen, mich mit älteren Menschen beschäftigen – sie in sozialen und praktischen Belangen zu unterstützen, soweit mir das gesundheitlich möglich ist, zwei Vereine, in denen ich ehrenamtlich gearbeitet habe, Kunstverein und Sportverein, wo ich im Vorstand aktiv tätig war und viele Projekte umsetzen konnte, Zeit auch zu lernen und bewusster zu leben. Das alles füllt mich aus und vieles habe ich auch schon vor der Rente gemacht, aber als alleinerziehende Mutter mit einem 40-Stunden-Job, unter dem Aspekt wirtschaftlicher Engpässe und meines damals zeitweise lebensbedrohlichen Asthmas, hat mich das oft an meine körperlichen und emotionalen Grenzen gebracht. Die Kraft für Sport, Bildung, Vereinstätigkeit, Umsetzung von Ideen, Kreativität hatte ich eben nur sehr eingeschränkt. Meine Kinder hörten immer: Ab 20:00 Uhr ist Mamazeit! Da war der Akku häufig schon fast leer.
Der Bruch in meiner Biographie, durch politische Verfolgung, viele Jahre Überwachung bis kurz vor der Wende, Inhaftierung meines Ex-Mannes, Geburt meiner Kinder, Scheidung und infolge immer wiederkehrende Phasen wirtschaftlichen Mangels haben Spuren bei mir hinterlassen und natürlich auch meine Kinder in den wichtigen Entwicklungsjahren geprägt.
Erfolgreiche Verdrängungsmechanismen haben mich nur ein paar Jahre recht gut funktionieren lassen. Schwere Depressionen hatten dann eine längere Psychotherapie unausweichlich gemacht. Die Möglichkeit, mich in einem geschützten Raum, in dem ich als Mensch außerhalb meiner »Leistungspflicht« wahrgenommen wurde, mit meiner Vergangenheit, ihren Folgen, Gedanken und Prozessen auseinanderzusetzen und dabei auch mal die Fassung verlieren zu dürfen, schien mir der einzige Weg, irgendwann wieder halbwegs normal zu ticken, mich von Ängsten zu befreien. Zeit, Kraft und Gespür für eine mir wertvoll erscheinende Ausdrucksform des Lebens zu finden.
Grad' erscheint es mir, als hätte ich mich sehr weit von unserem Thema entfernt. Aber ist es nicht so, dass der Zwang, omnipotent in allen Bereichen hoch qualitativ zu leisten, wobei die berufliche Arbeit als Existenzgrund ja wieder an erster Stelle steht, auf Dauer stumpf, krank, unkreativ im Denken und Handeln und sicher nicht glücklich macht?
So stelle ich mir ein wertvolles Mitglied der Gesellschaft nicht vor... Ich weiß nicht, wie so etwas finanziell praktizierbar wäre, fände es aber toll und wichtig, wenn es, unter der Voraussetzung eines moderaten Lohnes, die Möglichkeit gäbe, eine angemessene Zeit zu arbeiten, um sich auch in solchen Lebenssituationen mit Gedanken und Prozessen auseinanderzusetzen zu können und um den Dingen, die das Leben als Mensch ausmachen noch Raum geben zu können. Eine Art »Zweit-oder Drittbereicherung« neben dem Job.

Sich ausschließlich über Lohnarbeit zu definieren ist für mich undenkbar. Mit Existenzängsten zu leben, empfinde ich unzumutbar.

T: Das klingt auch so, als würdest du auch schon das so bewerten, also an erster Stelle steht die Sicherung und dann die Zweit-und Drittbereicherung. Du trennst also zwischen dem, was für dich selbst wichtig ist und das, was in der Gesellschaft gefordert ist, zwischen persönlicher Entwicklung und Existenzsicherung. Auch wenn du über Arbeit in der DDR sprichst, die Trennung von materieller Arbeit und der geistigen Arbeit, also wenn du sagst, Arbeitergesellschaft und Intelligenz. Diese Trennungen machen die persönliche Auseinandersetzung auch gerade darüber zu einer zweit, dritt »Bereicherung«, und sind sie dann weniger wert, weil sie der Produktivität dieser Gesellschaft nicht entsprechen, gehört das alles nicht zusammen?

M: Die Wertigkeit hängt von meiner persönlichen »Bewertung« ab, aber natürlich kommt man – oder ich – nicht umhin, Geld zu verdienen – wenn man so will die Existenz zu sichern. Das Eine schließt das Andere nicht aus und oftmals überschneidet sich das ja auch.
In meinen Berufen habe ich auch viele Projekte umsetzen können, aber es ist schon tief in meinem Kopf manifestiert, dass der Lohnerwerb an erster Stelle steht. Vielleicht auch, weil ich finanziell allein für unsere kleine Familie sorgen musste, da gab es auch sehr harte Zeiten. Und so kam alles andere sehr oft an

zweiter Stelle. Wer hat denn das Glück, seine »Berufung« zum Lohnerwerb zu machen und gibt es nur die einzig wahre Berufung, und wenn, dann vielleicht nicht für ein ganzes Leben!
Vor der Wende wurden Arbeitslose statistisch nicht offiziell erfasst. Es passte einfach nicht ins Staatsbild. Wer arbeitslos wurde, musste sich einmal die Woche bei einem bestimmten Amt melden und durfte sich unter bestimmten Voraussetzungen eine »Überlebenspauschale« von wöchentlich 50.- Mark abholen. Konnte man diesen Termin nicht wahrnehmen, zum Beispiel aus gesundheitlichen Gründen, wurde das Geld trotz Attest gestrichen: ›Man habe doch überlebt‹. Der Druck hinsichtlich einer Wiedereingliederung war noch stärker als heute und oft wurden diese Mensch bewusst zu ›niederen‹ Arbeiten verpflichtet.

T: Es gab ja auch den ›Asozialen-Paragraphen‹...

M: Ja. In diese Schublade kam, wer nicht arbeitswillig, nicht angepasst war. Dazu gehörte auch, wer sich vom äußerlichen Bild eines DDR-Bürgers abweichend darstellte oder verhielt und vor allem nicht sozialismuskonform dachte, ausbrach aus dem festen Regelwerk. Überwachung, Haft, Repressalien, Kindesentzug oder dessen Androhung waren die Folge.

T: Was denkst du jetzt, wo du nicht mehr lohnarbeitest, über die Menschen, die nicht arbeiten wollen?

M: Ich kann es total nachvollziehen, dass Menschen es ablehnen, etwas tun zu müssen, was ihnen widerstrebt. Wenn jemand sich dafür entscheidet, nicht mehr zu arbeiten, dann sollte man das akzeptieren. Ich persönlich mache meine Wertschätzung nicht davon abhängig.
Und doch kann ich auch diejenigen verstehen, die Arbeit tun, die ihnen auch widerstrebt und die unter Umständen nicht einsehen, die nicht Lohnarbeitenden »durchzuschleppen«. Es ist traurig zu erleben, dass selbst im engsten Freundeskreis und in der Familie eine extrem abwertende Haltung eingenommen wird — oft hinter vorgehaltener Hand.
Die Frage: »Wie geht es Dir?« bezieht sich nicht auf die Befindlichkeit, sondern auf das Erlangen einer Arbeitsstelle.
Ein Umdenken kann man nicht vorschreiben, Verständnis für die Situation oder nicht leistungsorientierte Wertschätzung nicht erzwingen. Meines Wissens gibt es keine praktizierbaren und finanzierbaren Modelle, dem Individuum seine Art zu leben völlig frei zu stellen, ohne Andere in Form von Steuern zu belasten.

Es ist auch die Frage, aus was heraus jemand sagt: Das entspricht mir nicht, ich weiß nicht warum ich das machen soll — irgendwo, für irgendwen, für irgendwas zu arbeiten und unter diesen Bedingungen. Darin gibt es ja auch eine Art grundlegende Entscheidung.

T: Aber ist nicht auch die Frage, wie gesellschaftliche Arbeit organisiert ist? Was und wie produziert wird?

M: Mit diesem Thema habe ich mich noch nicht ausreichend auseinandergesetzt. Wie funktioniert Kapital, wie funktioniert das derzeitige System und welche Möglichkeiten gibt es, die derzeitigen Strukturen konkret zu ändern? Wie soll ein Sozialsystem aussehen, das Kinder, Alte, Kranke, Behinderte und nicht Arbeitswillige auffängt?

Es entschuldet mich nicht, in dieser Hinsicht nicht nach Lösungen zu suchen, weil ich nicht qualifiziert bin, oder das gerade nicht meine Berufung ist. Die Krise ist präsent, das Wirtschaftssystem kurz vorm kollabieren und leider bin ich hinsichtlich einer Lösung illusionsfrei. Da frage ich mich, wo sind die

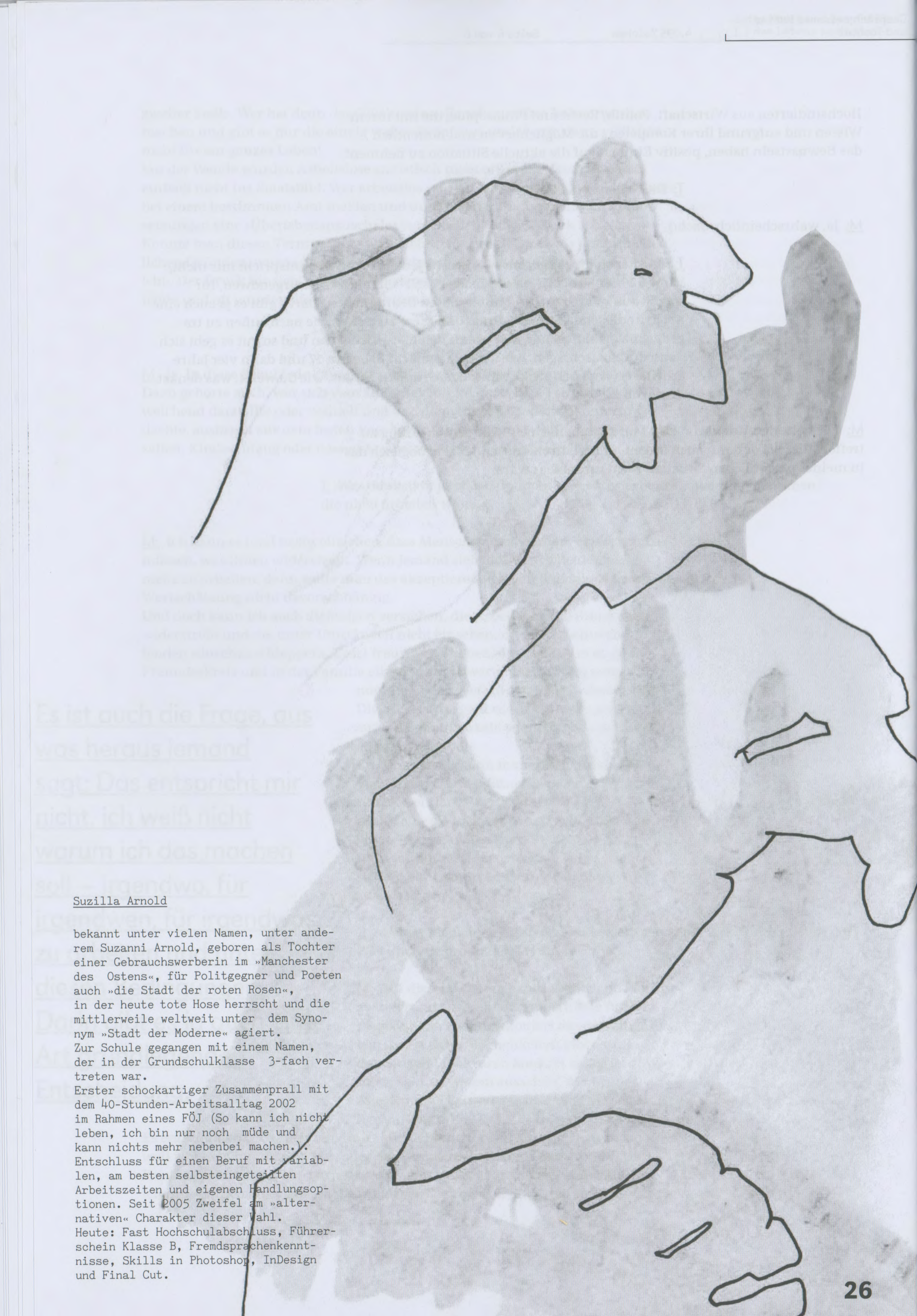
Hochstudierten aus Wirtschaft, Politik, Recht und Philosophie, die mit ihrem Wissen und aufgrund ihrer Kompetenz die Möglichkeiten und hoffentlich das Bewusstsein haben, positiv Einfluss auf die aktuelle Situation zu nehmen?

T: Die haben keine Zeit.

M: Ja, wahrscheinlich. (*lacht*)

T: Es ist auch die Frage, aus was heraus jemand sagt: Das entspricht mir nicht, ich weiß nicht warum ich das machen soll – irgendwo, für irgendwen, für irgendwas zu arbeiten und unter diesen Bedingungen. Darin gibt es ja auch eine Art grundlegende Entscheidung. Und diese zu treffen, sie nach außen zu tragen, ganz grundlegende Kompromisse nicht einzugehen und so gut es geht sich dann durchzuschlagen, wie ich es ja gemacht habe mit 17 und dann vier Jahre arbeitslos war, auch aus psychischen Gründen heraus, wie du weißt, was denkst du darüber?

M: Ich ziehe den Hut davor. Den Mut zu haben, eine solche Entscheidung zu treffen, diese aber dann auch tragen, mit all ihren Konsequenzen, obgleich das in meiner persönlichen Situation nicht umsetzbar wäre.



Suzilla Arnold

bekannt unter vielen Namen, unter anderem Suzanni Arnold, geboren als Tochter einer Gebrauchswerberin im »Manchester des Ostens«, für Politgegner und Poeten auch »die Stadt der roten Rosen«, in der heute tote Hose herrscht und die mittlerweile weltweit unter dem Synonym »Stadt der Moderne« agiert.
Zur Schule gegangen mit einem Namen, der in der Grundschulklasse 3-fach vertreten war.
Erster schockartiger Zusammenprall mit dem 40-Stunden-Arbeitsalltag 2002 im Rahmen eines FÖJ (So kann ich nicht leben, ich bin nur noch müde und kann nichts mehr nebenbei machen.).
Entschluss für einen Beruf mit variablen, am besten selbsteingeteilten Arbeitszeiten und eigenen Handlungsoptionen. Seit 2005 Zweifel am »alternativen« Charakter dieser Wahl.
Heute: Fast Hochschulabschluss, Führerschein Klasse B, Fremdsprachenkenntnisse, Skills in Photoshop, InDesign und Final Cut.



Gespräch zwischen Mutter und Tochter

»Das ist lustig, dass du das nach all den Jahren fragst.«

Das Gespräch nahm plötzlich seinen Anfang. Ich hatte meine Mutter kurz gefragt, ob sie am nächsten Morgen Zeit hätte für ein Gespräch über ihre Arbeitserfahrungen — und dann fing sie an. Fast ein Monolog von etwa einer Stunde. Stück für Stück in die Vergangenheit gehend, verwickelt in ihre Familiengeschichte. Meine Mutter, 1945 in Sri Lanka geboren, als eine von sieben Schwestern und einem Bruder. Ihre Mutter verstarb kurz nach ihrer Geburt, ihr Vater in ihren Jugendjahren. Ihr Bruder hatte seitdem in der Familie das Sagen gehabt. Nach der Schule machte sie eine Ausbildung zur Hotelfachfrau und arbeitete über Zeitarbeitsverträge in Bahrain, Singapore und London, kehrte zwischendurch immer wieder nach Sri Lanka zurück, bis sie 1984, als sie mit einem Schlepper nach Italien wollte, in West-Berlin aufgehalten wurde. Sie wurde in ein Heim gebracht, in dem sie meinen Vater, auch aus Sri Lanka stammend, kennenlernte. Seitdem lebt und arbeitet sie als Reinigungskraft in Berlin. Heute ist sie in Altersrente und geht weiterhin arbeiten.

Tochter: Wir haben gerade darüber gesprochen wie dir die Leute bei deiner Arbeit so begegnet sind.

Mutter: Ja, früher, als ich im Kindergarten geputzt habe, hatte ich viele Probleme. Du kennst die neue Leiterin der Kita, nicht? Und die hat immer etwas geschrieben, hat mir immer einen Zettel hinterlassen, aber ohne »Frau F« oder so, sondern einfach nur »F, das und das muss gemacht werden!« Sie hatte keinen Respekt. Aber die anderen Kindergärtnerinnen waren sehr nett. Deine Kindergärtnerin ist letztens, beim Kirchenfest, gekommen und hat mich umarmt und gesagt: »Ah, ich habe dich so lieb, Frau F« und hat mich vor allen Leuten gedrückt! Ich und Papa saßen zusammen und sie hat mich dann zu sich an den Tisch genommen und mich ausgefragt, dass sie mich so lange nicht gesehen hätte, ich mich so lange nicht habe blicken lassen, und wie es denn dir gehen würde, was du machen würdest, ob ich ein Foto von dir hätte. Ich hatte leider kein Bild bei (*lacht*). Das sind wirklich nette Menschen, so was ist mir zuvor nie passiert. Aber diese neue Kitaleiterin! Die schrieb und schrieb: »F. diesmal müssen Sie das machen.« Ich habe wirklich viel gemacht, aber Frau B., die Köchin der Kita, hat zu mir gesagt: »Fr. F., wenn du hier arbeitest, wirst du total fertig.« Jeden Tag hat die Leiterin etwas geschrieben, aber wir haben später dann einfach nicht mehr geguckt. Und die andere, die Zahnärztin bei der ich früher gearbeitet habe, die hat immer bevor ich gegangen bin, gesagt: »Frau F., hast du das hier gesehen?« Die stand am einen Ende des Raumes und hat in das andere Ende geschaut und auf irgendwelche kleinen Flecken oder Kratzer auf dem frisch polierten Boden gedeutet. Ich habe ihr daraufhin den Schlüssel in die Hand gedrückt.

T: Du hast aufgehört?

M: Ja, ich habe gesagt: »Heute ist der 31., morgen komme ich nicht mehr. Hier haben Sie den Schlüssel zurück.« Dann habe ich noch bei einer anderen Frau gearbeitet. Das hat mir eine Nachbarin vermittelt. Ich habe bei ihr einmal die Woche geputzt. Sie hatte zwei Bäder mit weiß gefliesten Wänden und beide Bäder waren komplett grau! Als dann die Mutter von der Frau irgendwann zu Besuch kam, sagte sie: »Frau F., die Wohnung meiner Tochter sieht zum ersten Mal schön aus!« Sie hatte noch nie die Fenster geputzt, aber zu mir hat sie gesagt, dass ich die Fenster putzen soll. Ich habe das alles gemacht. Und später, so nach fünf oder sechs Monaten, in denen ich für sie gearbeitet habe, sagte sie dann: »Frau F., schauen Sie mal, hier sind Flecken, da sind Flecken!« Ich hätte ihr antworten können, dass ihre Wohnung, bevor ich kam, ein schmutziges Loch war und nachdem ich kam, sogar ihre Mutter gesagt hat, dass sie die Wohnung noch nie so sauber erlebt hätte. Aber ich habe nichts gesagt, nur: »Hier, bitte. Ihr Schlüssel, ich komme nicht mehr.« Das Recht habe ich. Das kann ich immer sagen. Aber die zwei bei denen ich gerade arbeite, die haben sich noch nie beschwert. Beide geben mir zuverlässig das Geld und keiner sagt sowas wie: »Aha, heute bist du also früher gegangen.« Auch wenn ich mal anrufe und sage, dass ich nächste Woche nicht kommen kann, sondern erst übernächste, dann ist das völlig okay. Die sagen auch nicht: »Hier ist ein Fehler«. Oder wenn ich mal Urlaub nehme, bitten sie mich auch nicht darum für meine Urlaubszeit eine Vertretung zu suchen. Das sagen die nie! Der Eine bezahlt sogar durchgängig das Geld, wenn ich im Urlaub bin. Er sagt, es sei mein Urlaubsgeld. Ich habe ihm bis jetzt auch nur einmal etwas mitgebracht aus dem Urlaub, sonst habe ich ihm dafür nie etwas gegeben. Was denkst du denn darüber, dass ich noch arbeite? Findest du das blöd, dass ich noch arbeite?

T: Nein, ich habe nur gefragt, weil ich interessiert war, warum du arbeitest.

M: Naja, wir bekommen wenig Geld, das weißt du ja. Zumindest nicht genug Geld. G. [*eine Freundin*] sagt häufig: »Fr. F., warum bleibst du zu Hause? Du kannst dir ein wenig Taschengeld dazu verdienen, wenn du voll arbeitest. Ich kann auch jemanden nach Arbeit fragen und dir Bescheid geben.« Und auch J. [*eine weitere Freundin*] hat früher in mehr

Unser Gespräch fand zwar auf Deutsch statt, es ist aber nur ein für mich verständliches. Ich spreche die Muttersprache meiner Eltern nicht, im Englischen, womit sie mich in den ersten Jahren aufgezogen haben, fühlen wir uns beide nicht wohl und irgendwie hat sich seit meinen Kindergartenjahren die deutsche Sprache für uns durchgesetzt. Sie hat die Sprache aber nie richtig gelernt, sondern sie sich im täglichen Umgang erworben. Ich wiederum habe im Alltag ihre sprachlichen Eigenheiten gelernt. Unser Deutsch ist daher nur für uns verständlich. Dieses Gespräch wurde zweifach übersetzt: Geführt wurde es in *unserem* Deutsch, dann übertragen in eine für andere zugängliche Sprache und zuletzt rückübersetzt in unsere Sprache, um mit meiner Mutter die sprachlichen Änderungen des Interviews abzustimmen.

Es war das erste Gespräch dieser Art, das zwischen uns stattfand. Sie begann ihre Geschichte im Stehen. Nach den ersten fünf Minuten merkte ich, dass ihr Moment des Erzählens schon jetzt war und schaltete das Aufnahmegerät an.

als zehn Häusern geputzt. Einmal hat sie mir auch eine der Wohnungen als ihre Urlaubsvertretung überlassen. Aber jetzt ist sie ja nicht mehr in Berlin. Sie ist jetzt in der Schweiz; ihr Mann hat da Arbeit gefunden und sie arbeitet jetzt auch da.

T: Ich kann mich noch daran erinnern, dass du davor in der Kirche gearbeitet hast. Wie kam es eigentlich dazu?

M: Ich habe am Anfang nur als Urlaubsvertretung für die eigentliche Putzfrau gearbeitet. Dann, das war glaube ich 2004, hat die Köchin deiner Kita mir Bescheid gegeben, dass die Stelle bald frei wird, weil die Kinder der damaligen Putzfrau zurück in die Heimat gefahren sind und sie ihren Kindern hinterher gereist ist. Also gab es keinen zum Putzen. Ich habe mich dann beworben und konnte sofort anfangen.

T: Und hast du angefangen zu putzen, weil wir das Geld brauchten oder weil du eine Arbeit wolltest?

M: Papa hat damals Zeitung ausgetragen und damals hat er auch mehr Geld bekommen. Aber ich habe früher – vor der Hochzeit – auch schon gearbeitet. Das war in einem Restaurant. Ich bin ganz früh hin und habe geputzt. Und angefangen habe ich sofort als ich nach Berlin gekommen bin. Ich habe damals einem Schlepper Geld gegeben und bin mit ihm nach Europa gekommen. Das Geld dazu hat meine Schwester in Sri Lanka von jemandem geliehen; ich musste also jeden Monat was zurückschicken, um den Kredit abzubezahlen. Dann, nachdem ich deinen Vater geheiratet habe, habe ich einmal einen Brief vom Mann meiner Schwester bekommen. Er hat mir Druck gemacht, dass ich mehr Geld schicken müsste, weil das Geld bis dahin nur reichen würde um die laufenden Zinsen zu decken. Ich habe den Brief damals Papa gezeigt. Er sagte nur: »Was soll das? Du schickst die ganze Zeit Geld und sie sagen jetzt, dass sie damit nur die Zinsen bezahlt hätten?« Dein Vater hat einen Brief zurück geschrieben mit der Frage, wie viel Geld noch zu zahlen sei und hat dann das restliche Geld auf einmal zurückgezahlt. Dann war Schluss!

T: Aber warum bist du eigentlich mit Schleppern nach Deutschland gekommen?

M: In Sri Lanka gab es keine Arbeit. Ich habe davor immer für zwei, drei Jahre im Ausland gearbeitet und bin immer nach Sri Lanka zurückgekommen und dachte mir: es gibt nicht das, was wir brauchen und Krieg ist auch. Dann habe ich einen Schlepper aufgesucht, er versprach mir Arbeit in Italien. Und dann hat er mich hierher gebracht. Ich stand in einer U-Bahn Station, vom Flugzeug direkt von der Polizei festgenommen und die haben mich in ein Heim gebracht. Da habe ich dann Papa kennengelernt, aber in der Situation durfte ich nicht arbeiten, daher habe ich illegal gearbeitet: ohne Arbeitspapiere in einem kleinen Restaurant geputzt.

T: Aber warum bist du denn überhaupt damals ins Ausland gegangen?

M: Das habe ich doch gesagt! Damals war Krieg, nur mein Bruder hat gearbeitet, unsere Eltern waren gestorben...

T: Aber fast alle deine Schwestern haben geheiratet und sind in Sri Lanka geblieben, haben in Sri Lanka gearbeitet. Warum bist du ins Ausland gegangen?

M: In Sri Lanka hat niemand gearbeitet! Nur zwei meiner Schwestern haben gearbeitet, sonst keine. Ich habe dort auch nicht das gefunden, was ich haben wollte. In Bahrain, in Singapore, in London da haben wir alles bekommen, solang wir Geld hatten. Shampoo, Kleidung, all die schönen Sachen. Aber das hast du damals in Sri Lanka einfach nicht bekommen. Da habe ich mir gedacht: Ich muss wieder Arbeit finden, irgendwo hier. Und dann hat dieser Schlepper mir von Italien erzählt. Als ich dann aber hier war, in Deutschland, hat er mir erstmal verraten, was für eine Arbeit: im Zirkus! Ich war auch ganz schön verrückt früher...

T: Und was haben deine Schwestern dazu gesagt?

M: Was sollten sie schon sagen? Zu dieser Zeit sind viele Leute ins Ausland gegangen. Die haben bei ihrer Rückkehr immer erzählt, wie viel Rupees sie bekommen haben. In der ausländischen Währung war das nicht sonderlich viel, aber in Rupees hat sich das gut gerechnet.
Das ist lustig, dass du das nach all den Jahren fragst (*lacht*).

T: Und bevor du in West-Berlin in dem Restaurant illegal geputzt hast, hast du ja immer über Zeitarbeitsverträge gearbeitet. Was genau hast du denn jeweils gemacht?

M: In London, da habe ich Wäsche in einem größeren Hotel gereinigt. Erst mussten wir die Bettwäsche zählen und dann reinigen. Das ging sechs Tage die Woche, sonntags hatten wir frei. Da konnten wir dann irgendwo zum Einkaufen gehen, unsere Wäsche waschen usw.

Und nach Singapore sind wir über einen Zwei-Jahresarbeitsvertrag gekommen. Da haben wir aber einmal legal gearbeitet und für eine andere Firma dann noch illegal. Wir sind ganz früh morgens aufgestanden, haben gekocht und Essen in unsere richtige Firma mitgenommen. Das war eine gute Firma, eine Druckerei; als ich da befördert wurde, war ich verantwortlich für den Verkauf. Abends sind wir dann immer zu der anderen, illegalen Arbeit gegangen, das war dann wieder eine Druckerei. Da haben wir das Geld bar auf die Hand bekommen.

T: Und hast du das Geld immer nach Sri Lanka an deine Familie geschickt oder hast du das für dich behalten?

M: Das war vielleicht eine Dummheit! Meine Unterkunft und Verpflegung wurde ja alles von dem Hotel, in dem wir untergebracht waren, bezahlt. Mein Bruder in Sri Lanka hat deshalb gesagt: »Behalte das Geld, wir brauchen das nicht, eröffne ein Konto in England und zahle das Geld darauf ein und lass das dann ruhen.« Das war meine Dummheit: als ich zurückgefahren bin nach Sri Lanka, habe ich all das Geld genommen, bin über Bahrain geflogen und habe ganz viele Geschenke für meine Geschwister in Sri Lanka gekauft: Fernseher, Monopoly, und so was. Mein halbes Geld war weg.

T: Und warum sagst du, dass sei dumm von dir gewesen? Das ist doch schön, du hast doch Geschenke an deine Schwestern gemacht...

***

T: Bevor du ins Ausland gegangen bist, hast du ja noch in Sri Lanka eine Ausbildung im Hotelmanagement angefangen. Warum wolltest du damals im Hotel arbeiten?

M: Ich bin zu zwei, drei Hotels gegangen, aber das ist das Problem: Ich kann die singhalesische Sprache[1] nicht so gut. Ich spreche sie nur ein bisschen. Und dann bin ich auch nicht so groß und nicht so hübsch. Ich trage keinen Nagellack oder so was. Als Rezeptionistin musst du das mitbringen. Solche Frauen nehmen die, aber...

T: Aber warum bist du denn nicht Lehrerin oder Krankenschwester, wie deine Schwestern geworden? Du hättest ja andere Sachen machen können als im Hotelmanagement sein.

M: Mein Bruder hat sich gedacht, dass irgendjemand in der Familie Arzt werden muss. Früher, als wir zur Schule gingen, mussten wir erstmal zu Hause arbeiten: Wir hatten viele Kühe und Hühner und so was. Alles musste versorgt werden. Eine von uns hat die Wohnung sauber gemacht, eine musste das Essen vorkochen; wir hatten zwar eine Frau, die für uns gearbeitet hat, aber irgendwann mussten wir helfen. Wir mussten Sambal machen, für das Brot mussten wir erstmal das Mehl mit der Hand mahlen — früher war das so. Das haben wir alles gemacht. Wir haben viel gearbeitet und sind dann wieder in die Schule gegangen. Und ich hatte eine Oma, die Mutter meiner Mutter. Sie war bettlägerig, aß nur, wenn ich ihr das Essen gab. Wenn die Frau, die für uns gearbeitet hat, ihr das Essen geben wollte, hat sie nicht gegessen. Als mein Papa noch gelebt hat, hat er mich deswegen mit dem Auto von der Schule abgeholt. Mein Papa konnte damals die Hand nicht so gut bewegen und wir hatten kein Automatik-Auto, daher hat ein Mann ihn immer gefahren. Und der Mann hat immer gerufen: »Wo ist denn der Junge?« Und meinte mich damit... (*lacht*).

T: Warum?

M: Ich habe früher immer kurze Haare gehabt und habe Shorts getragen. Das war einfacher für die Arbeit, wir waren damals ja sieben Schwestern und er hat immer zu mir gesagt: »Wo ist denn der Junge?«

T: War das schlimm für dich?

M: Nee... sieben Tage nachdem mein Papa gestorben war, ist meine Oma ebenfalls gestorben. Das war alles ganz komisch danach. Mein Bruder war damals in der zehnten Klasse. Er war noch nicht in der Oberschule. Er hat damals angefangen auf uns aufzupassen. Da hat er sich in den Kopf gesetzt, dass eine von uns Arzt werden muss. Meine Schwestern waren aber alle nicht gut genug in der Schule und es war klar, dass ich Arzt werden muss. Daher hat er mich in die Nachhilfe gesteckt. Aber ich habe mich vor allem für Sport interessiert. Das war das Problem! Ich kam ganz spät nach dem Sport und bin nach Hause, um meinen Pflichten nach zu kommen und dann bin ich wieder zurück zur Nachhilfe. Manchmal auch noch in der weißen Schuluniform, weil keine Zeit zum umziehen war.

T: Warst du denn gut in der Schule?

M: Nein. Nicht gut genug für den Arzt. Aber ich war richtig gut im Sport. Ich hatte viele Urkunden und Medaillen und so was. Das spielen hier nicht viele Leute, Netball heißt das. Darin war ich gut.

1 In Sri Lanka werden Singhalesisch, Tamilisch und Englisch gesprochen. Erstere ist jedoch die meist verbreitete Sprache und für höher qualifizierte Berufe unerlässlich in Sri Lanka, wurde jedoch zu Schulzeiten meiner Mutter im regulären Schulunterricht nicht gelehrt.

T: Dann warst du fertig mit der Schule. Musstest du dann arbeiten oder was hast du gemacht?

M: Mein Bruder hat mich fürs Hotelmanagement angemeldet. Er hatte eine Anzeige in der Zeitung gesehen. Da bin ich dann hingegangen, nach Colombo, in die Hauptstadt und habe bei meiner Tante gewohnt.

T: Wie alt warst du damals?

M: Ich glaube 22, und mit 25 bin ich nach Bahrain gegangen. So alt, wie du jetzt bist.

T: Und du wolltest damals nicht heiraten? Ich meine, mit Anfang, Mitte 20, hast du dir da nicht die Frage gestellt?

M: Nachdem ich aus Bahrain zurückgekommen war nach Sri Lanka, habe ich mich mit meiner Schwester K. zur Ausbildung als Krankenschwester beworben. Wir wurden sogar zum Vorstellungsgespräch nach Colombo eingeladen. Es lief alles gut; aber dann ist der Mann meiner ältesten Schwester dazwischen gekommen. Er hat an Horoskope[2] und so was geglaubt; jedenfalls hat er für uns eins erstellen lassen und uns mitgeteilt, dass wenn wir in ein Flugzeug steigen würden, würden wir abstürzen und nie wieder kommen. Daher hat er – ohne uns Bescheid zu sagen – unsere Bewerbung zurückgenommen.

T: Und wie hast du reagiert?

M: Wir konnten dazu nichts sagen. Dumm sind die alle.

T: Hast du ihm das irgendwann mal gesagt?

M: Nein (*schweigt*). Irgendwann haben wir ihm dann gesagt, wenn wir damals zur Ausbildung gegangen wären, hätten wir jetzt in London Krankenschwestern sein können. So war alles kaputt. Ich habe ihn gefragt: »Jetzt sind wir schon so oft geflogen und was ist passiert? Nichts!«

T: Was hast du dir damals mit 25 eigentlich gedacht, was du heute mit 60 machen würdest? Wolltest du wieder zurück nach Sri Lanka, wolltest du im Ausland leben, eine Familie gründen?

M: Ich dachte, ich könnte irgendwo in einem guten Hotel arbeiten. Aber das war in Sri Lanka nicht möglich, deswegen bin ich raus. Als ich dann zurück war, habe ich mich gefragt: was soll ich eigentlich in Sri Lanka? Ohne Arbeit, ohne... Dann bin ich ja nach Singapore gegangen und als wir zurückgekommen sind, war das ganz schön verrückt für mich. Deine Tante hat wieder angefangen als Krankenschwester in Sri Lanka zu arbeiten. Ich habe mir gedacht: nee, ich suche mir irgendwo einen Schlepper und gehe wieder zurück ins Ausland. So kam ich her.

T: Aber warum Europa? Warum bist du nicht nach Amerika oder Australien gegangen?

M: Das war alles viel teurer, viel teurer.

T: Und hast du eigentlich jetzt noch Lust zu arbeiten? Jetzt, wo du in Rente bist?

M: Ja, ich arbeite gerne.

2 In Sri Lanka ist es weit verbreitet, sich vor wichtigen Entscheidungen an Horoskopen oder numerologischen Deutungen zu orientieren.

Während der Arbeit an diesem Text wurde mir bewusst, aus welcher Perspektive sich mir bestimmte Fragen stellen, die sich für meine Mutter einfach nie ergeben haben. Meine geschlechterbezogene Rollenerwartung und auch Spuren bürgerlichen Wohlstandsfeminismus werden unter anderem in der sich wiederholenden Frage, warum sie denn angefangen habe zu arbeiten, sichtbar. Ich nahm an, dass sie sich ihr Recht zu arbeiten und ins Ausland gehen zu dürfen erst hat erstreiten müssen. Meine Mutter begreift sich hingegen als schon immer arbeitend. Erst nach der Fertigstellung des Textes bemerkte ich ein Unbehagen bezüglich der Rolle, die dieses Gespräch mit meiner Mutter in der *outside* einnehmen wird. Es ist der einzige Erfahrungsbericht, der aus der Perspektive einer *working class*-Migrantin erzählt und damit notgedrungen eine Sonderstellung innerhalb dieser Ausgabe einnehmen muss. Obwohl wir uns in der Redaktion mit dem Themenkomplex Weißsein/Rassismus/Privilegien auseinandersetzen, uns unserer blinden Flecken bewusst sind, ändert die Reflexion darauf doch nicht unmittelbar etwas an der Existenz bestimmter Leerstellen. Diesmal ist es dieses eine Gespräch, das auf diese Lücke verweist. Trotzdem bzw. gerade deswegen steht es nicht (nur) exemplarisch für die Erfahrungen migrantischer Arbeiter_innen in Deutschland: es bleibt die ganz eigene Geschichte meiner Mutter, unser persönliches Gespräch.



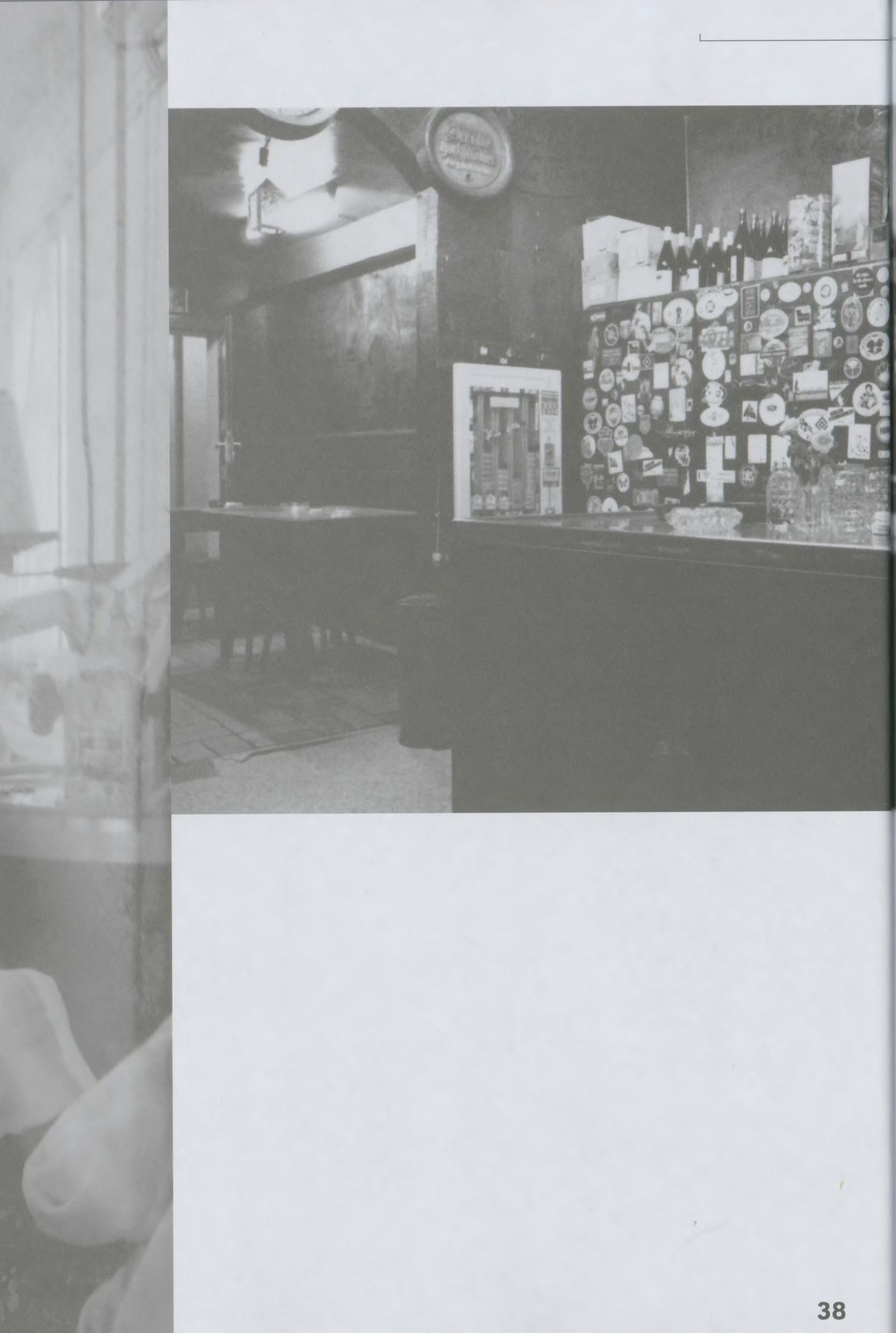
Barbara Hohenadl

Barbara Hohenadl, geboren 1959, verheiratet und Mutter zweier Kinder, Großmutter, studierte Kunstgeschichte, Zeitungswissenschaften und Neuere Deutsche Literatur in München und Marburg/L. Arbeit im Frauenbuchladen, Kunsthandel, Kunstverein Heidelberg, Galerie der Feuerwache in Mannheim. Kuratorin bis 1996. Fotostudium, Feldenkraisausbildung. Lebt als freischaffende Fotografin und Bewegungspädagogin in Heidelberg.

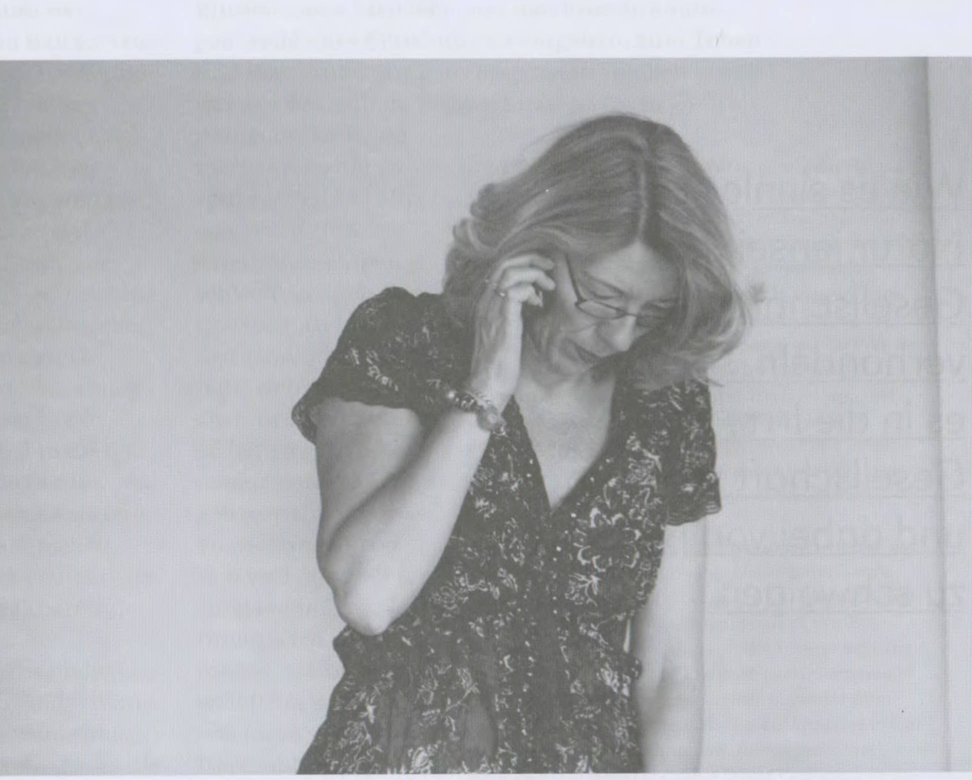

DAMEN - HERREN
SALON
Salon Tina
Damen und Herren
Salon Tina
Damen und Herren











S. 34/35 Ruhepause, Tuilerien, Paris, 1996
Pause vor der Tür, Heidelberg, 2006
S. 36/37 Näherinnen bei ihrer Arbeit, Istrien, 2002
S. 38/39 Inge Klein, Wirtin, Heidelberg, 1999
Ute Fischer, Pflegeorganisatorin, 2010

Charlotte Mohs & Korinna Linkerhand

Natürlich gesellschaftlich? — Überlegungen zu Arbeit, Natur und Geschlecht

Wie es sinnlos ist, Natur jenseits von Gesellschaftlichem zu verhandeln, so führt es in die Irre, von Gesellschaft zu reden und dabei von Natur zu schweigen.

Charlotte Mohs und Korinna Linkerhand

Das Autorinnenkollektiv lebt in Leipzig und empowert sich gegenseitig. Charlotte Mohs versucht emsig, Wert- und Libidotheorie miteinander zu vermitteln. Korinna Linkerhand ist das zu phallisch; sie beschäftigt sich mit feministischen Veranstaltungen und Artikeln zu Themen wie Patriarchat, Sprachfeminismus und weibliche Sexualität, die unter meinefrauengruppe.blogsport.de einzusehen sind.

Unser Text entwickelt Grundlagen eines Verständnisses von Geschlecht, das auf materialistischen Füßen stehen soll. Wir betrachten die beiden Geschlechtscharaktere als Resultat eines herrschaftlichen Mensch-Natur-Verhältnisses, das sich im Kapitalismus im Widerspruch von Lohnarbeit und Kapital reproduziert; Geschlecht und Sexualität stehen folglich stets unter diesen patriarchalen Vorzeichen. Damit wollen wir die Auseinandersetzung um einen materialistischen Feminismus in der *outside the box* weiterführen.
Beginnen wir mit einem ideologiekritischen Exkurs, der in eine Entfaltung des Zusammenhangs von Arbeit, Natur und Geschlecht überleitet.

Natur und Geschlecht: Biologismus und Dekonstruktivismus

Die aktuellen ideologischen Fundamente des Geschlechterverhältnisses sind, so scheint es, enorm widersprüchlich – gerade in ihrem Bezug auf die natürlichen Grundlagen von Geschlecht. Auf der einen Seite findet sich der biologische Determinismus, der neurophysiologisch und evolutionär argumentiert: Männer und Frauen sind halt so, wie ihre geschlechts- spezifisch ausgebildete Hirn- und Hormonstruktur es ihnen vorschreibt. Leider schreibt sie ihnen die ältesten patriarchalen Plattitüden vor: Männergehirne neigen demnach zu Rangkämpfen, zur zielführenden Planung und geradlinigen Durchführung, während unter der weiblichen Schädeldecke Sprach- und Empathiezentren besser vernetzt sind. Das berichten unzählige Studien und populärwissenschaftliche Ratgeber über die schwierige Situation zwischen den Geschlechtern, von denen eines vom Mars, das andere von der Venus sei. Wie von Cordelia Fine in *Die Geschlechterlüge* (2010) ausgeführt, wird in diesen Publikationen ein starkes gesellschaftliches Bedürfnis spürbar, die beiden Geschlechtscharaktere zu erklären und zu bestätigen – eine Sehnsucht, die die wissenschaftliche Fragestellung von vornherein so beeinflusst, dass von objektiv haltbaren Ergebnissen nicht die Rede sein kann.[1]
Interessant hierbei ist, dass der derzeitige Biologismus – anders als sein Vorläufer, der Sozialdarwinismus der vorletzten Jahrhundertwende – anschlussfähig ist für ein kulturalistisches Denken, wie es die Postmoderne kennzeichnet: Immerhin wird die gegensätzliche Prägung von Männer- und Frauenhirnen mit Jahrtausenden geschlechtlicher Arbeitsteilung erklärt. Von höhlenhütenden weiblichen Frühmenschen wird phantasiert und von männlichen Frühmenschen auf Großwildjagd, deren jeweiliges Tagewerk sich in unsere Gene eingeschrieben habe. Männer reden nicht viel mit ihren Freundinnen, weil sie seit Aberhunderten von Generationen feierabends schweigend ins Feuer gestarrt haben: Veränderung ausgeschlossen, einfühlsames Verständnis erwünscht.
Bei näherer Betrachtung werden die scheinbar naturgegebenen Geschlechtscharaktere somit zum biologisch-gesellschaftlichen Grenzfall – ein interessanter Ansatz, der allerdings völlig der Rechtfertigung und Tradierung sexistischer Zuschreibungen gewidmet ist. Ideologisch bedingt, wie er ist, fehlt dem Biologismus jede Reflexion darauf, dass Frauen spätestens seit der kapitalistischen Entfaltung der Produktivkräfte in sehr viel geringerem Maße auf die Fortpflanzung zurückgeworfen sein müssten als während ihrer evolutionären Entwicklungsgeschichte, als Schwangerschaft, Geburt und Stillen wahrscheinlich tatsächlich einen großen Teil ihrer Lebensenergie verschlangen und ihnen bestimmte Tätigkeitsbereiche innerhalb der Gemeinschaft verschlossen.[2]
Im postmodernen Biologismus wird, wie die britische Feministin Natasha Walter in *Living Dolls* (2011) warnt, das Korsett der geschlechterspezifischen Erziehung wieder enger geschnürt. Von der Einsicht, dass Mädchen, um den Einschränkungen weiblicher Erziehung zu entgehen, zum Toben und Bauen und zur Durchsetzungsfähigkeit ermutigt werden sollten, Jungen hingegen zum Gefühlsausdruck, ist heute nur noch wenig zu spüren. Walter führt aus, wie durch das Überhandnehmen geschlechtsspezifischer Konsumprodukte,die den kindlichen Alltag durchziehen, Mädchen in einen pinkfarbenen Prinzessinnenkosmos gezwungen werden, der ihre Vorstellungen von sich und der Welt brachial beeinflusst: Ihnen wird vermittelt, traditionell weibliche Werte wie Liebe, Sicherheit, Harmonie und Schönsein seien das Allerwichtigste.
Es gibt heute kaum mehr Spielzeug, Kinderkleidung, -süßigkeiten oder -pflegeprodukte, die nicht durch die Signalfarben rosa und blau

1 So wird der populäre Beziehungsratgeber *Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken* (2000), verfasst von den KommunikationstrainerInnen Allan und Barbara Pease, von einem Test gekrönt, wie männlich oder weiblich die Leserin selber ist, adäquat zu ihrem Hormonhaushalt: In diesem Sinne korreliert etwa die Unfähigkeit zu multi-tasking mit lesbischen Tendenzen. Der Witz daran ist, dass die Leserin dieselben Fragen beantworten soll wie der männliche Leser, jedoch die erreichte Punktzahl mit einer anderen Zahl multiplizieren muss, um zum endgültigen Ergebnis zu gelangen. Das führt natürlich den ganzen Versuch, Weiblichkeit und Männlichkeit empirisch zu bestimmen, von vornherein ad absurdum.

2 Siehe *Die Entstehung des Patriarchats* (1986), ein Werk der kürzlich verstorbenen Historikerin Gerda Lerner, die mit den Mitteln eines feministisch reflektierten historischen Materialismus versucht, das Patriarchat ausgehend von dieser frühen, geschlechtsbedingten Arbeitsteilung zu erklären. Lerner untersucht die Institutionalisierung der sexuellen, wirtschaftlichen und religiösen Unterordnung der Frau in den Gesetzgebungen Mesopotamiens, Altägyptens und Altisraels und leistet auf diese Weise Pionierarbeit darin, dem Geschlechterproblem mit historischen Mitteln zu Leibe zu rücken. Für heutige Verhältnisse recht unbefangen von einer natürlichen Zweigeschlechtlichkeit ausgehend, betont sie zugleich die Notwendigkeit einer geschichtsbewussten Herangehensweise: »Der offensichtlichste Fehlschluß der Soziobiologen geht auf ihren unhistorischen Erklärungsansatz zurück, der die Tatsache außer Acht läßt, daß Frauen und Männer heute nicht mehr im Naturzustand leben. Die Geschichte der Zivilisation beschreibt den Prozeß, durch den die Menschen sich von ihrem Naturzustand entfernt haben, indem sie Kultur entstehen ließen und entwickelten. [...] Gleichwohl erwarten die Traditionalisten von den Frauen, daß sie dieselben Rollen übernehmen und Tätigkeiten ausführen, die im Neolithikum eine funktionale Bedeutung hatten und für das Überleben der Spezies unerläßlich waren.«

eindeutig Mädchen oder Jungen zugeordnet wären; auch Bücher, Filme und Serien für Kinder sind zunehmend geschlechterspezifisch ausgestaltet. Durch diesen Zuordnungsirrsinn und die damit als ganz natürlich verbreiteten Rollenmodelle von Weiblichkeit und Männlichkeit werden Jungen und Mädchen (ganz zu schweigen von intersexuellen Kindern) in ihren Entwicklungsmöglichkeiten stark eingeschränkt. Da der gesellschaftliche Kontext ein patriarchaler ist, haben besonders die Mädchen unter der strikten Zweiteilung zu leiden: Ihnen wird suggeriert, sie seien weniger leistungs- und konkurrenzfähig als ihre männlichen Altersgenossen, sie werden genötigt, ihren Bewegungs- und Abenteuerdrang zu unterdrücken und sich stattdessen mit der Zurichtung ihrer Körper aufzuhalten, die so schlank und sauber und dekorativ wie möglich zu halten sind. Nicht zuletzt durch seine kulturindustriellen Entsprechungen zementiert der Biologismus also die traditionellen Geschlechterbilder — als lebten wir tatsächlich in einer Welt, in der es darauf ankäme, Prinzesschen oder Pirat zu sein.

Dieser ideologischen Verwurzelung von Geschlecht steht das dekonstruktivistische Freiheitsideologem konträr gegenüber. Der Imperativ der Wahlfreiheit, auch was die Gestaltung der eigenen Gschlechtlichkeit anlangt, widerspricht — oberflächlich betrachtet — der Festschreibung einer unveränderlichen Zweigeschlechtlichkeit, wie sie im selben Gesellschaftszustand mit biologistischen Argumenten betrieben wird.

Dekonstruktivistische TheoretikerInnen, als deren bekannteste Judith Butler firmiert, dominieren seit etwa zwanzig Jahren die kultur- und geisteswissenschaftliche akademische Debatte weit über das Thema Geschlecht hinaus; dekonstruktivistische Geschlechtervorstellungen reichen mittlerweile bis in die Politik der etablierten Parteien und in eine queere Pop- und Alltagskultur hinein, wie sie sich in vielen linken und LGBT-Szenen etabliert hat.

Trotz dieser relativ breiten Verankerung ist der Dekonstruktivismus sein subversives Image bisher nicht losgeworden; besonders in der linken und feministischen Kritik am biologistischen Geschlechterverständnis der Mehrheitsgesellschaft scheint er unverzichtbar zu sein.

Anders als der Feminismus der Zweiten Frauenbewegung geht der Dekonstruktivismus nicht von einem patriarchalen Geschlechterverhältnis aus, in dem die Frau immer schon minderwertig, entmachtet, »die Andere«[3] ist — sondern er will Geschlecht überhaupt als Differenz verstanden wissen. Im durchaus ehrenwerten Bestreben, repressive Biologisierungen aufzulösen, wird dem binären Geschlechtermodell die Utopie der tausend Geschlechter entgegengehalten, von welchen ein jedes dieselbe Daseinsberechtigung und Wertschätzung erfahren soll. Damit verbunden ist eine neue Interpretation des Verhältnisses von Geschlecht und Natur. Biologie wird nun nicht mehr als einer von zwei Hauptfaktoren von Geschlecht betrachtet (wie klassisch bei Simone de Beauvoir) oder zur Nebensache in der politischen Frauenfrage erklärt (wie bei Alice Schwarzer), sondern — theoretisch abgeschafft. In *Körper von Gewicht* (1993) lehnt Butler, trotz gegensätzlicher Versicherung, die Materialität von Körpern, also ihren natürlichen Ursprung, als unerkennbar und unbeschreibbar ab. Der Körper avanciert zum vielfältig deutbaren diskursiven Ereignis, das möglichst jeder Geschlechternorm entzogen und frei gestaltet werden soll. In ihrer Kritik am Biologismus erklärt Butler den menschlichen, immer schon geschlechtlich sozialisierten Körper zum Produkt kultureller Zuschreibungen. Darauf hebt das auch in der deutschsprachigen Theorie vor dem Terminus Geschlecht bevorzugte gender ab: das rein soziale und kulturelle Geschlecht, dessen Verbindung zur Biologie gekappt ist.[4] Wer Natur als Prädiskursives annimmt, geht nach Butlers Urteil den gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnissen auf den Leim, deren Interesse es ist, die Ungleichheit der Geschlechter zu reproduzieren.

Damit liegt sie nicht ganz falsch. Unsere Körper sind zutiefst geprägt von der Sozialisation hin zu einem der zwei Geschlechter, und ihre Betrachtung ist ohne die Brille kultureller Vorstellungen nicht denkbar. Dennoch muss eine materialistische Untersuchung annehmen, dass sich hinter dem Sprechen über Natur und Körper etwas befindet, das diesem Sprechen zugrunde liegt: etwas, das wir Natur nennen können, auch wenn es erst durch den menschlichen Intellekt, der von der Natur entfremdet ist, erfasst werden kann. Der philosophische Begriff der Natur ist eine gedankliche Vergegenständlichung, die universell-menschliche Erfahrungen verallgemeinert und abstrahiert und ohne die Gegenbegriffe Geist und Gesellschaft keinen Sinn ergibt. Wie es sinnlos ist, Natur jenseits von Gesellschaftlichem zu verhandeln, so führt es in die Irre, von Gesellschaft zu reden und dabei von Natur zu schweigen.

Zur Erfahrung von Natur gehören alle körperlichen Erfahrungen. Natur äußert sich in den unhintergehbaren Bedürfnissen, zu essen und zu schlafen, und in der Notwendigkeit zu sterben; sie äußert sich in der Erfahrung von Mangel und Befriedigung, die noch das geistigste Streben antreibt. Auf ge-

3 Nach Simone de Beauvoirs zeitloser Formulierung in *Das andere Geschlecht* (1949).

4 Die dekonstruktivistische Verleugnung des Geschlechtskörpers geht bis hin zum Vorschlag, beim Sex die Lustzentren Penis und Klitoris zugunsten des Anus zu vernachlässigen, der — ganz basisdemokratisch — allen gleichermaßen zur Verfügung steht (Beatriz Preciado), und zum Traum vom übergeschlechtlichen Cyborg, dessen Ablösung von der Natur fast vollkommen ist (Donna Haraway). In beiden Fällen wird Natur bzw. Naturalisierung zur Schuldigen an der Unfreiheit der Sexualität erklärt; das patriarchale Bestreben nach totaler Herrschaft über den Körper wird nicht kritisiert, sondern fortgesetzt.

schlechtsspezifische Weise äußert sich die Körpernatur in Ejakulation, Menstruation und Geburt, die — unabhängig von ihrer kulturellen Einbettung — in allen menschlichen Gemeinschaften zu allen Zeiten stattfinden. DekonstruktivistInnen schießen in ihrer Kritik des Biologismus weit am Ziel vorbei, wenn sie diese natürlichen Grundlagen von Geschlecht verabschieden und somit Natur überhaupt zur Naturalisierung erklären.

Der Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur

In ihrem Versuch, Geschlecht adäquat zu erklären, weisen die Ideologien Biologismus und Dekonstruktivismus also grundsätzliche Mängel auf. Weder ist Geschlecht Schicksal der Natur noch lässt es sich schlichtweg in eine Mannigfaltigkeit auflösen, denn es ist mehr als diskursives Produkt. So weit, so gut — aber wieso braucht es die Annahme von Natur, um die Kategorie des Geschlechts zu bestimmen? Und inwiefern ist Geschlecht, über den materialistischen Begriff der Arbeit, doch wiederum als gesellschaftlich zu verstehen?
Um sich diesen Fragen zu nähern, ist es notwendig, sich erstens das Verhältnis von Natur und Gesellschaft näher anzuschauen und zweitens zu verstehen, wie sich die gesellschaftlichen Verhältnisse im Subjekt niederschlagen. Denn es sind ja Subjekte — vergesellschaftete Einzelne —, die sich als Männer und Frauen gegenüberstehen.

Maßgeblich für den Zusammenhang von Natur, Individuum und Gesellschaft ist und bleibt, in welcher Form der Mensch sich die Natur aneignet. Im Laufe eines langen Zivilisationsprozesses lernt er, die Natur seinen Bedürfnissen gemäß zu gestalten. Dass der Mensch mit wachsendem Selbstbewusstsein die Natur umfassend bearbeitet, macht überhaupt sein gesellschaftliches Wesen aus: Indem er sich die Natur zum Objekt seiner Arbeit setzt, wird er selber zum Subjekt. Durch die Arbeit als zweckgerichtete Tätigkeit, »worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigne Tat vermittelt, regelt und kontrolliert«[5] bringt er sie in eine »vermenschlichte« Form. Gesellschaft und Natur sind also wechselseitig vermittelt über die menschliche Tätigkeit, wobei jede Art der gesellschaftlichen Produktion ihre Grenze am natürlichen Material hat. Zwar hat der Mensch nur einen gesellschaftlichen Zugang zur Natur, doch gibt es an dieser immer etwas, das unabhängig von der Gesellschaft existiert.
Um die Segnungen der Zivilisation zu genießen, muss der Mensch seine unmittelbaren Triebregungen zurückstellen. So kann Nahrung nur zubereitet und konserviert werden, wenn man dem Impuls, sie sofort zu verzehren, widersteht, um im Winter nicht zu verhungern. Ein bestimmtes Maß an Triebverzicht, wie ihn jeder Säugling schmerzvoll erlernen muss, ist daher allen Epochen gemeinsam, denn der Prozess der Zivilisation ist einer der fortschreitenden Naturbeherrschung — oder mit Adorno und Horkheimer gesagt: »Die Geschichte der Zivilisation ist die Geschichte der Entsagung.«[6] Die Genese des Subjekts handelt folglich von der Verdrängung seiner Sinnlichkeit und körperlichen Lüste. In welcher Form diese Verdrängung der Triebe allerdings stattfindet, kann nur mit Blick auf die konkreten historisch-gesellschaftlichen Verhältnisse beantwortet werden. Wir konzentrieren uns auf die kapitalistische Gesellschaft. In dieser werden feudale Herrschaftsverhältnisse, die auf persönlicher Abhängigkeit beruhen, von der sachlich vermittelten Herrschaft des Kapitals abgelöst. Dass sich das Kapital zu einer objektiven Macht über die Köpfe der Menschen hinweg verselbständigt, gründet im widersprüchlichen Charakter der Warenproduktion und dieser wiederum im *Doppelcharakter der Arbeit*.
Bekanntlich produzieren die WarenbesitzerInnen privat und unabhängig voneinander und treten erst im Austausch ihrer Waren in Kontakt zueinander. Ihre konkreten Arbeiten werden also nicht unmittelbar gesellschaftlich anerkannt, sondern stellen im Austausch der Waren den Zusammenhang zwischen den ProduzentInnen her. Um die je unterschiedlichen Arbeiten der Einzelnen, die sich in der Ware vergegenständlicht haben, im Austausch aufeinander beziehen zu können, ist es notwendig, von deren konkreten Eigenschaften zu abstrahieren. Um etwa Schuhe gegen Hüte zu tauschen, nutzt es nichts, an die Tätigkeit der Schuh- und HutmacherInnen zu denken; entscheidend ist, dass alle überhaupt Arbeit in ihre Produkte gesteckt haben. Die Waren werden also auf ihr Gemeinsames reduziert, nämlich Produkte menschlicher Arbeit überhaupt zu sein. Durch den Austausch erlangt also die allgemeine Arbeit die

Nicht zuletzt durch seine kulturindustriellen Entsprechungen zementiert der Biologismus die traditionellen Geschlechterbilder — als lebten wir tatsächlich in einer Welt, in der es darauf ankäme, Prinzesschen oder Pirat zu sein.

5 Karl Marx/Friedrich Engels Werke, Bd. 23, Berlin 1958, S. 192.
6 Theodor W. Adorno/Max Horkheimer: *Dialektik der Aufklärung*, 1984, S. 51f..

gesellschaftliche Bedeutung, die allgemeine *Form der konkreten Arbeiten* zu sein. Als in den Waren vergegenständlichte nimmt diese abstrakte Arbeit wiederum die *Form des Werts* an, der im Tauschwert der Ware erscheint. Weil die konkreten Arbeiten also nur über den Austausch in der vergegenständlichten Form abstrakter Arbeit gesellschaftlich sind, werden die Beziehungen der Menschen zu Beziehungen zwischen den Sachen. Der Wert gibt sich nicht zu erkennen als der Ausdruck dieses Verhältnisses zwischen Privatarbeiten, sondern erscheint als der Ware natürlich anhaftende Eigenschaft. Seine Bewegung verselbständigt sich gegenüber den konkreten Arbeiten der einzelnen WarenbesitzerInnen, die zu bloßen Agenten des gesellschaftlichen Vollzugs werden. Der Endzweck ist nicht mehr die Produktion von Gebrauchswerten, sondern die Selbstverwertung des Werts. Die Gesellschaft stellt sich also nur her durch die Abstraktion von den konkreten Arbeiten der Einzelnen, die sich in der Form allgemeiner menschlicher Arbeit im Wert vergegenständlichen. Unter dieser Herrschaft des Werts über den Gebrauchswert wird die konkrete Natur – einschließlich der Leiblichkeit der ArbeiterInnen – zu einer abstrakten, quantifizierbaren Größe, die es zum Zwecke der Verwertung zu beherrschen gilt. Der konkrete Stoffwechselprozess zwischen Mensch und Natur erscheint als ein verkehrter Zusammenhang – als Verhältnisse der Sachen.[7]

Der konkrete Stoffwechselprozess zwischen Mensch und Natur erscheint als ein verkehrter Zusammenhang – als Verhältnisse der Sachen.

Der zweckgerichtete Charakter und seine Sehnsüchte

Innerhalb der kapitalistischen Vergesellschaftung wird sowohl in der Realität als auch im Denken von der konkreten Natur abstrahiert. Was heißt das nun aber für die Subjekte, die jeden Tag fleißig diese Gesellschaft reproduzieren? Natürlich lässt auch sie das nicht unberührt. Im Gegenteil: Von Geburt an verinnerlichen sie die gesellschaftlichen Strukturen. Das heißt keineswegs, dass das Individuum in seinen Bestimmungen identisch wäre mit der Gesellschaft. Marx' Bezeichnung des Menschen als »gesellschaftliches Tier« bringt die Sache auf den Punkt: Der Mensch ist nicht nur ein soziales, sondern zugleich ein Naturwesen. Er bewegt sich also immer schon entlang der Grenze zwischen Natur und Gesellschaft. Dies weiß auch die Freud'sche Psychoanalyse: Als Triebwesen strebt der Mensch zunächst danach, seine inneren libidinösen Wunschregungen zu befriedigen. Erst nach und nach erfährt diese Innenwelt ihre Prägung durch die Außenwelt. Die Transformation der Triebe durch die Realität ist unter der Herrschaft des Kapitals – ganz allgemein formuliert – von repressiver Art. Um unter dem Kapital sein Leben zu fristen, muss der Einzelne sich dem Zwecke der Verwertung fügen – meist, indem er seine Arbeitskraft zu Markte trägt – und dabei seine Leiblichkeit gewaltsam disziplinieren. Wie im Tausch von den konkreten Gebrauchswerten abstrahiert wird, muss das Subjekt, um sich selbst zu erhalten, schonungslos die eigenen Triebe kontrollieren. Der Widerspruch zwischen konkreter und allgemeiner Arbeit der warenproduzierenden Gesellschaft – zwischen Wert und Gebrauchswert – setzt sich so im Subjekt fort: Es muss sich auch in seiner Psyche mit eben jener Zerrissenheit herumschlagen, nämlich die eigenen Wünsche gewaltsam mit der gesellschaftlichen Form in Einklang zu bringen. Dies kann es nur, indem es sich durch ein hohes Maß an Triebverzicht mit dem repressiven Allgemeinen identifiziert, obwohl dieses ihm seinen Anspruch auf Glück größtenteils versagt. Das Resultat ist bekannt: der männliche zweckgerichtete Charakter, der sich gegenüber der eigenen konkreten Körperlichkeit einzig als beherrschender, rationaler Geist verhält.

Die Verinnerlichung gesellschaftlicher Herrschaft geht also Hand in Hand mit der Verdrängung der eigenen Sinnlichkeit. Was hat das nun aber mit dem Geschlecht zu tun? Unsere These dazu lautet, dass das Geschlechterverhältnis ein Austragungsort genau jener verdrängten Triebe ist, dass also in ihm die ausgeblendete Naturgebundenheit des bürgerlichen Subjekts in veränderter Gestalt wiederkehrt.[8] Das verdrängte Material wird abgespalten und auf die Frau projiziert und naturalisiert – diesmal aber nicht als die quantifizierende Naturkonzeption, wie sie in den Wissenschaften herrscht, sondern als Ausdruck von Sinnlichkeit, Schönheit, Verführung etc. Die moderne Vorstellung von Natur trennt sich also in zwei Sphären: Einmal wird sie formalabstrakt betrachtet und einmal stellt sie sich dar als mit dem Weiblichen assoziierte Natur. Im patriarchalen Geschlechterverhältnis werden die Momente verhandelt, die nicht in der durch das Kapital vermittelten Vergesellschaftung aufgehen und daher verdrängt werden müssen. Das heißt nicht, dass diese Momente nicht Teil der gesellschaftlichen Praxis sind, entscheidend ist, dass sie nicht als sol-

7 Der Zusammenhang von Wert, Wertform und abstrakter Arbeit kann z.B. im neuen Artikel von Ingo Elbe nachgelesen werden: http://www.rote-ruhr-uni.com/cms/Soziale-Form-und-Geschichte.html.

8 Ausführlicher kann der hier dargestellte Zusammenhang von Naturverdrängung und Wiederkehr des Verdrängten im Geschlechterverhältnis nachgelesen werden in: Carmen Gransee, *Grenzbestimmungen. Zum Problem identitätslogischher Konstruktionen von »Natur« und »Geschlecht«*, 1999, (insbesondere 2. Kapitel).

Inwiefern ist Geschlecht, über den materialistischen Begriff der Arbeit, doch wiederum als gesellschaftlich zu verstehen?

che bewusst werden. Sie erscheinen als eigene, von der Warenförmigkeit abgetrennte Sphäre, eben als Natur oder im Traum; aber auch im Nichtkalkulierbaren und Zerstörerischen, als Gefahr und Unvernunft.

Verdrängt das Subjekt seine Triebe und Wünsche, so folgt daraus keineswegs, dass diese verschwinden. Die vom Ich im Unbewussten gehaltenen Regungen streben unerbittlich danach, wieder bewusstseinsfähig zu werden. Dies erfolgt auf zwei Umwegen: Zum einen verlagert das Ich verbotene Wunschregungen in die Außenwelt, projiziert sie also auf Andere. Das alte patriarchale Bild von der Frau als Verführerin rührt also aus dem Bedürfnis, die Erinnerung an die eigene, verdrängte Sexualität abzuwehren. Zum Zweiten wird der Inhalt der Wünsche derart bearbeitet und umgedeutet, dass sie dem Bewusstsein nicht mehr als verboten erscheinen und dadurch bewusstseinsfähig werden. Die Art und Weise der Umdeutung und Projektion ist natürlich in hohem Grade gesellschaftlich geprägt. In Bezug auf das Geschlechterverhältnis lässt sich folgern, dass die verdrängte Sinnlichkeit in Form der zwei Geschlechtscharaktere ins Bewusstsein wiederkehrt. Durch die Spaltung der Menschen in zwei Geschlechter kann das Subjekt seine innere Widersprüchlichkeit realitätsgerecht ordnen, d.h. seine Wünsche der warenförmigen Gesellschaft anpassen. Dem männlichen Subjekt kommen jene Eigenschaften zu, die mit der abstrakten Vergesellschaftung und dem dazugehörigen geistigen Prinzip vereinbar sind: Rationalität, Aktivität, Autonomie; dem weiblichen all jene, die unter der formalen Selbstbewegung des Werts unbewusste Sehnsüchte bleiben: Emotionalität, Wärme, Passivität. Das männliche Subjekt darf sich nicht ohne weiteres als gefühlvoll und abhängig von Anderen, geschweige denn vom Körper wahrnehmen und verbannt diese Empfindungen ins Phantasma der Weiblichkeit. Frauen hingegen beschert diese Art der Vergesellschaftung den nahezu unlösbaren Konflikt, sich als Subjekt verwerten zu müssen, gleichzeitig aber als Liebes- und Herrschaftsobjekt des Mannes herzuhalten.

In den sozialen Beziehungen im weitesten Sinne zeigt sich die Widersprüchlichkeit als Trennung der Sphären der Produktion und Reproduktion. Das Kapital muss, will es sich am Leben erhalten, beständig neue Arbeitskraft in sich einsaugen. Der Arbeiter kann jedoch seine Arbeitskraft nur verausgaben, weil er ein leibliches, sinnliches Wesen ist – mit Muskeln, Nerven und Hirn. Das Kapital denkt aber nur an seine eigene Reproduktion: Es zählt allein der Wert, den die Arbeitskraft innerhalb einer bestimmten Zeit schafft. Das Kapital leugnet die Abhängigkeit der Produktion von der Natur. Deswegen kann auch hier die Reproduktion des Menschen als bedürftiges Naturwesen nicht als gesellschaftliche Größe erscheinen und wird in eine abgetrennte Sphäre verbannt.[9] So etabliert sich mit der Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft ein von der produktiven Arbeit separierter, privater, scheinbar natürlicher Bereich, für den die Frau zuständig ist und der jegliche für das Kapital unproduktiven Arbeiten umfasst – also alle Tätigkeiten, die keinen Wert schaffen. Der Zusammenhang zwischen Reproduktion des Kapitals und Reproduktion der Ware Arbeitskraft erscheint damit nicht mehr als ein Verhältnis zwischen Gesellschaft und Natur, sondern beide Bereiche kommen als natürliche Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen daher. Die gesellschaftlichen Rollen werden aus der allgemeinen Natur des Menschen erklärt und können somit als statisch und unveränderbar legitimiert werden.

Die Naturalisierungen durchziehen also verschiedene Dimensionen: Die Geschlechterbilder prägen die körperliche und psychosexuelle Konstitution der Subjekte sowie deren gesellschaftliche Beziehungen. Die Kategorie Geschlecht verweist also zugleich auf den Menschen als Naturwesen sowie auf die gesellschaftlichen Verhältnisse, in der die Naturgebundenheit geleugnet und der Frau angelastet wird. Geschlecht ist damit als Grenzbegriff zwischen Natur und Gesellschaft zu fassen.[10] Vor diesem Hintergrund lässt sich die Kritik an Biologismus und Dekonstruktivismus, von der wir ausgegangen sind, noch zuspitzen: Letzten Endes sind sie die zwei Seiten einer Medaille, sowohl was ihren Naturbegriff anlangt, als auch wegen der Folgerungen, die daraus jeweils für das Verhältnis von Geschlecht und Arbeit gezogen werden.

Geschlecht und Arbeit: Biologismus und Dekonstruktivismus II

Was nämlich die dekonstruktivistische Theorie mit dem Biologismus verbindet, ist der ideologische Zusammenfall von Subjekt und Gesellschaft. Beide verfehlen die Bestimmung von Geschlecht als Grenzbegriff von Natur und Gesellschaft, indem sie eine der beiden Positionen verabsolutieren: Natur oder Gesellschaft. Richtiger gesagt, erklären beide Strömungen Geschlecht von Kultur aus; denn wie im postmodernen Biologismus Natur kulturalistisch interpretiert wird, hält die dekonstruktivisti-

9 Siehe dazu auch die Wert-Abspaltungs-Theorie der Wertkritikerin Roswitha Scholz, die vom Kapitalismus als einem »warenproduzierenden Patriarchat« spricht.

10 Siehe dazu auch den sehr aufschlussreichen Artikel von Micha Böhme: Die Verdinglichung gesellschaftlicher Verhältnisse im Subjekt, online nachzulesen unter: http://www.conne-island.de/nf/164/21.html

sche Gesellschaftstheorie einem dialektischen Begriff von Gesellschaft nicht stand, der – wie oben entwickelt – auf dem Spannungsverhältnis zwischen einzelnem Subjekt und gesellschaftlichem Ganzem beruht. Stattdessen sind die Subjekte laut dekonstruktivistischer Deutung immer schon Kultur, sie gehen aus ihr hervor und bewegen sich unentrinnbar in ihr. Folglich gibt es keine gesellschaftliche Objektivität mehr und keinen objektiven Maßstab, an dem die Widersetzlichkeit des vergesellschafteten Individuums gemessen werden könnte. Damit wird eine universalistisch vorgebrachte Gesellschaftskritik unmöglich, wie sie sich in Marx' Forderung äußert, »alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist.«[11]
Der fehlende Gesellschaftsbegriff beider Ideologien wird nicht mehr als das zentrale Moment im Vergesellschaftungsprozess begriffen, dem alle Subjekte gleichermaßen unterliegen und das ihr Verhältnis zur Gesellschaft vermittelt. Die leitende Ideologie zu Marx' Zeiten und noch lange danach bestand im Sozialdarwinismus, der das starke Unternehmersubjekt propagierte und offen sexistisch, rassistisch und bourgeois argumentierte. Er präsentierte die kapitalistische Gesellschaft als dem Einzelnen feindlich; es gelte, sich die Welt untertan zu machen, zu fressen, statt gefressen zu werden. Die Rechtfertigung von Herrschaft und Ausbeutung, somit von Patriarchat und Kapitalismus, trat darin noch unverschleiert zutage.
Heute haben sich die Vorstellungen von Arbeit und Geschlecht den Anforderungen der Globalisierung und einer flexibilisierten Arbeitswelt angeglichen. Lohnarbeitsverhältnisse sind oftmals nicht mehr langfristig existenzsichernd und identitätsstiftend; es mehren sich Arbeitsbiographien, die durch Brüche und Anpassung an verschiedene Umstände und Leistungsprofile gekennzeichnet sind. Dazu verschwimmen zunehmend die Grenzen von Arbeit und Freizeit, also von Produktion und Reproduktion. Die Schichtarbeit in der Fabrik ist vielfach unsicheren Zeitarbeitsverhältnissen und dem Home Office gewichen; parallel dazu wird die freie Zeit genutzt, den eigenen Marktwert zu steigern: durch Fitness, sogenanntes lebenslanges Lernen oder das Knüpfen von Netzwerken. So kann die freiberufliche Arbeitnehmerin, die den ganzen Tag lang zumindest telefonisch verfügbar sein muss, beim *socializing* mit Kollegen oder potenziellen AuftraggeberInnen in ihrem Lieblingscafé nicht mehr recht sagen, wann sie arbeitet und wann nicht. Die Forderung des Tages lautet, sich eine individuelle, gut vernetzte Überlebensnische zu suchen, sich notfalls mit dem Existenzminimum zufrieden zu geben und das Ganze auch noch als ureigenste Selbstverwirklichung zu bejahen. Das kapitalistische Herrschaftsverhältnis gegenüber der Natur, wie es sich im patriarchalen Gefälle der Geschlechter sowie im Zwang zur Lohnarbeit äußert, bleibt dabei gesellschaftskonstituierend; aber die Unsicherheit in den Arbeitsverhältnissen erfordert veränderte Ansichten über Geschlecht.

Der postmoderne Biologismus reagiert auf diesen Wandel mit dem Bemühen, Arbeit und Geschlecht ideologisch wieder zu verwurzeln. Frauen, erklären BiologistInnen, seien nicht minderwertig, nur anders – und übersehen dabei geflissentlich, dass Frauen mit Hilfe dieses Erklärungsmodells in den mieseren Arbeitsverhältnissen der patriarchalen Gesellschaft festgehalten werden. Der biologische Determinismus ermuntert Frauen, weiterhin un- bis unterbezahlte Tätigkeiten abzuleisten, entsprächen die Vorlieben für Nestbau, pädagogische, pflegerische und künstlerische Berufe doch ihrem natürlichem Interesse; Physik und Maschinenbau – Studienberufe mit ökonomisch weit günstigeren Aussichten – könnten sie getrost den Männern überlassen. Im Widerspruch zur klassischen Emanzipationsforderung, Frauen bräuchten vor allem einen Beruf, um finanziell unabhängig zu sein, wird dadurch das Dasein als Mutter in Teilzeit, die nachmittags die Gören und den Haushalt rockt (und sich nach zehn Jahren mit Burnout einliefern lässt[12]), wieder salonfähig. Jedoch wird es, anders als im Sozialdarwinismus, nicht mehr der Gesamtheit der Frauen als alleinige weibliche Mission auf Erden verordnet – sondern zur Entscheidung der Einzelnen verklärt. Kanzlerinnen, Chefärztinnen und weiblich dominierte Aufsichtsräte seien ja eine prima Sache; aber die meisten Frauen wollten das gar nicht.
Die Karriere zugunsten der Kinder zurückzufahren, im Ehrenamt vor sich hin zu wurschteln oder die Sicherheit einer Langzeitbeziehung einem abenteuerlichen Sexleben vorzuziehen: Diese traditionellen Entscheidungen in Lebensläufen von Frauen befänden sich, das zeige die Statistik, mehr im Einklang mit der weiblichen Natur. Mann und Frau stünden einander gleichberechtigt, aber eben sehr verschieden gegenüber.
Derselbe absonderliche, doch durchaus zeitgemäße Demokratismus, dessen Doktrin die Gleichwertigkeit des Verschiedenen ist, liegt dem Dekonstruktivismus zugrunde. Er behauptet eine unendliche Vielfalt der Geschlechter wie der Existenzformen: Was verbindet die Kreativtante von nebenan schon mit der Bankangestellten drei Häuser weiter und erst recht mit der Bäuerin im Maghreb, über deren

11 Karl Marx, *Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie.* Einleitung, in: Karl Marx/Friedrich Engels Werke, Berlin 1956ff., Bd. 1, S. 379.
12 Die Doppelbelastung durch Lohn- und unentgeltliche Haus- und Erziehungsarbeit treibt auch heute viele Frauen in Zustände psychischer und körperlicher Überforderung – noch verschärft vom postmodernen Zwang zur Selbstperfektionierung (siehe Ulrike Heidenreich, *Mütter im 21. Jahrhundert*, SZ vom 20.11.12).

Lebensrealität sich von unserer Warte nichts aussagen lasse? Mit diesem Beharren auf Differenz stößt die dekonstruktivistische Wahlfreiheit, die sich so gern als Feindin aller Naturalisierungen gebärdet, in dasselbe Horn wie ihr biologistisches Pendant: Die beruflichen und privaten Entscheidungen der Einzelnen sind in jedem Fall als Selbstverwirklichung zu respektieren. Auf diese Weise mutet es völlig unbedenklich an, wenn eine junge Frau sich im Vollgefühl ihrer Individualität dafür entscheidet, nach dem Abitur Erzieherin zu werden, sich für ein sexistisches Werbeplakat ablichten zu lassen oder eine Liebesbeziehung mit einem um einiges älteren, wohlsituierten Mann einzugehen und ihm — ganz nebenbei, wie es sich eben ergibt — die Bude sauber zu halten. All diese Tätigkeiten sind Sammelbecken weiblicher Tugenden, die die Betreffende in ihrem einsozialisierten Geschlechtscharakter bestätigen und ihrer persönlichen Entwicklung, deren Weichen von vornherein auf Weiblichkeit gestellt worden waren, kaum andere Möglichkeiten zugestehen. Die kulturalistische Freiheit durch Identität mit sich selbst entpuppt sich als Scheinfreiheit, die die patriarchalen Verhältnisse zementiert. Biologismus wie Dekonstruktivismus behindern ein feministisches Bewusstsein, das zur kritischen Sicht auch der eigenen Lebensverhältnisse aufruft: Muss das so laufen, will ich das wirklich? Welche anderen und besseren Möglichkeiten habe ich? Eine andere deprimierende Konsequenz des bunten Nebeneinanders von beruflichen und geschlechtlichen Identitäten ist der Verlust an Solidarität untereinander, die nötig wäre, um sich gegen patriarchale Zumutungen im Hier und Jetzt zur Wehr zu setzen — nicht nur in der Arbeitswelt, wo Frauen nahezu überall mit sexistischer Diskriminierung zu kämpfen haben, ob es sich dabei um sexuelle Belästigung handelt, um fortdauernde Lohnungleichheit oder die Erwartungshaltung, sich für den Abwasch in der Betriebsteeküche zuständiger zu fühlen als die männlichen Mitarbeiter. Erst der feministische Austausch mit anderen Frauen kann zu der Erkenntnis führen, dass bestimmte Mängel und Unsicherheiten, die der Einzelnen das Leben schwer machen, eben keine individuellen Probleme sind, sondern Widersprüche, die in der weiblichen Subjektivität selbst liegen. Unterschiedliche Erfahrungshorizonte anzuerkennen ist notwendig, darf aber nicht dazu führen, die Einsicht zu Grabe zu tragen, dass alle Differenzen in Arbeits- und Geschlechterverhältnissen letztlich auf dasselbe Verhältnis von Gesellschaft und Natur zurückzuführen sind, das materialistisch und universalistisch zu bestimmen ist. Unvermitteltes Differenzdenken, ob biologistischer oder dekonstruktivistischer Prägung, bietet keine Perspektive der Befreiung: Alles bleibt mit Notwendigkeit, wie es immer schon gewesen ist, die Subjekte können und sollen nicht aus ihrer Haut. Weder das Geschlechterverhältnis noch die durch Lohnarbeit vermittelte Gesellschaft können auf diese Weise angemessen kritisiert werden.

Schluss

Kommen wir zum Schluss noch einmal auf dieses verquickte Verhältnis zurück. Wir haben Geschlecht als Grenzbegriff bestimmt, weil die beherrschte Natur des bürgerlichen Subjekts im patriarchalen Geschlechterverhältnis seine Bewegungsform findet. Geschlecht ist also als Produkt gesellschaftlicher Naturalisierungen zu verstehen, die wiederum aus dem spezifischen Stoffwechselprozess mit der Natur hervorgehen. Insofern sind die Geschlechtscharaktere in erster Linie als gesellschaftlich konstituierte zu kritisieren. Aber genau weil in materialistischer Perspektive das Verhältnis von Gesellschaft und Natur auf den Begriff gebracht werden soll, muss die Natur als etwas von der Gesellschaft Unabhängiges und ihr Entgegengesetztes mitgedacht werden. Passiert das nicht, entziehen wir dem menschlichen Stoffwechselprozess den Boden unter den Füßen. Da zu diesem die Reproduktion der Menschen gehört, ist davon auszugehen, dass auch dem Geschlecht ungesellschaftliche, unverfügbare Momente innewohnen. Weiter ließe sich sagen, dass diese immer etwas mit Fortpflanzung, Gebärfähigkeit und ähnlichen Dingen zu tun haben. Die natürlichen Anteile genau bestimmen zu wollen, ist unmöglich, denn wir haben zur Natur nur einen gesellschaftlich vermittelten Zugang, praktisch durch den Arbeitsprozess und theoretisch durch unsere Begriffe. Trotzdem ist es notwendig, auf den Menschen als Naturwesen zu reflektieren — aber weniger durch Definition als durch Konstellation im Sinne Adornos: »Indem die Begriffe um die zu erkennende Sache sich versammeln, bestimmen sie potentiell deren Inneres, erreichen denkend, was Denken notwendig aus sich ausmerzte.«[13] Zum anderen, und das ist entscheidend, ist ein Mehr an Aussage über mögliche biologische Grundlagen auch gar nicht

> Die Verinnerlichung gesellschaftlicher Herrschaft geht also Hand in Hand mit der Verdrängung der eigenen Sinnlichkeit. Was hat das nun aber mit dem Geschlecht zu tun?

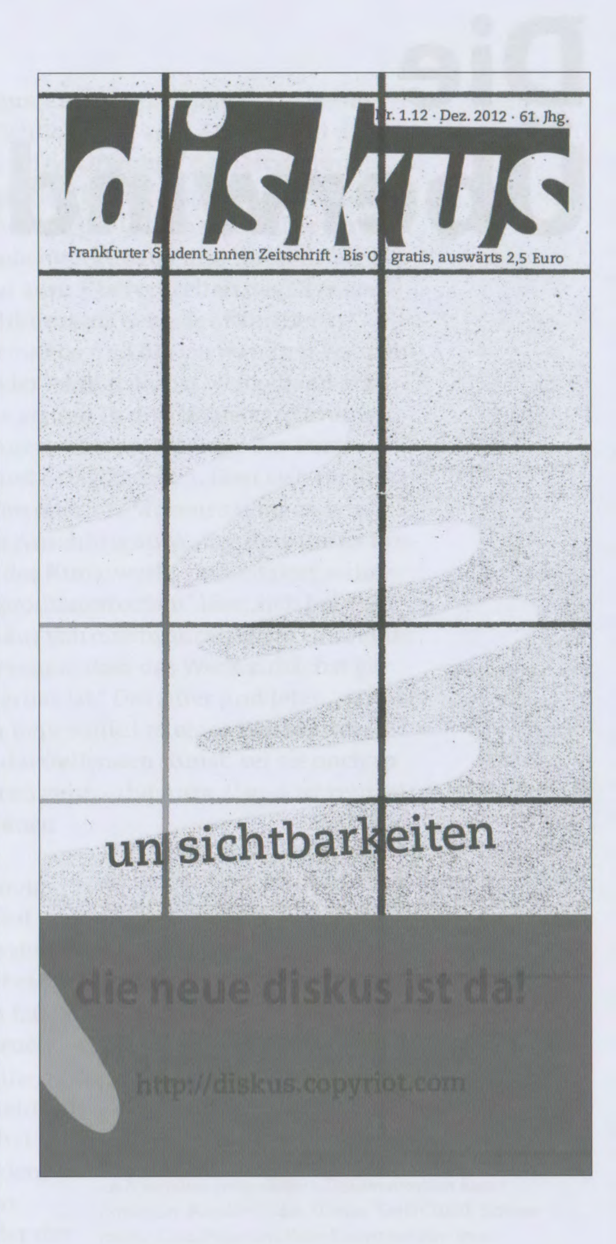
13 Theodor W. Adorno, *Negative Dialektik*, 1975, S. 164f.

erstrebenswert. Denn eines sollte klar geworden sein: Der Mensch als »gesellschaftliches Tier« regelt seine Reproduktion innerhalb eines gesellschaftlichen Zusammenhangs, dem unmittelbaren Naturzusammenhang ist er lange schon entrückt. Jedes Stück (Geschlechts-)Natur ist also gesellschaftlich überformt. Die Problematik des Patriarchats liegt in der Verdrängung ihrer Naturgebundenheit, die das Subjekt als Einzelnes und die Gesellschaft als Ganzes vollziehen müssen, um sich am Leben zu erhalten. Es ist nicht die fälschlicherweise statisch gedachte Natur, die den Menschen ihr ambivalentes Verhältnis zum Körper und die Geschlechtsidentität auferlegt. Die Gesellschaft hat den Naturzwang, der den Menschen einst das Leben erschwerte, verwandelt; niemand ist mehr direkt von biologischen Facts bestimmt. Der Zivilisation wohnt durchaus das Potenzial inne, die Natur dahingehend zu verändern, dass Leiden vermindert wird und sich mehr Glücksmöglichkeiten eröffnen. Wer weiß, inwieweit der Frauenkörper mittels technischer Errungenschaften tatsächlich vom Gebären emanzipiert werden könnte? Schuld daran, dass das Geschlecht noch immer wie ein »gewachsener Fels« (Freud) die Menschheit spaltet, ist der gesellschaftliche Zwangszusammenhang, der veränderbar wäre, jedoch gemeinsam mit der Körpernatur ins Unbewusste verdrängt ist und daher ideologisch verklärt wird. Wenn eine Frau heute noch bei der Geburt stirbt, handelt es sich kaum mehr um den Fluch der (biologischen) Weiblichkeit. Vielmehr sind die gesellschaftlichen Umstände anzuklagen, die derjenigen die heilkundliche Behandlung aus Kosten- oder ideologischen Gründen verweigert haben.

Diese aufklärerische Seite des Kapitals hat den Pferdefuß, dass die Aufhebung des patriarchalen Geschlechterverhältnisses seine Grenze an eben demselben Kapital hat.

Innerhalb der kapitalistischen Totalität wird es, allen Demokratisierungstendenzen der Geschlechtscharaktere zum Trotz, immer eine Kontinuität in der Subjektstruktur und somit des patriarchalen Geschlechterverhältnisses geben. Das klingt nach einem Widerspruch – aber dieser ist in der Sache selbst zu suchen. Ohne Zweifel wurden seit dem Beginn der bürgerlichen Gesellschaft immer mehr Individuen zu Subjekten vergesellschaftet, die sich dem Kapital unterwerfen mussten, indem sie die eigene Natur verdrängten. Diese Subjektform hat sich vom männlichen Bourgeois auf Proletarier beiderlei Geschlechts, bürgerliche Frauen und schließlich Schwarze ausgeweitet und greift in vielen Teilen der Welt weiter um sich. In dieser Hinsicht stimmt es, dass vor dem Kapital alle gleich sind; und so können dann endlich auch Männer Babyurlaub nehmen und Frauen in der Chefetage einer Aktiengesellschaft sitzen. Denn die dem Kapital innewohnende Demokratisierung reicht so weit, dass sich einerseits die Geschlechtscharaktere erweitern und verändern, und andererseits die Individuen – zumindest in der westlichen Gesellschaft – sich in ihrer flexibilisierten Geschlechtsidentität freier bewegen können. Beides ist unbedingt als Fortschritt zu begrüßen. Aber diese aufklärerische Seite des Kapitals hat den Pferdefuß, dass die Aufhebung des patriarchalen Geschlechterverhältnisses seine Grenze an eben demselben Kapital hat. Denn wie die Selbsterhaltung der Einzelnen vom Kapital abhängt, so ist auch dieses kein perpetuum mobile, sondern stets und ständig auf frische Arbeitskraft angewiesen, um seine endlose Bewegung am Laufen zu halten. Es muss also irgendwen geben, der für die Reproduktion von Arbeitskraft verantwortlich ist: jemanden, der gebiert, kocht, putzt und wäscht, der für Liebe, Begehren, Heimeligkeit zuständig ist, all die Dinge, die sich nur bedingt und unvollständig der Verwertungslogik unterwerfen. In diesem Widerspruch gründet die Notwendigkeit, Weiblichkeit als das Andere festzuschreiben. Es braucht zum zweckgerichteten autonomen Subjekt ein komplementäres Gegenstück, das sich nicht allein in Berufsgruppen oder im Subjekt selbst verorten lässt; es wird in dem Moment erkoren, wenn am Neugeborenen eine Vulva festgestellt wird.

Das Subjekt braucht einen Anderen – deshalb ist die arbeitsteilige Gesellschaft weiterhin auf die Reproduktion konkreter Männer und Frauen angewiesen. Denn solange die Gesellschaft ihren Reichtum als ungeheure Warensammlung unbewusst vor sich aufstapelt, werden sich die verdrängten Sehnsüchte der geschundenen Subjekte im Bild vom schönen, passiven, verführerischen Naturwesen Frau – so emanzipiert sie auch sei – hartnäckig erhalten.


diskus
Nr. 1.12 · Dez. 2012 · 61. Jhg.
Frankfurter Student_innen Zeitschrift · Bis O gratis, auswärts 2,5 Euro
un sichtbarkeiten
die neue diskus ist da!
http://diskus.copyriot.com



Henrike Böhm

Die Überwinderin

Das Thema der Arbeiten Abramovićs ist das Überwinden ihrer Ängste, indem sie sich diesen aussetzt. Das Mittel dafür ist oft das Herbeiführen von Schmerz.

Henrike Böhm

ist Kunsthistorikerin und freie Kuratorin und lebt in Leipzig.

Marina Abramović: »Who creates limits?« Lady GaGa: »We do. We create our own limits.«[1]

Der Film »Marina Abramović: The Artist Is Present«[2],gibt Anlass, über Marina Abramovićs Geltung nachzudenken und mit Blick auf ihr Werk die Frage zu stellen, welchen feministischen gesellschaftskritischen Gehalt es haben kann. Sowohl der Film als auch die darin dokumentierte Überblicksschau im New Yorker Museum of Modern Art (MoMA), die 2010 stattfand, waren einschlagende Erfolge. Die Ausstellung verzeichnete etwa 750.00 Besucher_innen. Teil der Ausstellung war die gleichnamige Performance, in deren Rahmen Abramović drei Monate lang sechs Tage die Woche auf einem Stuhl saß. Die Besucher_innen wurden aufgefordert, sich ihr gegenüber zu setzen und in ihre Augen zu sehen. An der Performance haben 1545 Menschen teilgenommen. Das MoMA ist das wohl wichtigste Museum der modernen Kunst und entscheidet mit Sammlung und Ausstellung über die Geschichte der Gegenwartskunst.

Seit 1972 prägt Marina Abramović das Bild von Performance-Art maßgeblich. Performance ist eine konzeptionelle Kunstform des 20. Jahrhunderts, die auf Handlungen basiert und damit den klassischen Begriff vom Kunstwerk als Skulptur oder Bild angreift. In Dada, Futurismus und Surrealismus war Performance die Möglichkeit, abstrakte Konzepte von Avantgarde auszuformulieren. Zunächst ging es also darum, sich den Regeln des Kunstschaffens anarchistisch zu widersetzen.[3]
Seit den 1960ern entwickelte sich im Zuge des kulturellen Wandels eine expressive Performance-Bewegung, zu der Abramović zählt. Der Einsatz des Körpers, Autoaggression, Blut, nackte Haut, Scham, Schmerzen und die teils übergriffige Einbeziehung des Publikums sind Elemente dieser Richtung, die bis heute wohl wegen ihrer Schockwirkung charakteristisch für die gesamte Kunstform ist. Vor allem radikalfeministische Künstlerinnen wie Valie Export, Yoko Ono, Gina Pane oder Carolee Schneeman haben diese Art Performance genutzt, um gegen die männliche Dominanz im avantgardistischen Kunstbetrieb, ihre Rolle als Objekte der Kunst und den sexistischen Alltag zu protestieren, indem sie ihre Körper selbstbestimmt inszenierten.[4] Die Künstlerin und das Werk werden im Moment der Performance eins, der Körper wird Subjekt und Objekt des Schaffens. Mit dieser Body-Art ist ein Ideal der Unmittelbarkeit verknüpft. Für Abramović ist Performance dem Theater insofern verwandt, dass sie sich negativ an ihm abarbeitet: Kein Text, keine Proben, kein Illusionismus, keine Schauspielerei – Performance will tatsächlich sein, kein Abbild, will direkt, unvermittelt sein. Die Offenheit der Darstellung, die keiner festgelegten Dramaturgie, sondern grundlegenden Regeln folgt, die Unsicherheit über ihren Ausgang, ihre Nebenwirkungen und ihren Erfolg bergen das Potential zum Überschreiten der Grenzen sowohl des Publikums als auch der Künstlerin.
Heute, da Performance und die verwandten Formen Konzeptkunst oder Aktionskunst weitgehend etabliert sind, muss an den in den 1960ern relevanten Wertaspekt erinnert werden: Die Idee der Performance ist zeit- und ortsgebunden, lässt sich nicht so einfach verkaufen oder ins Museum hängen wie ein Gemälde. Im Anschluss an Walter Benjamins Problematisierung des Kunstwerks im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit[5] lässt sich bei Performance durchaus von einem auratischen Charakter in dem Sinn sprechen, dass das Werk zunächst gar nicht reproduzierbar ist.[6] Das ›Hier und Jetzt‹, das bei der technischen Reproduktion eines Werkes der bildenden oder darstellenden Kunst, sei sie noch so gelungen, verloren geht – die Aura also – ist zentral für die Performance.
In den 1970ern bestand Abramović aus diesem Grund auf die Unwiederholbarkeit ihrer Arbeiten. Inzwischen hat sie diesen Anspruch aufgegeben, da ihre Arbeiten ohnehin wieder aufgeführt oder zitiert werden, beispielsweise in der Werbung oder der Modewelt. Außerdem ist die Künstlerin inzwischen sehr an der Dokumentation und Tradierung ihres Werkes interessiert.[7] 2010 hat Abramović ein Institut für Performance in New York gegründet, das ihren Namen trägt. »Ich bin eine Marke wie Coca Cola. Dies wird mein Vermächtnis sein.«[8] Abramović hat der avantgardistischen Kunstrichtung ein Gesicht gegeben.

1 Das Videointerview unter dem Titel »Lady Gaga talks about Marina Abramović« ist zu sehen auf www.dailymotion.com.
2 Matthew Akers und Jeff Dupre, HBO Documentary Films 2012.
3 Goldberg, RoseLee: Performance. Live Art 1909 to the Present. London 1979, bietet einen Überblick über diese Entwicklung und ist ebenso als Quelle für die Bewertung von Performance in den 1970er Jahren lesenswert. Den der Fokussierung auf Abramović geschuldete Sprung von 1909 in die 1960er Jahre mögen die Leser_innen mir verzeihen.
4 Spannend erzählten das die Ausstellung und die im Anschluss entstandene Dokumentation *React Feminism*. Akademie der Künste. Berlin 2009. Schneemann, Ono, Pane und Valie Export setzten ihren Körper beispielsweise ein, um auf verstörende Weise mit der Blickregie von Akt und Porno sowie mit der Rolle der Frau als Muse des Künstler-Manns zu brechen. Die Objekthaftigkeit weicht einer Selbstinszenierung oder dem Experimentieren mit den körperlichen Grenzen, wie in Schneemanns *Eye Body* (1963): »Während Yves Klein [...] zwei Aktricen als lebende ›Pinsel‹ dirigiert, zeigt Schneeman sich als selbst dirigierende und selbst bemalende Aktrice [...].« (Dreher, Thomas: Performance Art nach 1945. Aktionstheater und Intermedia. München 2001, S.301).
5 Benjamin, Walter: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Frankfurt 1936.
6 Natürlich hängen Performance, Konzept- und Videokunst eng zusammen. Eine für Video oder Fotografie entwickelte Performance, deren Werkcharakter mit diesen Medien verknüpft ist, ist nicht nur leicht reproduzierbar, sondern sogar auf ihre Wiederholbarkeit an verschiedenen Orten angelegt.
7 Abramović performt sich seit 1989 selbst im gemeinsam mit Charles Atlas entwickelten Theaterstück *Marina Abramović: Biography* (und hebt damit auch die selbst gesetzte Grenze zwischen Performance und Theater auf). Die Stationen ihres Lebens – Jugoslawien, die Eltern, Ulay, die Trennung – werden darin direkt mit ihrer Karriere als Künstlerin und den wichtigsten Performances verknüpft.
8 »Feminismus kann ich nicht ausstehen«. Marina Abramović im Interview mit Claudia Bodin (Art 03/2010).

Abramović zeigt mit *Rhythm 0* drastisch, wie eine Frau willkürlich als Objekt von Begierde und Aggression behandelt wird und dadurch mentale und körperliche Verletzungen erfährt.

Gemeinsam mit ihren Mitarbeiter_innen und Galerist_innen hat sie den Markt für Performance erschlossen und aufgebaut, mit klugem Marketing über Jahrzehnte ein Publikum und kunstkritische Akzeptanz geschaffen. Die Dokumentation *Marina Abramović: The Artist is Present* zeigt, dass wir es mit einem Künstlerstar, einer Kunstdiva zu tun haben, zeigt Abramovićs finanziellen Erfolg ebenso wie ihre Geltung in der westlichen Kunstgeschichte. Ein Blick auf diese Geschichte soll die Frage beantworten, ob Abramovićs Performance für gesellschaftskritische Interpretation taugt.

Schmerz und Gesellschaftskritik

Durch das Erzeugen von körperlichen Strapazen unterscheidet sich Abramović von der Performance der 1970er Jahre, wie sie auch von Joseph Beuys oder den Wiener Aktionisten geprägt wurde.[9] Das Thema der Arbeiten Abramovićs ist das Überwinden ihrer Ängste, indem sie sich diesen aussetzt. Das Mittel dafür ist oft das Herbeiführen von Schmerz.
Zwei Soloperformances der siebziger Jahre machen deutlich, dass der herbeigeführte Schmerz zunächst auch eine gesellschaftskritische Wirkung hatte: Für *Art must be beautiful, Artist must be beautiful* (1975) kämmt sie mit einer Metallbürste ihre Haare, bis sie sich die Kopfhaut verletzt und Haarbüschel ausreißt und wiederholt immer wieder, immer mehr von Schmerzen verzerrt: »Art must be beautiful. Artist must be beautiful.« Die Kritik an der Kunst, die jungen Künstler_innen als zu männlich, zu wenig politisch, zu wenig radikal und zu gefällig galt, wurde von Abramović mit dieser Aktion in den Zusammenhang mit der Objektivierung von Frauen durch vorherrschende Schönheitsideale gebracht. Diese feministische Position vermittelt sich durch die bewusste Herbeiführung von Schmerzen. Auch die berühmt-berüchtigte Performance *Rhythm 0* von 1974 behandelt das Thema der Objektivierung von Frauen und wird schmerzhaft: In einer Galerie präsentiert die Künstlerin sich und 72 Objekte, größtenteils aus dem Alltagsleben – Schere, Messer, Lippenstift, Kamm, eine Feder, Trauben, Honig, eine Peitsche, ein Skalpell – und lädt die Besucher_innen dazu ein, ihr mit diesen Objekten anzutun, was sie wollen.
Sie liefert sich dem Publikum vollständig aus, ohne Widerspruch und ohne Gegenwehr. Sie durchsteht die Tortur, bei der ihr Kleidung und Haut zerschnitten werden, ihr Gesicht bemalt und ihr schlussendlich eine geladene Pistole an den Kopf gehalten wird, ohne sie abzubrechen, in großer Angst. Abramović zeigt mit *Rhythm 0* drastisch, wie eine Frau willkürlich als Objekt von Begierde und Aggression behandelt wird und dadurch mentale und körperliche Verletzungen erfährt. *Rhythm 0* dauerte sechs Stunden an. Abramović berichtet, im Anschluss habe sie eine große Strähne weißen Haares entdeckt. Lady Gagas Interpretation dieser Arbeit ist leider nur eine Projektion: »She trusts her own art and she trusts her own self. That's what I take from it. She is not terrified... She is the most scary thing. We are terrifying monsters. And she is not scared by herself.(...) 'cause she is fucking free.«[10] Aber nicht Abramović, sondern das Publikum war angsteinflößend, und Abramović fürchtete sich tatsächlich. In anderen Arbeiten dieser Zeit hat Abramović sich ausgepeitscht, Schnittwunden zugefügt, Kälte und Hitze erlitten oder sich mit Psychopharmaka zugedröhnt – Verletzung und Strapazen waren die Form, um den Bann, unter dem die Künstlerin stand, sichtbar zu machen. Das künstliche Erzeugen von Schmerz ist zynisch und moralisch fragwürdig, aber *Art must be beautiful, Artist must be beautiful* und *Rhythm 0* sind in Form und Inhalt eine durch und durch negative Kritik. Die Darstellungen sind destruktiv, sie machen den Betrachter_innen kein Versöhnungsangebot – darin liegt ihre Radikalität.
Wie hat Abramović das Erzeugen von Schmerz als künstlerisches Mittel entwickelt? Eine große Rolle in ihrem Schaffen spielt das Verhältnis zu ihren Eltern und die damit verknüpfte Historie des Balkan. 1946 wurde sie in Belgrad als Kind von Partisanen des zweiten Weltkriegs geboren. Angeblich verliebten sich die Eltern inmitten der Schlacht an der Sutjeska, wo sie im Sommer 1942 gemeinsam gegen eine Übermacht der Deutschen kämpften. In Titos Jugoslawien waren die Eltern berühmte Kriegshelden und gehörten zur kommunistischen Elite. Das gut ausgebildete Kind, das auch Zugang zu zeitgenössischer Kunst hatte, wuchs unter militärischem Drill auf. Die Eltern trugen angeblich auch zu Hause häufig ihre Uniformen und schliefen mit einer geladenen Pistole unter dem Kopfkissen. Abramović vermisste liebevolle Zuwendungen der Eltern, erlebte stattdessen soldatische Strenge, Gewalt und Härte. Die kompromisslose Radikalität des künstlerischen Ausdrucks, so die Narration,

9 Zwar hat Joseph Beuys sich drei Tage mit einem Kojoten in der New Yorker Galerie von Reneé Block betrachten lassen, dabei aber nicht seine Körperfunktionen oder seine Nacktheit zum Thema gemacht (vielmehr seine Abneigung gegen die USA). Die Wiener Aktionisten haben zwar Kastration, Selbstverstümmelung und sogar Suizid auf barocke Weise simuliert und sich dabei hemmungslos mental und physisch entblößt, ebenso oft aber ihre Inszenierungen auf und mit Frauenkörpern ausgeführt, die so zum Objekt gemacht worden sind. Die extreme Visualität der Arbeiten, teils für die Fotografie inszeniert, überschattet die individuelle Körperlichkeit der Künstler.
10 Vgl. Fußnote 1.

gehe auf Abramovićs strenge Erziehung zurück.[11] Ob eine solche Erziehung tatsächlich den künstlerischen Ausdruck determiniert, sei dahingestellt. Die Kindheitsgeschichte wird von Abramović selbst als Begründung für ihre Arbeitsweise erzählt und gehört damit zum Mythos um die Künstlerin. Im Rahmen der Biennale di Venezia 1997 schrubbte sie in einem Keller vier Tage lang Fleischreste und Blut von Rinderknochen und sang dabei jugoslawische Totenlieder. Im Hintergrund wurden Videoaufnahmen ihrer Eltern gezeigt. *Balkan Baroque*, ein Kommentar zu den kriegerischen Auseinandersetzungen nach dem Zerfall Jugoslawiens, gewann den Goldenen Löwen, die höchste Auszeichnung der Biennale-Jury. Diese Arbeit lässt sich nicht nur als Trauerstück über den Krieg verstehen, sondern die Darstellung der Eltern verweist auch auf Abramovićs harte Kindheit mit soldatischem Drill — *Balkan Baroque* ist eine ihrer erfolgreichsten Arbeiten und ein Schlüssel zum Verständnis ihres Werkes. Ebenso prägend ist die Liebesbeziehung und gleichzeitige künstlerische Kollaboration mit dem Künstler Ulay. »We are sitting back to back, tied together by our hair, without any movement for 16 hours. Then the audience came in. We continued sitting for one more hour.« Dies ist die Handlungsanweisung zu *Relation in Time* (1977) aus einer Serie von Performances zum Thema der Beziehung zwischen Abramović und Ulay.[12] Die Kollaboration mit Ulay weist auf etwas Universelleres als ihre Privatheit als Paar hin. Die sichtbaren Strapazen des aneinander gebundenen stundenlangen Sitzens werden zum Sinnbild der heterosexuellen Beziehung — eine Interpretation, die nicht etwa in dieselbe Kerbe schlägt wie Mario Barths Witze oder der Bestseller *Warum Frauen nicht einparken und Männer nicht zuhören können*. Die Sichtbarmachung von Abhängigkeit und Gewalt verweist tatsächlich auf das vorherrschende Geschlechterverhältnis, wenn auch in diesen Arbeiten eine fragwürdige Gleichheit der Macht ebenso wie eine Affirmation von Männlichkeit und Weiblichkeit als angeborene Charaktereigenschaften vermittelt werden.

Schmerz als Zumutung

Seit der Kollaboration mit Ulay setzt Abramović Schmerz, Verwundbarkeit und Auslieferung jedoch immer weniger als Ausdrucksmittel einer radikalen Gesellschaftskritik ein, sondern, indem sie deren Überwindung thematisiert, als Weg zu einer spirituellen Transition mit dem Publikum. Damit werden Schmerz und Leid, die sie ihrem Körper bewusst zufügt, mystifiziert und nicht problematisiert. Abramović entwickelt Techniken, die von ihren Begegnungen mit verschiedenen spirituellen Kulturen geprägt sind. Auf der Suche nach Katharsis, nach Reinigung, Training, Kontrolle und Disziplin besucht sie Schamanen, buddhistische Mönche, Yogis und Aborigines, lernt Fasten und mentale Kontrolle. Diese Hinwendung zum Spirituellen ist keine schrullige Macke einer älteren Frau auf esoterischer Sinnsuche. Die Techniken, die sie erlernt hat, erlauben Abramović tatsächlich, ihre körperlichen Grenzen weit auszudehnen oder zu überschreiten. Als Performance-Künstlerin hat sie ein anderes Interesse am Transzendentalen als es Meditationsanhänger_innen haben mögen. Das Werkzeug der Künstlerin ist ihr Körper, und das Verhältnis von Körper und Geist ist Bestandteil ihres Werkes. Repetition, eine veränderte Zeitwahrnehmung, Ekstase, geistige Sammlung und die Übertragung von Emotionen sind sowohl in spirituellen Übungen als auch in Performance enthalten.
»Going to nature was a way to recharge. Interestingly, when we came back, everybody was painting, making sculptures, and so on. Our answer was performance. We found new energy for performance, but now less physical and much more mental. (...) The difference between us and the object in the museum is that the objects have another kind of energy, a static energy, but we have a live energy. And that was really the answer to the '80s. Working with the body, but with the mental area, opened in a different way.«[13]
Die lebendige Energie, von der Abramović spricht, entsteht erst durch den spirituellen Drill, der es ihr ermöglicht, ihre Grenzen zu überwinden. Die Scham des Ausgeliefert-Seins, die sie aushält, sowie der Schmerz, den sie überwindet, sind wesentliche Bestandteile für den Erfolg und die Wirkung der späteren Performances. Dieser Aspekt wird von der Künstlerin affirmiert und in den Vordergrund gestellt: «Yes, the artist should be empty and vulnerable, available and accessible. For me that's the point of the piece.
Our culture is so much about labels, and the artists are made into Hollywood stars.«[14] Die Unmittelbarkeit ihrer Performances, die Erfahrbarmachung von Authentizität sind jedoch genau das, was Marina Abramović zu einem begehrten und erfolgreichen Label machen.

11 Vgl. Westcott, James: When Marina Abramović Dies. A Biography. Cambridge, Mass. [u.a.], bes. S. 19. Die Kindheitsgeschichte Abramovićs wird von der Künstlerin auch in verschiedenen Interviews als Erklärung für ihre disziplinierte Arbeitsweise angeführt. Beispielsweise mit Thomas Mc Evilley in Marina Abramović: Artist Body. Mailand 1998, S. 15 f. Und spielt natürlich in der Kollaboration mit Charles Atlas Marina Abramović: Biography eine ikonische Rolle.

12 Ulay, bürgerlich Ulrich Laysiefen, ein deutscher Performance- und Konzeptkünstler, war von 1975 bis 1988 Abramovićs Lebensgefährte. Abramovićs Werk wird vom Biographen Westcott in drei Phasen eingeteilt, wobei die Kollaboration mit Ulay das zentrale Drittel ist.

13 Kaplan, Janet: Deeper and Deeper. Interview with Marina Abramović. In: Art Journal. Vol. 58, 1999. S. 6-21. Hier erklärt Abramović die Entwicklung von *Night Sea Crossing*, einer Performance mit Ulay, Vorbild für *The Artist is Present*. Diese Performance, bei der beide sich gegenübersitzen und einander in die Augen sehen, wurde 99 Mal an verschiedenen Orten aufgeführt. Ulay zog sich dabei einen Bandscheibenvorfall zu und brach die Performance ab. Abramović hielt seine Rückenschmerzen für psychosomatisch und blieb sitzen.

14 Ebony, David: Marina Abramović, an Interview. In: Art in America, 5/2009.

Die Dokumentation des Erfolgs

Vierzig Jahre nach dem Beginn ihrer Karriere ist Abramović ein Superstar der zeitgenössischen Kunst. Sehr früh macht der Film *Marina Abramović: The Artist is Present* deutlich, dass die Künstlerin und ihr Werk ineinander verstrickt sind, dass die Marke Marina Abramović eine Vereinigung von Persönlichkeit und Schaffen ist. In intimen Momenten, wie in der Badewanne, während der Massage, beim nervlichen Zusammenbruch oder Kotzen über der Kloschüssel, begleitet die Kamera die Künstlerin. Die permanente musikalische Untermalung baut Spannungsbögen und Emotionen auf, bindet die Zuschauer_innen von der ersten Sekunde in einen Kunstthriller ein. Man sieht die wichtigsten Etappen ihrer Karriere und ihre Beziehung zu ihren Eltern ebenso wie zu Ulay wird wie in einer Homestory anrührend aufgearbeitet. Man hört Ulay Fragen über die Beziehung beantworten und die Kinobesucher_innen können das angeblich erste Wiedersehen nach über 20 Jahren bezeugen. Das gerade erst erlernte Autofahren entwickelt sich zum emanzipatorischen Akt, dem Ulay beiwohnen darf. Die von Abramović entwickelten Techniken zur »inneren Reinigung« begleitet die Kamera mit einem Unschärfefokus, der den Zuschauer_innen vermitteln soll, dass es spirituell und mystisch zugeht.
Die Vorbereitungen für die zentrale Performance, bei der Abramović an sechs Tagen die Woche drei Monate lang auf einem Stuhl sitzt, werden spannungsvoll inszeniert. Gleichzeitig baut der Film eine Unsicherheit über das Gelingen auf – schafft sie es, hält sie es aus? Der Dokumentarfilm würde vollends zum Werbefilm für die Marke Abramović und gleichzeitig für das MoMA werden, wäre da nicht Abramović selbst, die mit einer naiven Offenheit einige Dinge sagt, die ihre heutige Geltung als Künstlerstar hinterfragen.
Weder Dokumentation noch Retrospektive thematisieren die Vielfalt ihres Gesamtwerkes. Die weniger erfolgreichen »transitorischen Objekte« der 1990er, Fotografien und Installationen, wurden in der Ausstellung schlicht unterschlagen. Die Arbeiten, in denen nicht ihr Körper involviert war, scheinen nicht interessant genug zu sein.[15] Jene Arbeiten, in denen sich Abramović mit politischer Identität, Krieg und Nationalismus auseinandergesetzt hat, werden gar nicht gezeigt oder nur, wenn Abramovićs Präsenz den Inhalt überstrahlt. Das ist konsequent. Denn Abramovićs große Bekanntheit rührt auch daher, dass sie sich nicht als politische Künstlerin, Aktivistin oder Feministin versteht: »To label your work as performance art, conceptual art, political art or even feminist art is dangerous because it deals with specific issues. Then it's like the newspapers. Your work is dated. If you react to a specific current event, your work will always have that date. I avoid defining myself like that. That's how I am able to survive all this time.«[16] Dies sagt einiges über die Gesetze des Kunstmarktes aus.
Die Show fokussiert die Person Marina Abramović als Faszinosum. Dass die Retrospektive ein Erfolg sein und der Hype um die Künstlerin zur kultischen Verehrung anwachsen würde, war schon durch dieses Setting absehbar.

Anwesenheit als Herausforderung

Die Performance *The Artist Is Present* steht im Zentrum des gleichnamigen Dokfilms und der Retrospektive und kann als Höhepunkt ihres Schaffens angesehen werden. Die Künstlerin sitzt im Atrium des Museums auf einem Holzstuhl vor einem Tisch, ihr gegenüber steht ein weiterer Stuhl. Während der nächsten drei Monate, an sechs Tagen die Woche für jeweils sieben Stunden, werden die Besucher_innen der Künstlerin gegenüber Platz nehmen und von ihr direkt angesehen. Jede Person darf so lange dort sitzen, wie sie möchte. Das Konzept scheint eine Hommage an ihr Publikum zu sein. Die persönliche Präsenz wird von Abramović minimalistisch reduziert und als Extrem ausbuchstabiert. Die Beschreibung der Performance macht deutlich, dass es sich hier um eine Tortur handeln wird, die Exponiertheit, körperliche Schmerzen und eine unvorstellbare, kaum nachvollziehbare mentale Entschlossenheit vereint, so sie denn tatsächlich gelingt.
Das Publikum wird zum Teil des Werkes, in dem Moment, in dem eine Person, nach stundenlangem Schlangestehen, der Künstlerin gegenüber Platz nimmt und ihr in die Augen sieht. Gleichzeitig ist das Publikum ebenso wie die Kinobesucher_innen voyeuristisch. Aber nicht im Sinne eines sexuellen Voyeurs, sondern vielmehr wie die Zeug_innen eines biblischen Wunders. So will es zumindest die Dramaturgie des Filmes, wenn gezeigt wird, wie ganz normale Menschen miteinander um die Wette rennen, um möglichst weit vorn in der Schlange zu stehen oder vor dem MoMA mit Schlafsäcken campieren, um am nächsten Morgen eine Chance auf die Begegnung mit der Künstlerin zu haben. Dass Abramović in New York als etwas zwischen Messias und Popstar gilt, vermittelt die Dokumentation sehr deutlich.
Auf den ersten Blick ist *The Artist Is Present* ein utopisches Werk. Abramović schenkt schließlich jedem der 1545 Individuen für ein paar Minuten ihre

15 Auch die Kritik teilt das reißerische Interesse an ihrem Körper: »At sixty-three, Abramović radiates vitality and seduction. Her glossy hair spills over her broad shoulders. When she isn't dressed for exercise or the stage, she is likely to be wearing designer clothes. She is fleshier than she used to be, and her body has a different kind of poignance than it did in her waifish youth, but she still has no qualms about subjecting it to shocking trials.« (Thurman, Judith: Walking through walls. In: The New Yorker, 8.3. 2010).
16 Ebony, David: Marina Abramović, an Interview. In: Art in America, 5/2009.

volle Aufmerksamkeit. Das rührt natürlich. Als Person, unabhängig von allen Zuschreibungen und Identitäten, als etwas Besonderes angesehen zu werden, da klingt ein wohltuender Universalismus an. Die Idee von Menschheit und Gleichheit wird evoziert. Der Film zeigt viele Besucher_innen, die sich ergriffen die Hand auf das Herz legen, denen Tränen die Wangen runterkullern, und es ist durchaus denkbar, dass in diesen Minuten etwas wie eine liebevolle Beziehung zwischen Künstlerin und Betrachter_in entsteht, dass es der Performance in solchen Momenten gelingt, das Ideal einer unbedingten Liebe zu vermitteln. Unbedingt, das bedeutet, geliebt oder anerkannt zu werden vor jeder Leistung.[17] So universalistisch wie der Film es versucht, zu transportieren, ist die Performance auf den zweiten Blick jedoch nicht. Die Vielfalt der Personen spiegelt keinesfalls eine pluralistische klassenübergreifende Gesellschaft wider, sondern es sind vor allem Kunstinteressierte — das Publikum der Künstlerin, das Publikum der zeitgenössischen Kunst, Museumsbesucher_innen. Erstaunlich ist, dass der überwiegende Teil der übrigens vollständig dokumentierten[18] Teilnehmer_innen der Performance weiß ist. Schon diese Tatsache lässt die Universalitätsinterpretation in einem ungünstigen Licht dastehen. Die Zugangsschwelle, das Museum, sorgt dafür, dass die Beziehung zwischen Abramović und ihrem Publikum — ihrer Zielgruppe — exklusiv bleibt. Aussagekräftiger noch ist der Widerspruch, der dieser Arbeit immanent ist. Kunst, die gesellschaftskritisch und utopisch sein will, macht in ihrer Struktur Ungerechtigkeit sichtbar oder erfahrbar, reflektiert die Eingebundenheit der Künstlerin in gesellschaftliche Prozesse. Kunst kann auf die Denkbarkeit einer Welt ohne Leid, Strapazen und Entbehrungen, auf eine Gesellschaft ohne Leistungsdruck und Zwang verweisen.[19] Das Ideal der unbedingten Anerkennung vor jeder Leistung wird durch die Leistung, die die Künstlerin erbringen muss, um es auszuhalten, konterkariert. An einigen Stellen des Filmes wird gezeigt, wie sie kurz vor dem Zusammenbruch steht, körperlich und nervlich ihre Grenzen erreicht hat, aber dennoch determiniert ist, weitere anderthalb Monate täglich sechs Stunden auf ihrem Stuhl zu sitzen. Es wird von dem Kurator der Show, Klaus Biesenbach, betont, dass Abramovićs Durchhaltevermögen herausragend sei — nur sehr wenige Menschen verfügten über eine solche mentale Kontrolle. Sicher, nur wenige Dinge im Leben sind ohne Leistung erreichbar. Durchhaltevermögen ist eine wichtige Eigenschaft, um verbindliche Beziehungen zu führen oder sich weiterzuentwickeln. Und weder die Revolution noch die *outside* wären möglich, wenn nicht Willensstärke und Durchhaltevermögen Menschen antreiben würden, etwas Besseres zu erreichen, auch wenn die Widerstände groß sind und die Hoffnung gering. Willensstärke und Durchhaltevermögen sind notwendig, um Gutes zu schaffen — aber ermöglichen auch, Schlechtes auszuhalten und damit zu verlängern. In der Dokumentation wird das Durchhalten der Künstlerin glorifiziert, vor allem und gerade in Momenten, in denen ich mir gewünscht habe, sie würde mal eine Woche Urlaub nehmen. Schmerz, so Abramović an anderer Stelle im Film, ist etwas, worüber man hinauswachsen muss — und sei sie erst durch dieses Tor gegangen, fängt die Performance an, wirklich intensiv zu werden. Buddhismus ist Vorbild für dieses Denken. Abramović überträgt die spirituellen Lehren in die Welt des westlichen Kunstgeschehens. Hier überschneidet sich dieses Überwindungsideal mit der geforderten Selbstzurichtung der Marktsubjekte, der permanenten individuellen Verbesserungsversuche, der Anpassung an die wachsenden Anforderungen des postfordistischen Kapitalismus. Marina Abramović ist ein Unternehmen und ihr Produkt ist Unmittelbarkeit und Authentizität des Leidens. Mit der künstlerischen Sprache der Performance stellt sie diese her. Wir befinden uns als Kinozuschauer_innen am Höhepunkt der Entwicklung des Unternehmens Abramović, einer Entwicklung, die analog zu der Entwicklung der Arbeitswelt seit 1968 verlief.[20] Von den künstlerischen, subkulturellen Protesten gegen die allgegenwärtige Entfremdung im Kapitalismus führte diese zur totalen Identifikation von Selbst und Arbeit, von Job und Charakter, Beruf und Lebensführung. Politische Forderungen, wie bspw. Selbstbestimmung oder Flexibilität verkehrten sich in Schlagwörter post-

In einer Situation, in der das Wirtschaftssystem seine Klauen beinahe Allen zeigt und immer mehr Menschen aus dem kunstinteressierten Mittelstand vom Glücksversprechen des Kapitalismus enttäuscht sind, pilgern Tausende zum MoMA, um einer Frau beim Leiden und Durchhalten zuzusehen.

17 Das Motto meiner Abiturfeier im katholischen Gymnasium war »Von Gott geliebt vor jeder Leistung«. Ich habe das damals als Ironie aufgefasst.
18 Mit der Dokumentation durch Fotografie und die Aufnahme der Sitzzeit mussten sich die Besucher_innen einverstanden erklären. Der Fotograf Marco Anelli hat alle Porträts auf seiner flickr-Seite veröffentlicht und einige der Fotos 2012 im Fotografie Forum Frankfurt ausgestellt.
19 Diese Gedanken sind angelehnt an Theodor W. Adornos Ästhetische Theorie. Danke an Anja Danilina für das verständlich machen dieses m.E. Schwierigsten der Texte Adornos.
20 Hierin folge ich Luc Boltanski und Eve Chiapello in ihrer Analyse vom neuen Geist des Kapitalismus (2006) und den daran anschließenden Arbeiten über Kreativwirtschaft wie z.B. von Diedrich Diedrichsen.

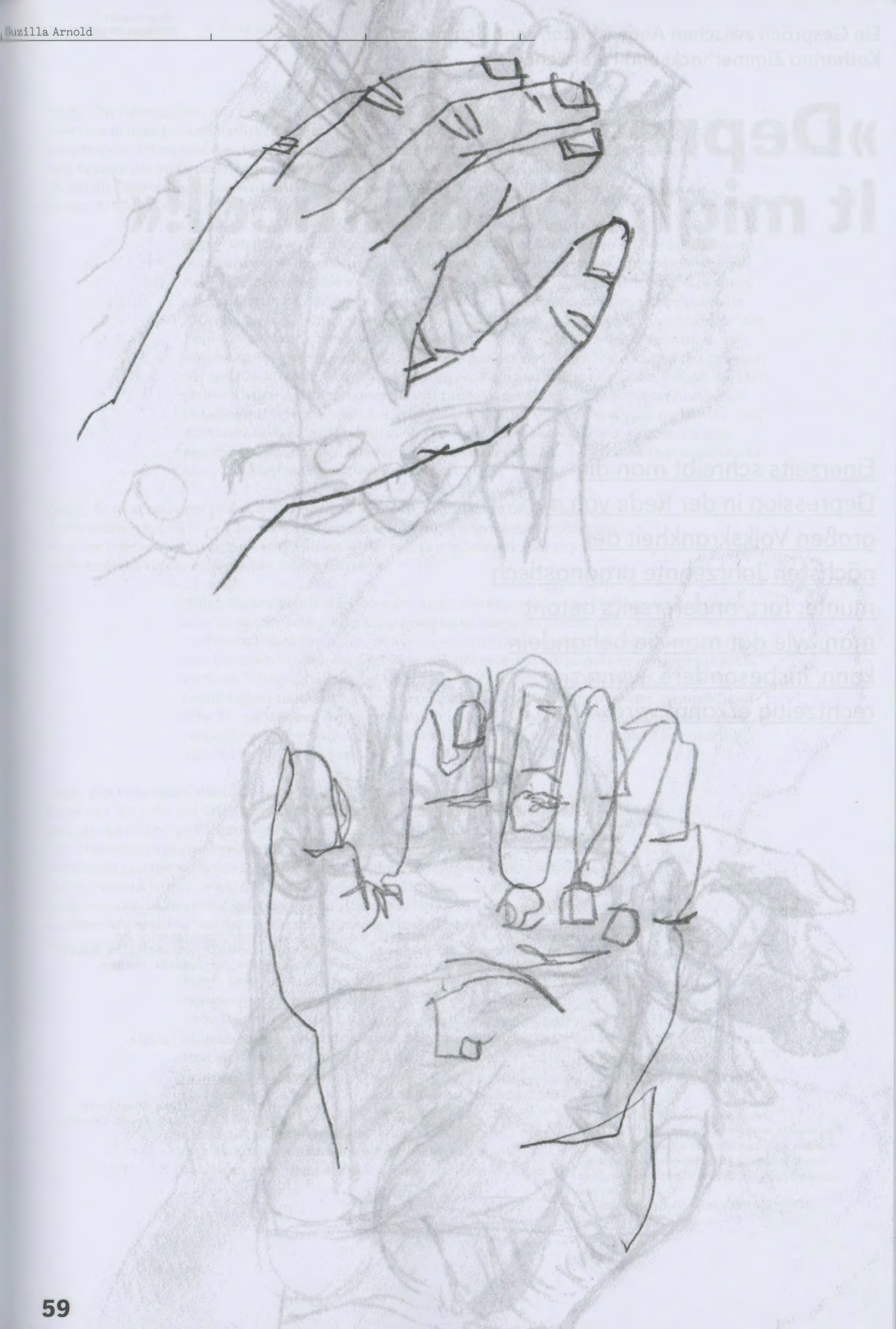
fordistischer Arbeitsverhältnisse. Auf diesem Weg wurden subkulturelle Gegenbewegungen und politisierte Kunst in den Markt inkorporiert. Abramović verkörpert dabei das ›Unternehmerische Selbst‹ — aber nicht nur das, sondern vor allem dessen Erfolg auf der Basis von (Selbst-)Disziplin. In einer Situation, in der das Wirtschaftssystem seine Klauen beinahe Allen zeigt und immer mehr Menschen aus dem kunstinteressierten Mittelstand vom Glücksversprechen des Kapitalismus enttäuscht sind, wo soziale Härte wie ein eisiger Wind durch die Straßen der Städte fegt, pilgern Tausende zum MoMA, um einer Frau beim Leiden und Durchhalten zuzusehen. Eine Frau, die symbolisiert, was viele sich wünschen, zu haben: die notwendige Härte zu sich selbst, um das Leid auszuhalten und in Erfolg zu verwandeln. Damit steckt in *The Artist Is Present* sehr viel Wahrheit. Die Negativität, die der Performance innewohnt, wäre ein Weg hin zu einer feministischen Kritik an den bestehenden gesellschaftlichen Zuständen. Unter Armut, Ausbeutung, Arbeitslosigkeit und prekären Beschäftigungsverhältnissen leiden schließlich in allen Ländern Frauen am meisten. Abramović geht diesen Weg jedoch nicht, sondern ändert die Richtung: das Überwinden von Schmerzen durch Härte und Leidensfähigkeit zum Zentrum des Schaffens zu machen, die Performance durchzuhalten, egal wie schädigend und unangenehm sie ist, stellt das Durchalten zum Selbstzweck in den Vordergrund. Es mutet daher zynisch an, dass Abramović für viele zur Messiasfigur, zur Ikone, zum Guru, zum Coach wird. Es ist aber im Setting der Performance und im Marketing der Künstlerin angelegt. Scheitern, also ein Aufgeben, so der Kurator Klaus Biesenbach zu Beginn der dreimonatigen Tortur, wäre für die Show eine Katastrophe. The Show must go on — und Abramović ist die richtige Frau, um dafür Verantwortung zu tragen. Sie ist ein Superstar, nicht nur, weil sie mit einer cleveren Strategie vermarktet wird, sondern auch, weil sie mit dem Überwinden ihrer eigenen Grenzen ein Vorbild für viele ist, die glauben, einfach zu schwach für die Zumutungen des Alltags zu sein. Anstatt zu fordern, dass das Leid ein Ende habe, führt sie vor, wie sie es integriert, aushält und überwindet. Dies mit anzusehen, kann einem tatsächlich die Tränen in die Augen treiben. Die Dokumentation zeigt Abramović als Unternehmerin auf dem Gipfel ihrer Karriere, indem permanent Unmittelbarkeit, echte, tiefe Gefühle und Authentizität evoziert werden, die gleichzeitig tatsächlich das Produkt des Unternehmens waren und sind. Abramovićs Interesse an Grenzüberschreitungen, das ihre formale Radikalität ausmacht, ist nicht Kritik, sondern Garant für Geltung und Marktwert. Natürlich ist freie Kunst immer auch Ware, weist aber durch die darin enthaltene, nicht verallgemeinerbare Subjektivität über den Warencharakter hinaus — wenn die Subjektivität im Kunstwerk jedoch zum eigentlich »Wert«-vollen wird, bleibt dann noch Potential zur Kritik? Was Abramović unter Transzendenz versteht und was ihre Arbeiten formal radikal macht — sich selbst zu Überwinden, Schmerzsignale zu ignorieren — kann nicht für eine gesellschaftskritische Interpretation fruchtbar gemacht werden. Zwei Kritikpunkte lassen sich aus der Auseinandersetzung mit Abramović formulieren: Performance als subversive Kunstform ist so, wie sie in den 1960er und 70er Jahren entwickelt wurde, nach der Inkorporation von Unmittelbarkeit in das Marktgeschehen — für die der Film das beste Beispiel gibt — zum Scheitern verurteilt. Und die Konsequenz des unreflektierten, affirmativen Transfers arbeitsweltlicher Zustände in die autonome Kunst ist eine Fetischisierung von Leistungsbereitschaft und Durchhaltevermögen, die einen gruseligen Erfolg feiert.

Gleichzeitig und gerade wegen ihres großen Erfolges und ihres hohen Marktwerts behält Lady GaGa Recht, wenn sie für beide auf Abramovićs Frage antwortet, wer die Grenzen bestimmt: Sie tun es.

Schmerz, so Abramović an anderer Stelle im Film, ist etwas, worüber man hinauswachsen muss — und sei sie erst durch dieses Tor gegangen, fängt die Performance an, wirklich intensiv zu werden.







Ein Gespräch zwischen Antje Molitor, Jana Schmidt, Katharina Zimmerhackl und Peter Schneider.

»Depressed? It might be political!«[1]

Einerseits schreibt man die Depression in der Rede von der großen Volkskrankheit der nächsten Jahrzehnte prognostisch munter fort, andererseits betont man, wie gut man sie behandeln kann, insbesondere, wenn sie rechtzeitig erkannt wird.

Peter Schneider

studierte Philosophie, Germanistik und Psychologie in Bochum, Münster und Zürich. Ausbildung zum Psychoanalytiker am Psychoanalytischen Seminar Zürich, 1987 Dr. phil. und 2004 Habilitation in Psychologie. Lehraufträge an verschiedenen Universitäten in Philosophie, Wissenschaftsforschung und Psychologie; lehrt seit 2004 als Privatdozent für Psychoanalyse an der Universität Bremen. Psychoanalytiker in eigener Praxis seit 1988; Satiriker und Kolumnist. Zahlreiche Buchpublikationen. Zusammen mit Bruno Deckert Herausgeber der Sphèressays.

Antje Molitor

ist angehende Psychiaterin und Psychotherapeutin und ebenfalls Redaktionsmitglied der *outside the box*.

Jana Schmidt

lebt und arbeitet in Leipzig.

Katharina Zimmerhackl

ist meist freiberufliche Künstlerin und Grafikerin aber auch Freud-Leserin und Redaktionsmitglied.

Kata: Wir interessieren uns vor allem für eine gesellschaftskritische Sicht auf Depression und in dem Kontext natürlich auch für den Zusammenhang mit größeren Kategorien wie Arbeit und Geschlecht. Scheinbar gibt es statistisch einen größeren Anteil von Frauen, die an Depressionen erkranken. Es gibt aber auch Thesen, dass Männer durch die Untersuchungen weniger erfasst werden, da sie sich weniger in Therapie begeben. Nimmst Du das auch so wahr?

Peter: Ich glaube, man spricht davon, dass bei Frauen doppelt so oft wie bei Männern eine Depression diagnostiziert wird; angeblich gilt das weltweit. Eine psychoanalytische Privatpraxis, wie ich sie betreibe, eignet sich allerdings schlecht zur Erhebung solcher Statistiken. Zum einen, weil unter dem psychoanalytischen Blickwinkel die Aufzählung von Symptomen, wie es die ICD-101[2] macht, hinsichtlich der Ätiologie[3] der Depression wenig aussagekräftig ist. Die Krankheitseinheit, die da diagnostisch zusammengefasst wird, zerfällt unter dem psychoanalytischen Zugriff. Und das gilt auch für geschlechtsspezifische Zuschreibungen. Zum anderen gehen Leute, welche die klare (Selbst-)Diagnose »Depression« haben, heute in der Regel zum Psychiater und lassen sich ein Antidepressivum verschreiben. Oder sie gehen nicht mal zum Psychiater, weil Antidepressiva in großem Stil auch von Hausärzten verschrieben werden. Zu mir kommen Leute, die sich vielleicht auch depressiv fühlen – aber diese Depression nicht als etwas Ähnliches wie Diabetes sehen.

Antje: Es ist schon interessant, dass Leute mit Depressionen nicht so häufig in einer Analyse landen. Liegt es an der Idee, Depression sei eine eher organische Erkrankung, dass der überweisende Arzt oder der Patient selber nicht an Interventionen auf einer anderen als der biologischen Ebene denken?

Peter: Wahrscheinlich ja. Ich weiß nicht, wie es eine gewisse Orthodoxie damit hält, aber in meiner kollegialen Umgebung ist es durchaus üblich, dass Leute, die in die Psychoanalyse gehen, ein Antidepressivum nehmen, wenn es ihnen schlecht geht und sich herausstellt, dass ein solches Medikament ihnen nützt. Andere nehmen vielleicht auch ein Schlafmittel, um besser schlafen zu können. Oder Vitamin D, um die Wintermüdigkeit zu kurieren oder was auch immer. Aber nicht als zweite schulmedizinische Therapie neben dem psychoanalytischen Hokuspokus, sondern im Sinne der realistischen Einschätzung, dass man auch mit Psychoanalyse unglücklich und mit Alkohol fröhlich sein kann.

Jana: Ein Phänomen, das in unserer Vorbereitung häufiger zur Sprache kam, ist das Burn-out. Ich habe die Erfahrung in der Klinik gemacht, dass es inoffiziell im Klinikjargon als eigenständige Diagnose geführt wurde, die Burn-out-Patienten den »regulären« Depressiven gegenübergestellt. Burn-out wird in den Klassifikationsmanualen jedoch nicht als eigenständige Diagnose im Sinne einer psychischen Erkrankung geführt, sondern läuft unter »Probleme mit Lebensbewältigung« als allgemeiner Erschöpfungszustand. Ist Burn-out aus deiner Sicht eine eigenständige Diagnose bzw. findest du diese Abgrenzung von der depressiven Episode durch Einbeziehung der Arbeitsbelastungen als ätiologische Annahme sinnvoll?

Peter: Beim Burn-out kommt die Ätiologie, die man sonst aus der Diagnostik ganz rausgenommen hat, wieder herein. Wie es kein posttraumatisches Belastungssyndrom ohne Trauma geben kann, so gibt es kein Burn-out ohne äußere verursachende Bedingungen. Am ehesten entspricht das Burn-out der früheren Erschöpfungsdepression, eine klassische »exogene« Form der Depression. Der kürzliche Verlust eines nahestehenden Menschen, der als Ursache des Niedergedrücktseins Ausschlusskriterium für eine Depression war, wird im DSM-V zum Auslöser einer Depression, wenn er mehr als zwei Wochen andauert. Man sieht also im Vergleich, wie es der Diagnose Depression an Kompaktheit mangelt. Und diese Kompaktheit kann auch nicht die inzwischen stark ins Wanken

1 Vgl.: http://pathogeographies.net/
2 ICD-10, International Classification of Diseases (wie auch DSM-IV) ist ein im deutsch- bzw. englischsprachigen Raum verwendetes Klassifikationsmanual, nach dem psychische Erkrankungen diagnostiziert werden.
3 ätiologisch: die Ursache betreffend

gekommene ätiologische Annahme eines Serotoninmangels im Gehirn liefern. Die Hälfte der Patienten macht gute Erfahrungen mit Serotoninaufnahmehemmern, bei den anderen zeigt sich keine Wirkung. Beim Burn-out ist die Ätiologie weit klarer — zu viel Dis-Stress, der krank macht. Besonders die Überforderung durch die Kommunikationsanforderungen der modernen Arbeitswelt wird als Hauptstressor angeprangert.

Burn-out ist also eine Krankheit, die mit Gesellschaftskritik verbunden ist. Dafür eignen sich nur wenige Krankheiten. Burn-out ist die Zeitkrankheit par excellence. Sie ist jung. Der Begriff stammt aus den siebziger Jahren, aber in der Form, was heute darunter verstanden wird, ist das Burn-out wohl erst zwanzig Jahre alt. Depression ist hier gewiss zeitloser. Die Depression der *suburban housewives*, welche man mit Prozac kurieren wollte, ist nicht unbedingt die Depression, die heute von Hausärzten diagnostiziert wird (und immer noch mit den Nachfolgepräparaten von Prozac therapiert wird). Interessant ist der Weg, den die Burn-out-Erkrankung genommen hat. Das Burn-out wurde bekannt als eine Überlastungserscheinung. »Ausgebrannt-Sein« bei Pflegeberufen, zum ersten Mal beschrieben von Herbert Freudenberger und im deutschsprachigen Raum popularisiert durch Wolfgang Schmidbauers »Die hilflosen Helfer«. Danach wurde es zur Managerkrankheit, wobei es ganz schnell wieder darum ging, zu betonen, dass es eben nicht nur Manager trifft, sondern jeden treffen kann — die Hausfrauen, die Zugführer, die Ich-weiß-nicht-was. Ich glaube, diese Betonung ist ein Zeichen dafür, dass es sozusagen aus dem diagnostischen Ghetto einer Berufskrankheit oder dem Dasein einer Modekrankheit ausbricht, um wirklich eine allgemeine Krankheit zu werden. Die Therapie besteht in verordneter Ruhe (keine Handys, keine Emails, lange Spaziergänge, Meditation, Achtsamkeit), unspezifischer Medikation (vor allem mit Antidepressiva) und in der Veränderung der Haltung des Subjekts zu den an es gestellten Anforderungen. Am besten wäre natürlich eine radikale Änderung unserer Leistungsgesellschaft. Diagnose und Therapie bei der Depression sehen anders aus. Einerseits schreibt man die Depression in der Rede von der großen Volkskrankheit der nächsten Jahrzehnte prognostisch munter fort, andererseits betont man, wie gut man sie behandeln kann, insbesondere, wenn sie rechtzeitig erkannt wird.

In die Formierung von bestimmten psychischen Krankheitsbildern geht immer schon jene Gesellschaftskritik ein, die man dann in der Gestalt einer gesellschaftlichen Ätiologie aus ihnen herausliest.

Antje: Ich denke, das muss auch die Betroffenen verwirren. Ich kenne es aus der Klinik, dass man ihnen gegenüber betont, Depression sei eine Krankheit wie jede andere, auch um das Schuldgefühl zu nehmen. Auf der anderen Seite bleibt die Verantwortlichkeit beim Patienten, wenn Burn-out als überlastungsbedingte Zeitkrankheit gilt und gleichzeitig keine Arbeitskritik stattfindet — immerhin werden ja trotzdem nicht alle ZeitgenossInnen unter ähnlichen Arbeitsbedingungen krank.

Kata: Ich habe auch überlegt, ob die Betonung des biologischen nicht einfach ein Versuch ist, die Hilflosigkeit angesichts einer Krankheit die anscheinend immer mehr zunimmt, zu überdecken. Anscheinend inszeniert diese sich als eine behandelbare kleine Nervenschwäche, was aber verdeckt, dass etwas zugrunde liegt, das ein Ausdruck ist von einem falschen Gesellschaftlichen. Mich ärgern Bilder von der Erkrankung, die die Ambivalenz des eigenen Umgangs damit ausblenden und auch, dass man am Ende doch eine psychische Erkrankung hat, bei der man selber verantwortlich ist, sich raus zu arbeiten, obwohl doch das Scheitern an der »Verantwortung für sich« vielleicht schon mit Ursache der Erkrankung war.

Peter: Man soll sein Leben ändern, vielleicht auch die Gesellschaft, am besten beides. Eine sehr ähnliche Rhetorik gibt es bei den Kreislauferkrankungen auch, dort geht es um Ernährung und Bewegung. Eigentlich sind es »Krankheiten wie alle anderen auch« und gleichzeitig sind es »Zeitkrankheiten«.

Jana: Um nochmal zurück zum Burn-out zu kommen. In der Reha-Klinik habe ich viele Frauen aus Pflegeberufen erlebt, die als Burn-out-Patientinnen betrachtet werden. Wenn man an die statistischen Erhebungen darüber denkt, wo Burn-out am häufigs-

ten auftritt, dann findet man, dass das Gesundheitssystem und das Schulsystem immer ganz oben rangieren. Uns interessiert, ob Du eine Vorstellung hast, was Frauen in diese Berufe treibt, also was für eine Bedürfnislage, und woran sie dann scheitern?

Peter: Das sind ja wahrscheinlich keine Zufälle oder nur anekdotische Befunde. Frauenberufe sind in der Regel weniger prestigiös, aber man weiß nicht, ob sie weniger Prestige tragen, weil so viele Frauen sie ergreifen oder ob mehr Frauen in diesen Berufen sind, weil sie sich solche Berufe eher zutrauen und weil man sie auch als Halbtagsjob machen kann. Vieles kann hier eine Rolle spielen. Und dann glaube ich – das wäre noch eine These –, was Burn-out und Depression unterscheidet, ist das Leid bei Mangel an Anerkennung bei ersterem. Burn-out wäre dann gekennzeichnet einerseits durch hohe Ansprüche an sich selbst – ein narzisstisches[4] Bedürfnis nach Selbstbestätigung – und andererseits die Tatsache, dass genau diese Selbstbestätigung ausbleibt. Wer in einen Pflegeberuf einsteigt, um sich selbst zu verwirklichen und Anerkennung zu erzielen, setzt sozusagen aufs falsche Pferd. Dasselbe dürfte für Lehrer auch gelten.

Jana: Mich würde in diesem Kontext interessieren, wie Du den Zusammenhang von Krankheitsgeschichte und Arbeitsbedingungen bzw. Unzufriedenheit am Arbeitsplatz in deiner therapeutischen Arbeit wahrnimmst. Kommt es häufig vor, dass Leute das Gefühl haben, daran zu erkranken?

Peter: Natürlich spielt die Klage über die Arbeit immer wieder auch einmal eine Rolle. Aber dass sie wegen der Arbeitsbedingungen kommen, ist eher die Ausnahme; und wenn dann fragen sie eher nach kurzen Beratungen in einer konkreten Konfliktsituation – sozusagen um Hilfe durch eine Außensicht. Allerdings bekomme ich während Therapien, Supervisionen und Analysen natürlich Einblicke in ganz verschiedene Arbeitsumgebungen. Zum Beispiel auch in die Arbeit in Krankenhäusern, psychiatrischen wie anderen. Die Spitäler sind ein Ort, der für Mobbing prädestiniert ist: Man muss extrem eng zusammenarbeiten, auch wenn man sich nicht mag. Das begünstigt eine Atmosphäre, wo nicht bloß die Neurosen blühen, sondern vor allem eine giftige Atmosphäre. Einerseits herrscht dort eine Art *verpersönlichter* Arbeitsatmosphäre, eine »Tyrannei der Intimität«[5], andererseits kann sie ihren Intimitätsanspruch gar nicht einlösen. Mit *Verpersönlichung* meine ich die Forderung, die ganze Person mit allen zwischenmenschlichen Ressourcen für den Beruf nutzen zu sollen, wie es sich zum Beispiel in Teambildungsprozessen äußert.

Kata: Die Soziologin Eva Illouz beschreibt in ihrem Buch »Die Errettung der modernen Seele«[6] in ihrem Interviewmaterial ein interessantes Moment: Dass nämlich auf der einen Seite von den Leuten verlangt wird, auf der Arbeit ganz klar alles Emotionale lesen und deuten, sich immer richtig verhalten zu können. Das geht aber einher mit einer Ent-Emotionalisierung an sich selbst. Die Interviewten empfanden es durchweg als negativ, auch mal wütend zu werden. Der Affekt der Wut darf nicht zugelassen werden, sich beherrschen zu können, gehört immer dazu. Der Zwang auch zur Emotionalität im Arbeitskontext wird da gut sichtbar.

Peter: Der Zwang zur Emotionskontrolle gehört einerseits normalerweise zur Arbeitswelt, und ist wahrscheinlich auch ganz nützlich für das Miteinander. Andererseits soll man sich aber immer höchst persönlich einbringen. Man darf nicht sagen »Ich mag meine Arbeit nicht, mache sie aber trotzdem natürlich ordentlich«, man muss zusätzlich noch begeistert von der Arbeit sein und das macht die Arbeitswelt zu einem institutionalisierten »double-bind«[7]. Vermutlich ist dieser Zustand für beides, Depression und Burn-out, zumindest eine Disposition.
Diese Emotionalisierung des Arbeitsverhältnisses gibt es auf fast allen Stufen. Ich habe das mal in den USA gesehen, aber ich glaube, das ist keine transatlantische Marotte mehr. Das war in einem Burger-Laden: Bevor das Restaurant morgens eröffnete, standen der Chef-Burger und die Unter-

4 Narzissmuss meint im psychoanalytischen Sinne nicht egoistische Selbstliebe, sondern allgemeiner den Bezug libidinöser Energie auf das eigene Ich im Gegensatz zur Wendung der Libido auf ein Objekt, bzw. anderen Menschen. Das narzisstische Bedürfnis kennzeichnet nicht notwendigerweise einen pathologischen Zustand, sondern ist sowohl Teil der psychosexuellen Entwicklung jedes Menschen als auch Teil jedes reifen Subjekts.

5 Vgl. Sennet, Richard: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Fischer Verlag 2004.

6 Vgl. Illouz, Eva: Die Errettung der modernen Seele. Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe. Suhrkamp Verlag 2011.

7 double-bind = zwei auf verschiedenen Ebenen gegensätzliche Bedeutungen einer Aussage.

Burger da und haben irgendein Teambildungszeugs gemacht, obwohl man in diesem Beruf ja wirklich nur in der richtigen Reihenfolge das Zeug zusammenlegen und den Kunden über die Theke reichen muss. Dieses Psychotheater greift in der Arbeitswelt um sich. Wenn man das manische Gehampel von Motivationstrainern sich bei Youtube anschaut, kann man als leidlich kritischer Geist nur noch depressiv werden. Vom Bergmann der 70er Jahre hat niemand erwartet, dass er fröhlich zu Zeche ging. Aber bei VerkäuferInnen, beim Servicepersonal in vielen Dienstleistungsberufen wird das mehr und mehr verlangt. Das sind Berufszweige, die weit ins Persönliche hineinreichen, zum einen wegen der ständigen Kommunikation und weil man oft auch nach der regulären Arbeit immer erreichbar sein muss. Aber auch das gemeinsame Essen in der Kantine, das Networking und die After-Work-Parties gehören zu dieser Vermischung von Arbeit und Privatem, die es früher allenfalls bei einer bestimmten Sorte von Freiberuflern gab. Dieses Verwischen führt in meiner Sicht zu einer Verstärkung der narzisstischen Bedürfnisse. Wer mehr auf Persönlichkeit setzt, mit ihr arbeitet, braucht auch mehr Stärkung auf dieser Ebene.

Antje: Ein anderes Problem an der starken Identifikation mit der Arbeit, in der die Trennung der Lebensbereiche Arbeit und Freizeit aufgeweicht wird, ist, dass eine Solidarität mit den ArbeitskollegInnen erschwert wird. Das Andere der Arbeit, für das man sich bessere Bedingungen erkämpfen könnte, ist nur noch schwer zu fassen, wenn man während der Arbeitssituation seinem Arbeitgeber schon so authentisch verpflichtet ist wie auch nach der Arbeit.
Du hast ja gerade schon gesagt, dass das Burn-out eine Diagnose ist, die neben der Chance auch die Notwendigkeit birgt, Gesellschaftskritik mitzudenken. Eine anschließende Frage wäre, ob es in der psychoanalytischen Theorie Ansätze gibt, große gesellschaftliche Kategorien wie Geschlecht oder Arbeitsverhältnisse mitzudenken.

Peter: Jein. Ich glaube, was den schon erwähnten Narzissmus in den Arbeitsverhältnissen angeht, da kann die Psychoanalyse schon etwas sagen. Einerseits haben wir eben die Verstärkung solcher Bedürfnisse – wer die Arbeit so lieben soll, will seinerseits auch im Zusammenhang mit seiner Arbeit geliebt werden. Zugleich empfinden die Angestellten einen Mangel an narzisstischer Gratifikation, was sich sowohl in schlechter Bezahlung als auch am Prestigemangel in den Pflegeberufen zeigt.
Psychoanalyse ist ja vorwiegend eine innerpsychische Konflikttheorie[8] und sie hat, weil sich die Subjekte auch selber anders denken, an Einfluss verloren. Man liest in der Zeitschrift *Psyche* manchmal Versuche, aktuelle Diskussionen psychoanalytisch einzuholen, wobei das meist nicht über die mehr oder weniger passende Übertragung von psychoanalytischen Kategorien und Konzepten auf die Gesellschaft oder gar kulturpessimistische Gesellschaftskritik hinausgeht.
Wie Krankheitsbilder entstehen, könnte man aber auch anders beschreiben. Man könnte sagen, in die Formierung von bestimmten psychischen (und wahrscheinlich auch manchen somatischen) Krankheitsbildern geht immer schon jene Gesellschaftskritik ein, die man dann in der Gestalt einer gesellschaftlichen Ätiologie aus ihnen herausliest. Diese Krankheitsbilder verfestigen sich über Wiedererkennungseffekte und eine dazugehörende Rhetorik, die es dem Subjekt ermöglicht, sich in der Krankheit zu erkennen und zu definieren und dies dann nicht mehr vor allem als eine Art von Stigmatisierung, sondern als eine Art von Befreiung zu empfinden: »Seit ich weiß, dass es XY ist, weiß ich, dass ich nicht alleine bin, dass man etwas dagegen tun kann, dass es nicht meine Schuld ist«. Das war einmal völlig anders. Man hat sich in den 60er und 70er Jahren in der Antipsychiatrie über die Psychose Illusionen gemacht – das psychotische Denken als das »ganz andere Denken«. Diese Sichtweise ist völlig verschwunden. Ich glaube, selbst die Weglaufhäuser, die ja noch in der Tradition der Anti-Psychiatrie stehen, verfolgen diesen Ansatz nicht mehr. Die Krankheiten ändern sich und auch die Rhetorik hat sich geändert. Man hat mal gedacht, man könnte die Gesellschaft gewissermaßen von einem inneren Außen, von der Schizophrenie her, befreien. Jetzt handelt die Rhetorik der Befreiung davon, dass man mit seiner Krankheit »in

8 Eine Grundannahme der Psychoanalyse ist die Konflikthaftigkeit des Subjekts in sich selbst. Die psychoanalytisch-therapeutische Arbeit basiert darauf, nicht verarbeitete, pathologisch gelöste Konflikte einerseits bewusst zu machen und andererseits in der therapeutischen Beziehung durchzuarbeiten. Auf diesem Wege verändert und entwickelt sich das Subjekt.

der Mitte der Gesellschaft« ist. Man ist nicht der Outsider, der die Gesellschaft und die Rationalitätsformen durch psychotisches Denken in Frage stellt, sondern man ist einer wie viele andere. Und gemeinsam wird man stark, indem man das Tabu der Krankheit bricht und ganz offen darüber redet.

Kata: Wir hatten uns darüber unterhalten, dass es immer wieder Erklärungsmuster dafür gibt, dass depressive Krankheiten so stark zugenommen haben, und dass man von dieser Krankheit als *Krankheit der Verantwortlichkeit*[9] spricht. Wir fragen uns, ob da nicht etwas fehlt. Das ist wie eine Konstatierung, die man einfach so hinwirft. Ist es denn wirklich so klar, dass gesellschaftliche Bedingungen direkt die Krankheit verursachen? Mir fehlt da ein Vermittlungsmoment: Wo und wie wirkt Gesellschaft im Subjekt? Das hört sich nach einem einfachen Effektdenken an – man macht x und dann passiert y im Menschen. Wo kann man denn da noch mit Kritik ansetzen?

Peter: Ich glaube, dass Ehrenberg besonders in seinem zweiten Buch zur Depression, dem »Unbehagen in der Gesellschaft« kein ›Verursachungsmodell‹ entwirft, sondern ein zirkuläres. Das je herrschende Unbehagen in der Gesellschaft wird an bestimmten Krankheiten formulierbar, und die Subjekte erkennen ihr Unbehagen in diesen Krankheiten, für deren Ätiologie sie die Gesellschaft verantwortlich machen.
Die Gesellschaft verhält sich zum Subjekt ja nicht so, wie die Galeere sich zum Sklaven verhält. Es passieren Änderungen, die gleichzeitig subjektiv wie gesellschaftlich sind. Die Subjekte erkennen sich in den gesellschaftlichen Änderungen wieder, sie identifizieren sich z.B. mit dem Zwang zur Authentizität, so dass sie diese eben nicht grundsätzlich als äußeren Zwang empfinden. Was sie dann an Pathologien hervorbringen, erscheint zunächst als eine Nebenwirkung und schließlich als ein Preis, den man möglicherweise nicht mehr bezahlen möchte.
Meistens geht diese Kritik einher mit einem unbestimmten nostalgischen Gefühl, dass die früheren Zeiten zwar repressiver, aber auch irgendwie besser waren.

Aus der Woody-Allen-Frage »What is my perversion« wird die Einsicht: Ach, das ist meine Perversion und sie wird von Hunderttausend anderen *geliked.*

Jana: Ein Gedanke, den wir uns in Bezug auf Freud gemacht haben war, dass er in seinen Theorien zur Pathogenese eine Gesellschaftskritik geübt hat – auch wenn er daraus keine Forderungen gezogen hat – indem er beschrieb, wie Frauen durch die Zwänge der vorherrschenden Sexualmoral erkranken. Inwiefern werden repressive Momente, die es in der heutigen Gesellschaft für Frauen gibt, anhand von psychoanalytischer Theorie sichtbar gemacht?

Peter: Bei Freud gibt es tatsächlich solche Kritik. In »Die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens« schreibt er, dass die Verknüpfung der Sexualität mit dem Verbot den Frauen eigentlich immer die Lust versaut bzw. ihre Sexualität irgendwie in eine Verbotsgeschichte zwängt. Aber entsprechende Pathologien gibt es auch auf männlicher Seite. Beide Pathologien stehen aber heute nicht mehr im Vordergrund. Der ganze Sexualitätsdiskurs hat sich völlig – außer im Hinblick auf die Pädophilie – von einer Verbotsgeschichte in eine Selbstoptimierungsgeschichte verwandelt. Damit einher geht eine extreme Normativität, die allerdings eine seltsame Normativität ist, weil sie so allumfassend ist. Ich sehe das oft an Sexberaterkolumnen, die ich lese oder an Leserbriefen. Es geht immer um die Frage: »Bin ich normal?« und die Berater sagen dann immer: »Ja, das ist ganz normal.«

Antje: Sie sind normal, wenn Sie eine erfüllte Sexualität haben, die sie aber auch haben müssen.

Kata: Aber liegt darin nicht eigentlich ein Widerspruch? Auf der einen Seite spricht man davon, dass alles unter diesem »wir sind normal« funktioniert. Aber auf der anderen Seite bedeutet eine erfüllte Sexualität eben auch

9 Alain Ehrenberg vertritt in seinem Buch »Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart« die These, dass es in der postfordistischen Gesellschaft eine zunehmende Verantwortung des Subjekts für sich selbst, sein Arbeitsverhältnis, seine Freizeit etc. gibt. Die Depression ist sozusagen das Ergebnis einer Überforderung durch diese »Über-Verantwortlichkeit«.

eine besondere Sexualität, sei es an besonderen Orten oder seltsame Stellungen. Es gibt neben der Normalität also auch einen Zwang zur Differenz, der in einem postmodernen Differenzdenken eigentlich schon wieder gut aufgeht – also gleichzeitig normal aber dabei trotzdem absolut individualistisch zu sein.

Peter: Genau, aber das bringt ja immer wieder Differenzen hervor, die dann keine sind, sondern auch ganz normal, manchmal sogar »ganz natürlich«.

Kata: Ein interessantes Beispiel ist eine Szene aus dem Film *You and me and everyone we know* von Miranda July, der im Ganzen eine Art »Freakshow der Differenzen« ist. In dieser Szene wollen zwei circa 13 Jahre alte Mädchen, die sich selbst total sexuell abgeklärt geben, beide einem gleichaltrigen Jungen einen blasen und dieser soll dann entscheiden, welche besser ist. Das ist krass, weil es eigentlich etwas sehr Trauriges hat.

Jana: Wobei das auch sehr schön wieder die Brücke schlägt...

Peter: ...zur Depression. Die Erregung, die man sonst aus einer sexuellen Differenz zieht – die man vielleicht nicht ausspricht und vielleicht gar nicht selber kennt – die ist immer schon ausformuliert und längst eingeholt: Auf *youporn* kann sich jeder sein spezifisches Perversitätenkabinett zusammenstellen. Die Erregung kippt in ein Gefühl der Antriebslosigkeit. Aus der Woody-Allan-Frage »What is my perversion« wird die Einsicht: Ach, das ist meine Perversion und sie wird von Hunderttausend anderen *geliked*. Das ist tröstlich, verdirbt aber auch den Spaß.

Kata: Ja, man kann eigentlich nur daran scheitern, überhaupt zu existieren. In dem Sinne, dass man nie besonders sein kann.

Der ganze Sexualitätsdiskurs hat sich von einer Verbotsgeschichte in eine Selbstoptimierungsgeschichte verwandelt.

Was dazu gut passt, ist ein Punkt, den ich eher problematisch finde, der bspw. in einem Text der Theoretikerin Christiane Morgenroth[10] auftaucht. Sie sieht in der Erkrankung, in der Depression, eine mögliche letzte Zuflucht des Ichs. Sie wendet also die Erkrankung in eine Stärke, so als ob man sich in dieser Erkrankung selbst behauptet: Wäre man funktionabel, wäre das ein Verlust des Ichs. Dabei bedeutet doch die Erkrankung ein Scheitern eben des Ichs. In poststrukturalistischen Ansätzen wird dies dann sogar zu einem widerständigen Moment umfunktioniert. Ich finde das zynisch, was denkst Du dazu?

Peter: Das finde ich nicht a priori zynisch. In der alten Tradition nach Marcuse sollte der Aufstand von den Rändern kommen, nachdem man das selbstbewusste Proletariat als Träger des Widerstands aufgeben musste: die Obdachlosen, die Psychotiker, die Hippies, die Junkies sollten das Widerstandspotential bilden. Dieser schöne Traum ist geplatzt. Und er lässt sich auch mit den Depressiven nicht wiederholen. Aber man kann sich doch einen Depressiven vorstellen, dessen »Depression« sich nicht zuletzt in der Aussage äußert: »Den Scheiß, dieses Affentheater mache ich einfach nicht mit«. Interessant wäre, anhand literarischer Helden zu untersuchen, ob es solche Verweigerungstypen gibt, welche die Symptomatik von Depressiven zeigen und gleichzeitig auf ihre eigene Art etwas ausgesprochen Lebendiges haben. Der Protagonist des Romans »Harold«[10] ist so jemand.

Antje: Ich denke da an einen Roman von Fritz Zorn. Das Buch heißt »Mars« und handelt von einem Schweizer Millionärssohn, der jahrelang unter Depressionen leidet und später an Krebs stirbt. Er drückt eigentlich über den ganzen Roman eine starke Wut auf seine Eltern aus, aber auch auf sein ganzes Milieu, auf die Forderungen, die an ihn gestellt werden. Daraus spricht schon etwas sehr Widerständiges. Aber eben auch ein Leiden an seinem konkreten Umfeld. Es ist sehr nachvollziehbar, was er da erzählt.

10 Morgenroth, Christine: Subjektives Zeiterleben, gesellschaftliche Entgrenzungsphänomene und depressive Reaktionen. Ein sozialpsychologischer Versuch«. In: Psyche, 59. Jg. 2005, S. 990 – 1011
11 Einzlkind: »Harold«, Heyne Verlag, 2011

Ich habe mich gefragt, ob es eigentlich ein Ausdruck von einer Klarsichtigkeit ist, in einer möglicherweise depressionsfördernden Gesellschaft depressiv zu werden.

Peter: Fritz Zorn wendet sich zwar in seiner Wut und Not an einen Psychoanalytiker, aber zugleich kündigt sich in »Mars« schon die Abkehr vom Konflikt, der Subjektivität an. Die äußeren Verletzungen stehen im Vordergrund, ›the not good enough fathers and mothers‹. Zugleich wird in diesem Buch der Topos von der Richtigkeit der Krankheit erneuert: Es ist eine traurige Gesellschaft, in der wir leben; während die anderen aber stumpf funktionieren, wendet sich der Depressive angewidert ab. Die Depression ist auch in meinen Augen – trotz der Klarsicht, die in ihr liegen mag, und bei aller Sympathie mit den Depressiven, welche das manische Affentheater der öffentlichen Diskurse degoutant finden – nicht der Weisheit letzter Schluss. Ich muss da einen kleinen theoretischen Schlenker machen: Ich habe letztens einen Vortrag über das Todsündenkonzept als alternatives Konzept zur psychoanalytischen Ödipus-Gesetzes-Theologie gehalten. Dieses Konzept würde das binäre Gesetzesdenken der Psychoanalyse um einen interessanten quantitativen Gesichtspunkt erweitern: die Sünde der Übertreibung. Es gibt ein »Zuviel des Guten« – so habe ich mal einen Aufsatz zum Thema Moralpathologie betitelt. Darum haben die Alten die *Acedia*, die Mönchskrankheit, die lustvolle Melancholie, als Todsünde bezeichnet. Die Depressiven »übertreiben« in einem gewissen Sinne, sie ziehen aus der Übertreibung masochistische Lust. So wie es Freud am Beispiel des »moralischen Masochismus« beschreibt: die Unterwerfung unter das Gesetz, das die Lust reguliert, wird selber eine unerschöpfliche Quelle der Lust. Man könnte vielleicht auch sagen, dass sich der Depressive teilweise so verhält wie der Anorektiker, der aber aus der Lustfeindlichkeit wiederum Lust zieht. Der Depressive, der sein »Symptom liebt, wie sich selbst«, vertieft seine Verzweiflung, ohne dass diese Vertiefung eine zunehmende Klarsicht mit sich brächte.

Kata: Mich erinnert das – auch mit feministischen Hintergedanken – an »Die Glasglocke« von Sylvia Plath. Für mich zeigt sich in dem Buch die Ambivalenz dieser These. Es ist ein autobiografisches Buch, indem Plath ihr Abgleiten in die Depression, Suizidversuch, Klinikaufenthalte und ihre anschließende Besserung beschreibt. Auf der einen Seite verweigert sie sich dabei zu Beginn – sie hat kein Interesse mehr an den wenigen Optionen, die ihr als Frau in den 50ern offen stehen. Auf der anderen Seite beschreibt ihre Erkrankung die Verzweiflung in dieser Situation und auch ihren körperlichen Verlust. Sie wäscht sich immer weniger, kleidet sich schlecht, interessiert sich für nichts und niemanden, gleitet antriebslos durch die Welt, bis der Wunsch nach dem Suizid stark genug wird. Das Ganze ist sehr reflektiert und auch teilweise komisch geschrieben, ist aber auch extrem traurig und schockierend und berührt beim Lesen. Die Einsicht in ihre Lage als Frau in der Gesellschaft lässt sie verzweifeln und geht eben nicht mit einer Ermächtigung einher, sondern mit einem Verlust.

Peter: Aber gleichzeitig hat sie das Buch geschrieben. Darum bin ich vielleicht auf die Literatur gekommen, auch wenn das jetzt nur eine gewagte These ist und ich nicht genügend Beispiele habe, um das zu beweisen. Vielleicht kann die Depression eine Position sein, die einer gewissen literarischen Produktion förderlich ist. Allerdings nicht im positiven Sinne einer Wiedergutmachung oder des Wiedererlangens von etwas Verlorenem, sondern eher, indem die Distanz zur Umwelt, die man durch die Erkrankung erfährt, eine befremdende und komische Sicht ermöglicht, die eine gewisse Schärfe hat.

Kata: Man muss aber auch sagen, dass Plath ihr Buch *nach* ihrer Depression geschrieben hat, in einer Phase der Besserung. Die Realität ihrer Erfahrung lag vielmehr in ihrem Selbstmordversuch!
Außerdem frage ich mich, was diese von dir beschriebene Sicht im Kontext »Depression als Volkskrankheit« bedeutet. Mir kommt es nicht so vor, als ob eine Masse der erleuchteten Depressiven existiert, sondern eher im Gegenteil. Die Leute versuchen sich noch halbwegs normal mit ihrer Depression zu fühlen und werden nicht reflexiv,

sondern leiden somatisch. Führt es nicht eher zu Verzweiflung, wenn man sich falsch optimiert hat und sich fragen muss, wie man es richtiger machen könnte, um nicht mehr in die Erkrankung reinzurutschen?

Peter: Ja. Ich glaube, man darf sich das widerständige Potential der Depression nicht vorstellen wie in einem Pendant zur marxistischen Verelendungstheorie: Also wenn nur genügend depressiv geworden sind, dann schlägt die Quantität des psychischen Elends in politische Rebellion um. So meine ich das nicht. Man sieht jedenfalls, dass die Umgebung schlecht was mit den Depressiven anfangen kann, eben weil sie möglicherweise etwas zeigen — eine Skepsis -, die man sich lieber vom Leib hält.

Jana: Und wie passen in dieses Bild von Depression die Schuldgefühle mit rein? Aus meiner klinischen Erfahrung war *Schuldwahn*[12] ein wichtiger Aspekt depressiv Erkrankter.

Peter: Den Schuldwahn können wir nach der klassischen Melancholietheorie Freuds erklären: dass der Selbstvorwurf eigentlich der Vorwurf gegen die Anderen ist, den man verloren hat und mit dem man identifiziert ist. Neben dieser masochistischen Komponente kommen auch die sadistischen Züge klar zum Zuge, indem der Depressive die Umwelt mit seiner Depression »pestiliert«.
Wenn frühe amerikanische Feministinnen wie Betty Friedan die Rolle der Frau als »suburban housewife« kritisierten, dann liegt darin auch die implizite Vorstellung, dass die depressive Hausfrau eine Verweigerin ist. Jedenfalls habe ich diese Autorinnen vor mehr als dreißig Jahren so gelesen.

Jana: Du meinst, dass das damals etwas Befreienderes hatte als heute?

Peter: Das klingt furchtbar nostalgisch, und das mag ich ja eigentlich nicht. Vielleicht müsste man eher sagen, dass damals, in den 50er und 60er-Jahren, die Darstellung der Depression noch klarer mit einer Gesellschaftskritik verbunden war, die ihrerseits nicht nostalgisch war (früher war alles weniger hektisch und man musste keine E-Mails beantworten), sondern das utopische Versprechen besserer Zeiten in sich trug: Es kommt eine Zeit, in der Frauen es besser haben könnten als sie es jemals hatten.

Kata: Eine Schwierigkeit, diese Verbindung heute zu schaffen, könnte an veränderten Vorstellungen von Depression oder psychischen Krankheiten im Allgemeinen liegen. Ehrenberg spricht von einem aus der Psychoanalyse stammendem *Konfliktmodell*, dass weitgehend abgelöst worden sei durch ein *Defizitmodell*.[13] Ist das so?

Peter: Ich glaube schon. Aber auch das ist ein zirkulärer Prozess. Vielleicht ist die Psychoanalyse deshalb so im Niedergang begriffen, weil sie gar nicht mehr auf Subjekte stößt, die sich selbst als konflikthaft begreifen, sondern die sich tatsächlich eher in einem Defizitmodus sehen.

Kata: Das passt ja auch zu der gesellschaftlich zunehmend eingeforderten Selbstoptimierung und dem beständigen Anspruch »man selbst zu sein«.

Antje: Wenn du meinst, dass man in der Analyse gar nicht mehr auf Subjekte trifft, die sich selbst als konflikthaft begreifen. Denkst du, das war mal anders, und wenn ja — wieso?

Peter: Weil das Selbstverständnis nicht unabhängig von den Angeboten ist, die Subjekttheorien machen. In den fünfziger Jahren bis hinein in die achtziger Jahre lieferte die Psychoanalyse die vorherrschende Subjekttheorie. Und zwar eine Psychoanalyse, die sich als Trieb- und Konflikttheorie verstand. In Anpassungsproblemen sah man einen Konflikt zwischen »Triebnatur« und »Gesellschaft« — das Marcusesche Modell. Natürlich sah es die Verhaltenstherapie

12 *Schuldwahn*: Der Begriff fasst Symptome zusammen wie extreme Schuldgefühle, moralische Zwangsgedanken, übermäßige Beschäftigung mit Fragen über richtige und falsche Handlungen, das Gefühl, schlecht und minderwertig zu sein etc.
13 Das Konfliktmodell basiert auf der Annahme eines konflikthaften Subjekts (vgl. Fußnote 8), wohingegen das Defizitmodell von einem Subjekt ausgeht, dem *etwas fehlt* um vollständiges Subjekt zu sein.

damals schon anders, aber sie lieferte kein Menschenbild, sondern »bloß« Therapie. Wer sich partout anpassen wollte, konnte ja zum Verhaltenstherapeuten gehen und sich ein neues Verhaltensmuster zuschneiden lassen. Das hat sich im Laufe der achtziger Jahre geändert (wobei meine Chronologie natürlich ziemlich schematisch ist). Mit der Popularisierung des Konzepts von Selbst-Defiziten blickten die Leute, wenn sie nun in den Spiegel schauten, auf ein verändertes Subjekt. Die Rede von inneren Konflikten schien im Dienste der Abwehr von realen Kränkungen zu stehen. Defizite wurden wichtiger als Konflikte. Psychische Krankheit hatte kein gesellschaftskritisches, utopisches Moment mehr (wie die Antipsychiatrie behauptet hatte) — sie war schlicht ein Mangel an Gesundheit. Die Ödipus-Tragödie wurde zum »Drama des begabten Kindes«. In der Tat häuften sich in den achtziger Jahren die Patienten, die statt mit Marcuse mit Alice Miller in der Tasche in die Praxen kamen und vor allem heilendes Verständnis erwarteten, dass sie von den Folgen der schwarzen Pädagogik befreite. Warum es zu diesem Wandel kam? Man kann das als Verschiebung zur Biopolitik beschreiben, als ein Nebenprodukt des Appells zur Selbstoptimierung. Und die wiederum als Effekt der Deindustrialisierung der Industriegesellschaften. In den achtziger Jahren schien das, was in den fünfziger Jahren noch selbstverständlich als klassenspezifische Interessenkonflikte beschrieben werden konnte, verschwunden. Man wurde zunehmend seines eigenen Glückes Schmied — im Guten wie im Schlechten.

Defizite wurden wichtiger als Konflikte. Psychische Krankheit hatte kein gesellschaftskritisches, utopisches Moment mehr (wie die Antipsychiatrie behauptet hatte) — sie war schlicht ein Mangel an Gesundheit.

Kata: Aber die spezifische Form in der in der Psychoanalyse, das Subjekt und seine Verankerung in der Gesellschaft— ist das nicht ein Modell, das noch immer wichtig für Gesellschaftskritik ist?

Peter: Ich glaube das Kritikpotential der Psychoanalyse liegt anderswo. Mit Hilfe der Psychoanalyse kann man auch die Gesellschaft, in einem positiven Sinne, psychologisieren und damit das Konfliktklischee Subjekt-Gesellschaft unterlaufen. Kritik bedeutet dann, dass man die Konfliktlinien und Frontlinien und Bruchlinien in der Gesellschaft selber entdeckt, die sich nicht mit denen der Subjekte decken müssen.

Kata: Die dann eben wieder aufs Subjekt zurückwirken können?

Peter: Nicht »zurückwirken«, denn darin wäre gleich wieder eine Trennung von Gesellschaft und Subjekt impliziert. Die Psychoanalyse hat immer daran gekrankt, dass sie diese Trennung in gewissem Sinne mitgemacht hat, und Dinge trennt, die zusammen gehören, Hybride aufspaltet, die zusammen gehören wie eben Gesellschaft-Subjekt, Natur-Kultur, Politik-Wissenschaft. So beschreibt das Bruno Latour als Ideologie der Moderne. Dabei ist ganz offensichtlich, dass das gar nicht stimmt. Eine Krebsmaus, ist die Natur oder ist sie Kultur? Latours Vorschlag geht in die Richtung, dieses binäre Modell von Natur-Kultur, Gesellschaft-Subjekt zu ersetzen durch eine Art von Ding-Psychologie. Man sieht die Dinge als Hybride und auch als Aktanten[12]. Dann würde man diese Trennung von Subjekt und Gesellschaft nicht mehr machen, sondern man würde die Gesellschaft als so hybrid auffassen, wie das Subjekt auch. Er sagt, dass wir die fremden Völker immer als Einheit betrachten — deren Pflanzentaxinomie hängt mit den Göttern zusammen und das hängt damit zusammen, wie sie kochen, und wie sie sich verheiraten usw. Nur in der Moderne hängt das scheinbar nicht zusammen. Dabei wird gerade ständig alles vermischt,

14 Aktant als eine Handlungseinheit/Subjekteinheit. Meint hier: Wie bei Mensch und Pistole beide zusammen Aktant des Schusses sind, so sind Mensch und Gesellschaft Aktant des gesamtgesellschaftlichen Schicksals.

Eigentlich müssten wir von unserer Gesellschaft wieder eine animistischere Vorstellung haben, weil das dem hybriden Charakter aller Produktionen, aller gesellschaftlichen Produktionen viel besser Rechnung tragen würde.

und je mehr vermischt wird, desto mehr sagt man: das dürfen wir auf keinen Fall, wir müssen doch sachliche und politische Angelegenheiten unterscheiden. Dabei ist jede Spraydose, so Latours Beispiel, eben auch mit einer Kosmologie verbunden: Wenn man diese Spraydose benutzt, wird das Ozonloch größer und der Himmel fällt uns auf den Kopf. Es ist sozusagen alles in höchstem Maße hybrid, was man merken würde, wenn man die eigene Gesellschaft ethnologisch betrachtet.

Kata: Aber ist die Psychoanalyse bei Freud nicht schon genau so angelegt, gerade in den letzteren, den kulturpessimistischen Schriften? Dass es per se gar keine Trennung gibt, sondern dass man nur durch den Prozess der Triebunterdrückung Subjekt werden kann — es geht gar nicht ohne Gesellschaft, es gibt gar kein Subjekt ohne Gesellschaft.

Peter: Das ist Teil der Verbotstheologie der Psychoanalyse, auf die Deleuze und Guattari mit ihrem Anti-Ödipus einen fulminanten und etwas delirierenden Angriff geliefert haben. Aber läuft die Zivilisation tatsächlich nur mit Triebunterdrückung? Man muss schon eine sehr verbogene Wahrnehmung haben, um das glauben zu können. Was, wenn wir nicht vor allem Konflikt-, sondern in erster Linie Hybridwesen wären — inklusive mancher damit einhergehenden Konflikte, denn Hybridität heißt ja nicht Homogenität und Harmonie. Eigentlich müssten wir von unserer Gesellschaft wieder eine animistischere Vorstellung haben, weil das dem hybriden Charakter aller Produktionen, aller gesellschaftlichen Produktionen viel besser Rechnung tragen würde.

Antje: In meiner Vorstellung gehört zu einer animistischen Vorstellung zwar, wie du sagst, dass die Dinge als belebt betrachtet werden, aber aus dem Grund, dass die wirkenden Mechanismen, die sie belebt erscheinen lassen, eben nicht verstanden werden. Ein Erklärungsversuch für Dinge, die man nicht fassen kann, oft mit Bezug auf Naturgottheiten. Wenn man auf diese Art Gesellschaft betrachtet, scheint mir, dass die Spraydose eine gleichwertige Bedeutung mit den Subjekten bekommt in dem Sinne, dass man da eine Unterscheidung verwischt und sie ein Eigenleben bekommt anstatt dass ein Verhältnis von Subjekt, Gesellschaft und Ding besser fassbar wird.

Kata: Es stimmt, dass der Animismus per se nicht gesellschaftskritisch ist. Ich habe dabei einen Gedanken von der Kulturwissenschaftlerin Esther Leslie[15] im Hinterkopf, in dem sie Momente des Animismus mit dem Warenfetisch analogisiert. Sie meint, dass im animistischen Weltbild Verkehrungen zwischen Subjekt und Objekt stattfinden. Der Mensch begreift die Dinge als belebte Wesen, die ein Eigenleben haben und unterwirft sich ihnen gleichzeitig, objektiviert sich. Diese Verkehrungen von Subjekt und Objekt sieht sie auch im Warenfetisch angelegt: Menschliche Arbeit verdinglicht sich, während die Waren ein scheinbares Eigenleben haben und ihren Wert aus sich heraus bilden. Vielleicht ist das ein interessanter Anknüpfungspunkt, wenn man sagt, man müsste die Gesellschaft eher mit einem mythischen oder animistischen Weltbild kontextualisieren. Wenn man dadurch versucht, sichtbar zu machen, wie als natürlich erscheinende, gesellschaftliche Mechanismen wirken.

Unser Dank geht an Peter Schneider für das Gespräch und die Gastfreundschaft sowie an Inga Reichardt für die Hilfe bei der Vorbereitung.

15 Vgl. Esther, Leslie: Hollywood Flatlands. Animation, Critical Theory and the Avant-garde. Verso Books 2002.


GARNIER
FRUCTIS

Johanna

lebt in Leipzig, organisiert queer_feministische Veranstaltungen, schreibt das Zine Momo und hat einen Blog (anothervisualdiary.wordpress.com).

Danke an Frie und Slig für ihre Hilfe.

Anne Hofmann und Anna Kow im Gespräch mit Jutta Schwerin

»Wenn du nicht dein eigenes Geld hast, wenn jemand anderes das Geld verdient — das wäre dann eine große Ausnahme, wenn du dich damit frei fühlen könntest.«

Jutta Schwerin wird 1941 in Jerusalem geboren. Ihre Eltern Heinz und Ricarda Schwerin, die als deutsch-jüdisches Paar, Bauhaus-Studierende und Kommunisten im nationalsozialistischen Deutschland keine Zukunft haben, waren Anfang der 1930er Jahre nach Israel emigriert. Als Juttas Vater bei einem Einsatz der Hagana verunglückt, erklärt Ricarda ihrer Tochter: »Heinz war Kommunist, das darfst du nie vergessen.« (Alle Zitat aus: Jutta Schwerin: Ricardas Tochter. Leben zwischen Deutschland und Israel, Spector Books 2012.) Die Tochter vergisst es nicht und schließt sich als Jugendliche der Schomer Hatzair an, einer Jugendgruppe, in der »jüdische Identität, Sozialismus und Kibbuzromantik« vermittelt werden. Nach dem Tod ihres Mannes sorgt Ricarda allein für ihre Familie und hält sich mit allerlei Dienstleistungen über Wasser. Die gelernte Fotografin, die zusammen mit Heinz eine Holzwerkstatt für Kinderspielzeug betrieben hatte, putzt, bügelt, züchtet Kaninchen und errichtet schließlich ein »Babyheim«. Erst viel später soll sie zur Fotografie zurückkehren – mit dem bitteren Beigeschmack, dass die gemeinsam erstellten Bücher und Ausstellungen den Namen ihres Partners Alfred Bernheim tragen und ihre Rolle somit auf die einer Assistentin reduziert wird. Bekannt geworden sind vor allem Ricarda Schwerins Portraitfotografien von Hannah Arendt.

Mit Anfang 20 geht Jutta Schwerin nach Deutschland um Architektur zu studieren. Sie setzt ihre politischen Aktivitäten unter anderem als Mitglied des SDS fort. Dort lernt sie Ulrich Oesterle kennen, mit dem sie bald eine Familie gründen wird. Als Jutta sich Jahre später von ihrem Ehemann trennt, um mit einer Frau zusammen zu leben, reagiert ihre Mutter ablehnend: eine »kaputte Familie« sei etwas ganz Schlimmes und überhaupt die aktuellen Modeströmungen – »freie Erziehung, Freiheit für Frauen, Frauen-Kommunen« – nichts Neues, das habe es alles schon mal zu Bauhaus-Zeiten gegeben.

Jutta Schwerin wird Stadträtin und später Bundestagsabgeordnete für die Grünen. Als solche erlangt sie 1988 Berühmtheit durch ihren Zwischenruf bei der Rede des damaligen Bundestagspräsidenten Philipp Jenninger zum 50jährigen Gedenken an die Reichspogromnacht. »Sie entlasten sich hier beim Gedenken an die Pogromnacht und liefern andere Menschen Pogromen aus!«, lautet der Vorwurf an Jenninger, der auf die Diskrepanz zwischen den angeblichen »Lehren aus der Geschichte« und der aktuellen Asylpolitik hinweisen soll.

Zudem engagiert sie sich in der Schwulen- und Lesbenpolitik. Die Begriffe »Lesben« und »Schwule« sind Ende der 1980er Jahre im Bundestag verpönt. »Niemand darf denen, die um ihre Befreiung kämpfen, vorschreiben, wie sie sich selbst zu bezeichnen haben«, findet Jutta Schwerin und schreibt in einem Brief an den Bundestagspräsidenten: »Wenn die Bezeichnungen ›schwul‹ und ›Lesbe‹ für den Bundestag nicht gut genug sind, wie ungemein schlecht muss es dann erst sein, als Schwuler oder Lesbe zu leben.«

Anfang 2012 erschien bei Spector Books, einem Verlag mit Bauhaus-Schwerpunkt, das Buch »Ricardas Tochter - Leben zwischen Deutschland und Israel« von Jutta Schwerin. Als es uns in die Hände fiel, waren wir gleich sehr angetan: Die Autobiografie Jutta Schwerins, die zugleich die Geschichte ihrer Mutter Ricarda erzählt, berührt viele Punkte, die für uns als linke Feministinnen und Künstlerinnen von Belang sind. Wir baten Jutta um ein Interview und trafen sie Ende des Jahres in Berlin.

Anna Kow: Wie bist Du zum Feminismus gekommen?

Jutta Schwerin: Gar nicht so, wie es sich für einen politischen Menschen gehört... Ich habe Frauen kennen gelernt. Auf dem Spielplatz, eine Frau speziell, und ich habe dann auch immer mehr empfunden, dass ich lesbisch bin, und auf einmal gab es Frauengruppen! Die gab's nicht in Ulm, aber in Frankfurt und in Berlin und du hast davon gehört und dann haben sich in Ulm ein paar Frauen zusammengetan, die das in Ulm aufbauen wollten und da war ich von Anfang an dabei. Ja, das hat was mit einem persönlichen Bedürfnis zu tun gehabt, mit Frauen zusammen zu sein.

Anna: Also kam die Politisierung dahingehend eher über das Lesbisch-Sein und nicht so sehr über die Erfahrung, als Frau in der Gesellschaft benachteiligt zu sein?

Jutta: Ja, so war das. Es gab im Frauenzentrum Frauen, die hatten entsetzliche Männer! Männer, die sie betrogen haben oder gewalttätig waren oder sich nicht die Bohne um die Kinder kümmerten. Die mussten schon deswegen Feministinnen werden. Aber mit so was konnte ich nicht aufwarten.

Anna: Wurde Dir das angelastet?

Jutta: Nein, aber... ich konnte da immer bloß zuhören, wie schrecklich das bei denen war. Es gab ja damals die Selbsterfahrungsgruppen, und da hat jede was erzählt und ich hatte dann gar nicht so viel zu sagen. Weil das war eigentlich ein netter Typ, mein damaliger Mann, der hat mir nix Böses getan und hat seine Aufgaben in der Familie erfüllt.

Anna: Und es gibt ja auch eine Stelle im Buch, wo Du schreibst, dass Du als Frau im Baugewerbe eigentlich kaum Probleme hattest, bis auf einmal, als irgendjemand hinter Deinem Rücken »Hemm'r an neia Schdift do?« *(Schwäbisch für »Haben wir einen neuen Stift (Lehrling) da?«)* gesagt hat – das fand ich ganz interessant, dass Du Architektur studiert hast und in diesem Bereich gearbeitet hast, der ja schon tendenziell eher ein Männerbereich ist ...

Jutta: Damals war's noch viel mehr ein Männerbereich. Ich habe immer selbstständig gearbeitet. Da gibt es den Auftraggeber und mich und die Handwerker. Ich war diejenige, die den Handwerkern sagen musste, was zu tun ist, und meistens ist das auch ganz gut gelungen. Also wenn's gescheitert ist, dann nicht weil ich eine Frau bin. Oder nur selten.

Anna: Und Du hattest ja auch das Glück, dass offensichtlich der Vater Deiner Kinder und die Schwiegermutter Dich sehr unterstützt haben, Du also nicht dieses Problem hattest – zumindest scheint es im Buch so – allein zurückgeworfen zu sein auf diese Erzieherinnen-Rolle. Später wurde es dann schwieriger, alles unter einen Hut zu bringen. An einer Stelle schreibst Du: Wir wollten alles, Liebe, Kinder, Arbeit, Politik... und Du merkst dann, dass es nicht geht, nicht gleichzeitig. Dieser Moment, alles zu wollen, aber zu merken, es ist einfach nicht alles schaffbar – war das für Dich eine rein individuelle Sache? Oder hast Du das als Frauenschicksal oder als irgendwas Allgemeineres wahrgenommen?

Jutta: Ich denke, es geht nicht. Es geht nicht alles. Habt ihr Kinder, hat eine von Euch Kinder?

Anna & Anne Hofmann: Nein.

Jutta: Also ich denke, das geht eigentlich gar nicht. Ich denke, das würde nur gehen, wenn alle Menschen viel weniger Stunden erwerbstätig sein würden. Das, finde ich, wäre auch die Lösung, dass jeder nur sechs Stunden arbeitet und nicht acht oder zehn. Aber das soll ja angeblich gar nicht gehen.

Anna: Das will man uns glauben machen, ja.

Jutta: Und ich glaube, dass das sehr gut geht.

Anne: Aber siehst Du das auch konsequent? Geht das wirklich zusammen mit dem Kapitalismus? Hieße das nicht auch, den Kapitalismus in Frage zu stellen?

Jutta: Ja, die Kapitalisten wollen das nicht. Natürlich wollen die Kapitalisten, dass die Menschen viel arbeiten. Und dass sie nur ganz wenig bezahlt kriegen.

Anne: Noch eine Frage zu dem Architekturstudium, zur Architektur. Hat sich zwischen Deiner politischen Haltung und der Architektur eine Verbindung ergeben? Also zum Beispiel aus einer feministischen Auseinandersetzung mit dem Alltag der Frauen und Innenarchitektur...

Jutta: Da habe ich mich schon mit befasst. Also ich war ja im Gemeinderat und mitunter gab es da Wettbewerbe über Wohnen für Familie, da habe ich mich eingesetzt für frauen- und kinderfreundliches Wohnen. Meine Minimalforderung für eine Mehrpersonenwohnung war: »Ein Raum pro Person plus Gemeinschaftsraum«, wobei letzterer zur Not auch die Küche sein kann. Aber da habe ich nicht viele Erfolge gehabt. Meistens haben sich andere Sachen durchgesetzt. Große Wohnzimmer, kleine Kinderzimmer, kleine Küchen und fast nie ein eigenes Zimmer für jedes Elternteil. Das ist heute schon etwas besser. Ohne Politik. Das hat sich von selber schon durchgesetzt, die offene Küche und so.

Anna: In dem Moment, wo die Küche auch der Wohnraum ist oder der Aufenthaltsraum, wird die reproduktive Arbeit und das Zusammensein nicht so voneinander getrennt.

Jutta: Ja, genau.

Anna: Ich habe noch nie über die Politik der großen oder kleinen Küchen nachgedacht...

Jutta: Nicht? Also zu meiner Zeit hat man sich da richtig gefetzt!

***

Jutta: Ich will nochmal eine Frage anschneiden, die Ihr gestellt habt. Macht man eigentlich Politik, weil man sich in den Kopf gesetzt hat, dass man was ändern will, oder macht man Politik, weil man zu einer bestimmten Szene gehören möchte und weil man die, die das auch machen, gerne mag und gerne mit ihnen zusammen ist? Wie ist das bei Euch?

Anna: Es muss schon so eine Art Grundinteresse geben. Ich glaube nicht, dass man

Ich habe immer selbstständig gearbeitet. Da gibt es den Auftraggeber und mich und die Handwerker. Ich war diejenige, die den Handwerkern sagen musste, was zu tun ist, und meistens ist das auch ganz gut gelungen.

links wird oder Feministin, nur weil man die Leute so spannend findet. Und selbst wenn es so wäre, müsste es ja auch einen Grund geben, warum man genau diese Leute spannend findet. Feministische Räume zum Beispiel sind ja nicht umsonst auch Schutzräume, in denen sich Menschen sicherer und ernster genommen fühlen können, sich vielleicht überhaupt zum ersten Mal trauen zu sagen, was sie denken. Sind das jetzt die netten Leute oder ist das der politische Inhalt, der diesen Raum schafft? Man kann das eine vom anderen hier gar nicht trennen. Oder wie ist das bei Dir? (*zu Anne...*)

Macht man eigentlich Politik, weil man sich in den Kopf gesetzt hat, dass man was ändern will, oder macht man Politik, weil man zu einer bestimmten Szene gehören möchte und weil man die, die das auch machen, gerne mag und gerne mit ihnen zusammen ist?

Anne: Bei mir ist das ein wenig schwer, weil ich ja auch aus einer Familie komme, die politisch war in der DDR und auch mit einem linken Freundeskreis und ich eher antiautoritär aufgewachsen bin und auf einer freien Schule war, wo schon eher Sachen thematisiert wurden. Diese gesellschaftlichen und sozialen Ungerechtigkeiten, die aus der Biografie und Geschichte meiner Familie resultierten und dem Land in dem sie gelebt haben, die habe ich als schmerzhaft mitbekommen und war deshalb sehr offen für diese gesellschaftlichen Widersprüche, auch durch die Auseinandersetzung in der Familie, was da gelebt wurde. Also jeglicher Art, ob das in der Politik, in der Sexualität, in Beziehung, mit der Schule war. Natürlich gibt es da Widersprüche, die gibt es einfach. Wie kritisch man sich damit auseinandersetzt, entscheidet auch darüber wie politisch man wird, auch in Bezug auf Geschichte. Wenn ich dafür aufmerksam bin, dann habe ich auch was zu sagen und ich will das verändern und ich will, dass es gut ist, ich will, dass mit den Widersprüchen umgegangen wird, dass man darüber sprechen kann.

Jutta: Also es hat damit zu tun, dass Du selber aus so einer Familie kommst, wo es wenig gab, wenig Geld gab und viel Arbeit und ...

Anne: ...und natürlich auch ein kritisches Umfeld. Aber ich kenne das auch von Freunden, die aus sehr konservativen Familien kommen, die dann aus genau diesen Widersprüchen heraus dieses Begehren entwickelt haben. Dieses Nein, diese Widersprüche will ich nicht aushalten, ich will anders leben!

Anna: Ich würde gern nochmal auf das Thema Arbeit zurückkommen. Gab es innerhalb dieser linken Kontexte, auch innerhalb Deines persönlichen Lebens, in irgendeiner Form eine Auseinandersetzung mit Arbeit, also eine Arbeitskritik? Oder war das eher etwas, was einfach da war und gemacht werden musste?

Jutta: Die Arbeit war da und musste gemacht werden. Ich konnte mir das nicht aussuchen. Wenn ich das eine machte, musste ich das andere vernachlässigen. Aber die Arbeit war mir immer sehr, sehr wichtig. Und wichtig auch, dass es so wird, dass ich das gut finde und wenn es nicht gelungen ist, dann habe ich das als große Niederlage empfunden.

Anna: Also jetzt in Bezug auf Deine Arbeit als Architektin?

Jutta: Als Architektin und als Politikerin. Auch wenn ich was schreibe, ist mir schon sehr wichtig, dass ich das dann gut finde – und dass bestimmte Leute, die mir wichtig sind, das gut finden. Das größte Leiden hinsichtlich der beruflichen Arbeit war eigentlich wirklich dieser Widerspruch zwischen: sich der Arbeit widmen und sich den Kindern widmen. Und das war immer mit Schuldgefühlen verbunden, die ich erst losge-

worden bin, seit meine Kinder erwachsen sind. Dieser Widerspruch und die Schuldgefühle lassen sich meiner Meinung nach überhaupt nicht vermeiden.

Anne: Aber zum Beispiel steckt auch in dem Bild der emanzipierten Frau in der DDR, dass, wenn die Frau in den Produktionsprozess eingebunden wird und ist, sie auch befreit ist, emanzipiert. Das sind die starken Frauen, die Frauen helfen mit....

Jutta: Ja ja, »helfen mit ...« (*lacht*)

Anne: Und damit ist natürlich ein bestimmtes Frauenbild verbunden, dass Frauen, wenn sie das alles auf sich nehmen, reproduktive Tätigkeiten, produktive Tätigkeiten, als emanzipiert gelten. Der Druck ist dann viel höher, gerade wenn man von diesem idealisierten Emanzipationsbegriff ausgeht...

Jutta: Du hast jetzt einen ganz anderen Aspekt mit rein gebracht. Nämlich diesen Aufbaugedanken und das WIR und die DDR. Die Frauen helfen mit am sozialistischen Aufbau. Das ist ja ein Aspekt, der nirgends existiert hat, wo ich gelebt habe.

Anne: Ich habe das deshalb gesagt, weil es dieses Bild einer Frau gibt – in der DDR hat man es vielleicht direkter benannt, aus anderen Gründen – aber auch in Westdeutschland gab es das Bild, dass die Frau erst dann ›emanzipiert‹ ist, wenn sie arbeitet. Das Bild einer emanzipierten starken Frau ist nicht das Bild einer Hausfrau und nicht das einer Mutter.

Jutta: Im Negativen stimmt das, also wenn eine Frau nicht erwerbstätig ist, dass sie dann bei ihren erwerbstätigen Freundinnen wahrscheinlich als nicht emanzipiert gilt. Also dass dieses Erwerbstätig-Sein sozusagen zur Pflichtübung für Emanzipation wird.

Anne: Und auch da steckt ein ganz bestimmter Emanzipationsbegriff darin, der gar nicht davon ausgeht, wie reflektiert die Frau ist, für was sie kämpft, was sie im Alltag erreichen will. Wie Du zum Beispiel sagst: Du willst einen guten Text schreiben und gleichzeitig gut für Deine Kinder da sein. Stattdessen geht es eigentlich nur um eine in der Öffentlichkeit emanzipiert erscheinende Frau, die alle ihre ›richtigen‹ Aufgaben erfüllt. Aber es wird nicht gefragt, was Emanzipation da bedeutet und wovon sie sich emanzipiert, also was das ist, wovon die Frau sich emanzipieren will...

Jutta: Du meinst, sie sollte sich von der Erwerbstätigkeit emanzipieren?

Anna: Alle sollten sich von der Erwerbstätigkeit emanzipieren... (*lacht*)

Anne: Wenn sie das könnten... Aber die Frage ist auch, durch was und mit welchen Gedanken sich Frauen emanzipieren. Was möchten sie? Auch wenn sie es vielleicht nicht sofort erreichen können. Frauen sind für mich vor allem emanzipiert, wenn sie nicht alles erfüllen, wenn sie kritisch reflektieren, einen Anspruch haben. Viele Frauen definieren sich über die Lohnarbeit als emanzipiert, aber ist damit alles erreicht? Hier ist einfach auch die Frage nach dem Begriff der Emanzipation...

Jutta: Aber das heißt, dass du die sogenannte Hausfrauenarbeit als Arbeit anerkennen müsstest, aber die ist nicht anerkannt als Arbeit. Wäre das das Ziel, dass diese Arbeit anerkannt ist? Und am besten anerkannt wäre sie, wenn sie bezahlt würde. Und da kommst du wieder auf Forderungen nach Lohn für Hausarbeit und so weiter. Was die Frauenbewegung normalerweise abgelehnt hat und zwar ganz radikal.

Anne: Aber das ist ja genau die Frage, ob man Emanzipation an der Lohnarbeit messen muss und nicht zum Beispiel auch an einem Versuch der geistigen Emanzipation, zum Beispiel für eine befreite Gesellschaft zu denken...

Jutta: Wenn du nicht dein eigenes Geld hast, wenn jemand anderes das Geld verdient – das wäre dann eine große Ausnahme, wenn du dich damit frei fühlen könntest.

***

Jutta: Bei den Grünen gab es ja die sogenannte Müttergruppe. Habt ihr davon schon mal was gehört? Da gab es große Konflikte zwischen ›Linken‹ und ›Realos‹, und auf einmal ist auf der ›Realo‹-Seite als Pendant gegen die linken Feministinnen die Müttergruppe ins Leben gerufen worden. Da wurde die Rolle der Mutter sehr idealisiert und angeprangert, dass überhaupt nicht anerkannt wird, was die alles tut. Die Feministinnen wurden gebrandmarkt als ›Aquariumsfrauen‹, also die da irgendwo rumschwimmen und sich ein schönes Leben machen, während die anderen echte Mutterpflichten erfüllen. Das war ziemlich furchtbar. Ich kam dann plötzlich mitten in diese Mütterdiskussion und hatte keine Ahnung davon und habe gemerkt, dass ich zwar mit den linken Frauen befreundet bin, dass ich aber viele Argumente der Mütter eben doch sehr einleuchtend finde. Ich bin total zwischen die Fronten geraten. (lacht) Da habe ich dann – unabhängig von den Müttern – ein Papier verfasst, wo ich die Meinung vertreten habe, dass es Lohn für Erziehungsarbeit geben muss. Ich nannte es sogar Betreuungsgeld, wenn ich mich nicht täusche. Da waren meine Freundinnen total erschüttert, dass ich so etwas verfasst habe, womit ich doch diesen Müttern in die Hände arbeitete! Es war total furchtbar. Und die Mütter fanden das ganz toll und haben mich dann eingeladen, ich soll das vortragen, habe ich auch gemacht. Ich bin natürlich trotzdem eine Linke geblieben. Ich war einfach der Meinung, dass die Erziehungsarbeit eigentlich bezahlt werden muss und dass sie, wenn sie nicht bezahlt wird, immer als minderwertig stigmatisiert wird. Und eigentlich bin ich heute noch der Meinung und habe gegen dieses CSU Betreuungsgeld vor allem den Einwand, dass es so niedrig ist, dass kein Mensch davon leben kann. Die wollen ja, glaube ich, 150 Euro bezahlen. Ja, ich dachte, man muss ein richtiges Gehalt zahlen, so dass Frau oder Mann davon leben kann. Eine Arbeit, für die so wenig Geld angesetzt wird, wird im Grunde verachtet und das ist das, was die CSU tut. Dann kam natürlich der Einwand: wie willst du das eigentlich finanzieren? Das lässt mich überhaupt kalt, wenn man eine Utopie schmiedet. Du musst erst mal wissen, was du willst. Man finanziert ja sonst was.

Anna: Die Kritik an dem Betreuungsgeld, aus feministischer Perspektive, geht ja eher in die Richtung, dass es der CSU eigentlich darum ginge, die Mütter wieder zurück an den Herd zu kriegen. Das ist ja genau diese zweischneidige Geschichte: Einerseits, klar – Lohn für Hausarbeit oder Erziehungsarbeit, da würde ich dir völlig recht geben. In dem Moment, wo etwas entlohnt wird, wird es auch gesellschaftlich ernst genommen, da gibt es so einen Moment von Wertschätzung, oder von gesellschaftlicher Relevanz, die sich darin ausdrückt. Aber andererseits gibt es natürlich auch die berechtigte Angst, dass dadurch Frauen wieder aus dem Erwerbsleben und damit auch öffentlich-politischem Leben zurückgedrängt werden.

Jutta: Ja, aber ich dachte natürlich, wenn das ordentlich bezahlt wird, dann würden sich auch Männer darum reißen, das zu machen.

Anna: Noch eine Frage zu den linken Feministinnen, was hatten die denn für Vorstellungen? Was war deren Meinung zu Reproduktionsarbeit und zu Lohnarbeit?

Jutta: Die haben gemeint, das muss geteilt werden zwischen Mann und Frau. Und zwar gab es da ganz abenteuerliche Ideen, dass man es auch zwangsweise teilt. Also dass der Mann nicht arbeiten darf, wenn er kleine Kinder hat, oder nur 6 Stunden arbeiten darf. Das finde ich auch gut, ja. Oder dass man Propaganda-Aktionen macht, wenn einer das nicht macht, den als Drückeberger oder Feigling brandmarkt. (lacht) Wieso? Das ist doch richtig… So nach dem Motto: Haben sie an der Wickelkommode gedient? Dass

er dann auch überhaupt keine guten Jobs kriegt, wenn er das nicht gemacht hat und so...

Anna: Aber diese grundsätzliche Infragestellung von Lohnarbeit hat nicht so sehr stattgefunden, oder doch?

Jutta: Nein, die hat überhaupt nicht stattgefunden. Es ging eher in die Richtung von grundsätzlicher Infragestellung vom Kinderkriegen. Nach dem Motto: wieso überhaupt — es gibt doch schon so viele Menschen auf der Welt. Was ich auch teile in gewisser Weise. Aber es gibt doch offensichtlich ein Bedürfnis von Menschen, Kinder zu bekommen, von sehr vielen zumindest, sicher nicht von allen. Eigentlich war diese Diskussion abseits jeglicher Vernunft. Man hat sich sinnlos gefetzt und eigentlich ging es um Macht in der Partei. Es war eine hässliche Zeit und ich bin zwischen allen Fronten gewesen. Die Mütter wollten mich, aber ich wollte eigentlich nicht zu den Müttern gehören, weil die Linken die Mütter gehasst haben ... (lacht)

Anne: Hattest Du irgendwann mal das Gefühl, dass realpolitische Auseinandersetzungen, wie sie ja dann werden, wenn man sich gegenseitig brandmarkt und aber gesellschaftlich sich wenig ändert, problematisch sind? Wurde an gesellschaftlichen Grundfesten überhaupt kritisiert?

Frauen sind für mich vor allem emanzipiert, wenn sie nicht alles erfüllen, wenn sie kritisch reflektieren, einen Anspruch haben. Viele Frauen definieren sich über die Lohnarbeit als emanzipiert, aber ist damit alles erreicht?

Jutta: Wenig, sehr wenig.

Anne: Und denkst Du, das könnte zum Beispiel an der Form der Realpolitik liegen?

Jutta: Die Lohnarbeit wurde nicht kritisiert. Es läuft dann die Diskussion Grundsicherung, dass jeder und jede Geld hat und keine Lohnarbeit mehr machen muss. Deswegen geht es mir jetzt gut, weil ich jetzt eine Rente kriege, zwar nicht so hoch, aber ich kann einfach Lesungen umsonst machen und kann auch die Reisen einigermaßen finanzieren. Dass ich machen kann, was ich will, das ist eine tolle Lebensart, aber das habe ich erst mit 65 bekommen. Und das sollte der Mensch eigentlich immer haben.

***

Jutta: Meine Mutter hätte ja liebend gern sofort als Fotografin gearbeitet. Aber die hat ja jede Arbeit machen müssen, damit sie überhaupt Geld hat. Also sie musste arbeiten und zwar nicht nur 6 Stunden, sondern sehr sehr viel und unter sehr schwierigen Bedingungen. Das ist bei den meisten Menschen der Fall. Wenn ich jetzt sage, ich möchte gute Texte machen, oder gute Gestaltung, ist es ein Privileg, das überhaupt anstreben zu können.

Anna: Und Ricarda hat tatsächlich erst dann wieder als Fotografin gearbeitet, als sie Alfred Bernheim getroffen hat und sich da so angliedern konnte an seine Strukturen?

Jutta: Ja, genau, er hatte ein Atelier, seine Frau war seit einiger Zeit tot, seine Kinder waren weg und sie hatte immer noch das Babyheim. Da haben die beiden sich angefreundet. Sie hat ihn sehr sehr geliebt. Da war es irgendwie logisch, dass sie zu ihm in das Atelier geht. Das war eine sehr gute Zeit für sie und auch für uns. Und dass sie da eigentlich zu kurz gekommen ist, das ist ihr erst viel viel später aufgefallen. Am Anfang war es ja so, sie war raus aus dem Beruf, mehrere Jahre. Sagen wir mal 1956 hat das

angefangen mit Bernheim und ihr, und sie hat ja seit sie vom Bauhaus kam, sich nicht mehr mit Fotografie beschäftigt, das waren ja fast 20 Jahre. Da war das irgendwie logisch, dass er der Meister war und sie die Assistentin. Sie fand das toll, sie hat ihn bewundert. Sie hat ganz viel von ihm gelernt. Aber irgendwann hat sie sich dann ebenbürtig gefühlt, natürlich hat sie nebenbei die ganze Hausarbeit gemacht, dort und bei uns, es gab ja zwei Wohnungen, unsere und seine Wohnung. In seiner Wohnung wurde gearbeitet, aber auch für alle gekocht, also wir sind dann dorthin zum Essen. Das hat sie alles gemacht. Sie hat fotografiert und die Hausarbeit gemacht. Es gab noch eine Putzfrau, aber trotzdem.

Anna: Vielleicht ist das eine naive Frage, aber wieso hat Ricarda nicht versucht, vorher schon in ihrem Beruf zu arbeiten? Sie hat ja mit Deinem Vater die Holzwerkstatt gehabt und hat sich dann ja eben mit solchen Dienstleistungen durchgeschlagen. Wieso hat sie dann nicht weitergemacht mit der Werkstatt, oder mit der Fotografie?

Jutta: Also mit der Werkstatt konnte sie nicht weitermachen, die Werkstatt war verschuldet und ist dann verkauft worden. Von der Fotografie hätte sie nicht leben können. Sie musste ja sofort Geld verdienen, als mein Vater starb. Da gab es vielleicht so viel wie ungefähr 150 Euro für die Familie vom Staat. Und außerdem hatte sie noch die zwei Großeltern. Sie musste für fünf Personen sorgen und zwar von einem Tag auf den anderen. Ich meine, wer kann denn heute schon von der Fotografie leben, sehr wenige. Das war damals genauso. Dass sie mit Heinz, meinem Vater, die Spielsachen gemacht hat, und nicht stattdessen fotografierte, das lag bestimmt an der Freude daran, mit ihm was zusammen zu machen. Also sie hatte immer solche Partnerschaften, wo man gemeinsam was macht. Das ist ja auch toll.

Anne: Womit beschäftigst Du Dich gerade?

Jutta: Mit dem Alt werden. (*lacht*) Jetzt bin ich mit den Lesungen beschäftigt und überlege mir dann immer, was ich bringe, was ich mache. Ich beschäftige mich immer noch sehr mit Israel, mit dieser Frage, was gibt es für eine Lösung, bin da sehr ambivalent. Ja das sind so die Sachen, die mich beschäftigen. Ich versuche gesund zu bleiben.



»Hilfskonstruktionen, erdacht, um das Material
zu organisieren und es, wenn schon nicht durch den
simplen Mechanismus von Ursache und Wirkung,
so durch dieses System ineinandergreifender Schichten
von dir abzutrennen. Form als Möglichkeit, Abstand
zu gewinnen.«

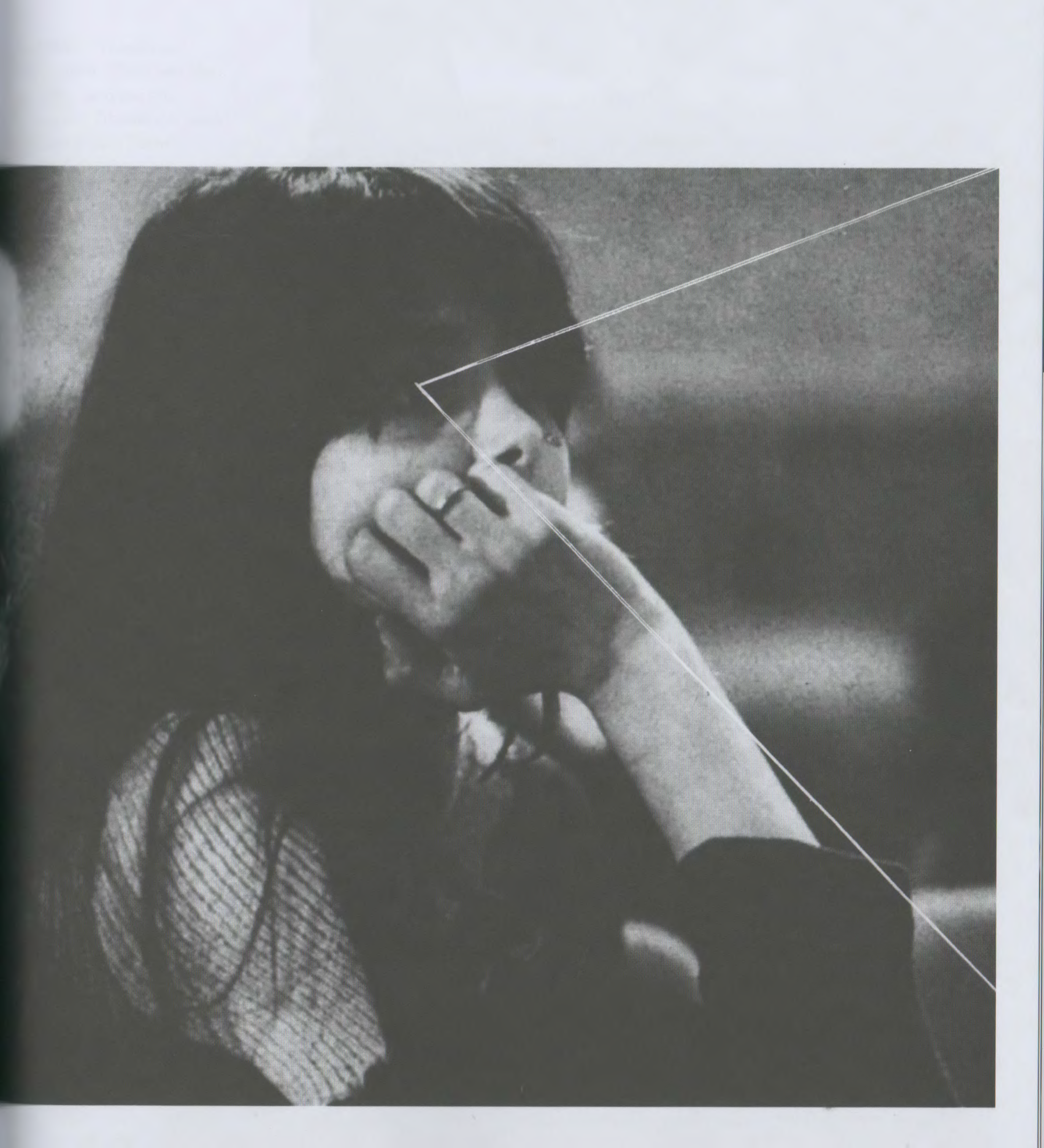


»Warum also abgelagerte, zur Ruhe gekommene Gesteinsmassen wieder in Bewegung bringen, um womöglich auf organische Einschlüsse — Fossilien — zu stoßen. Das feingeäderte Flügelwerk der Fliege in einem Stück Bernstein. Die flüchtige Spur eines Vogels, in einstmals lockeren Sedimenten durch günstige Lagerung verfestigt und verewigt. Paläontologe werden. Mit Versteinerungen umgehen lernen, aus Abdrücken auf das frühere Vorhandensein lebendiger Formen schließen, die man nicht zu Gesicht bekommt.«

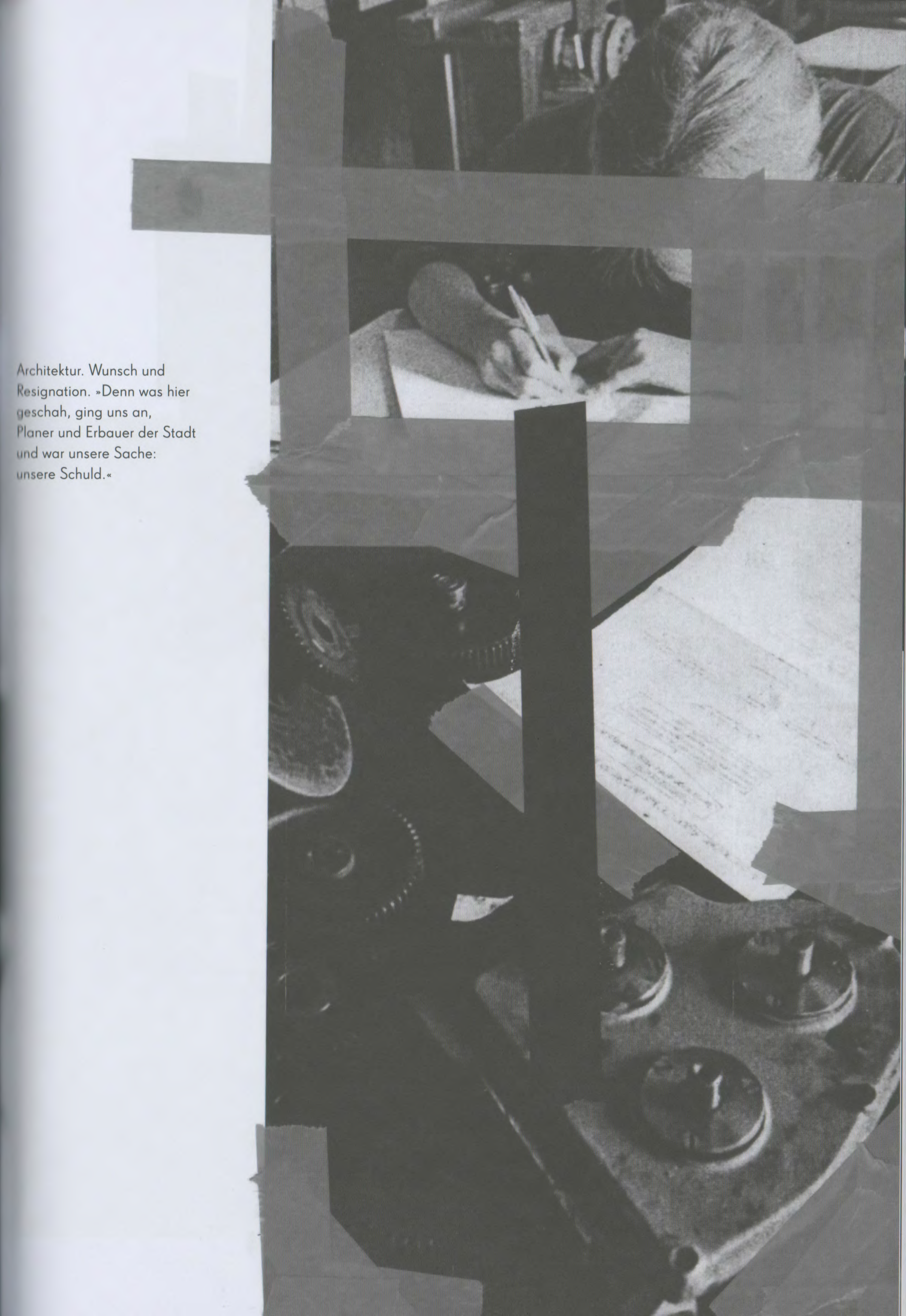
Franziska Linkerhand, die in ihrer Arbeit ungeteilt existierte,
»...sie wusste nichts mehr von einem angstvollen, bedrohten Ich,
das sich manchmal von ihr abspaltete, das auf Abende, Alleinsein,
eine gewisse Melodie lauerte oder unvermutet aus der Tiefe des
Spiegels stieg. Selbst in der Baracke am Stadtrand, wo sie unzufrieden
war, (...) behielt sie ihr Selbstvertrauen: sie war tätig, das verknüpfte
sie mit den anderen (...).«



Vom Dach aus die Stadt das ge
schlinge die leute he ich hab euch nichts
zu sagen was hetzt ihr wohin wozu immer
ist das nicht lang
weilig (termine im kopf oder ein
kauflisten kinderwickeln schlafen
essen abend das hier vor der
röhre und mal ein sonntag ein
kauflisten kinderwickeln schlafen
essen abends das hier vor der
röhre und mal ein sonntag im
grünen was grün gegen grau) grau
stufen von oben drüber das
blaue da dreht die erde sich
hörbar kommt noch wenn ihr schweigen
könnt bringt korn mit wodka tuts
auch Ja vom dach aus die stadt
ach und vom berg







Architektur. Wunsch und Resignation. »Denn was hier geschah, ging uns an, Planer und Erbauer der Stadt und war unsere Sache: unsere Schuld.«

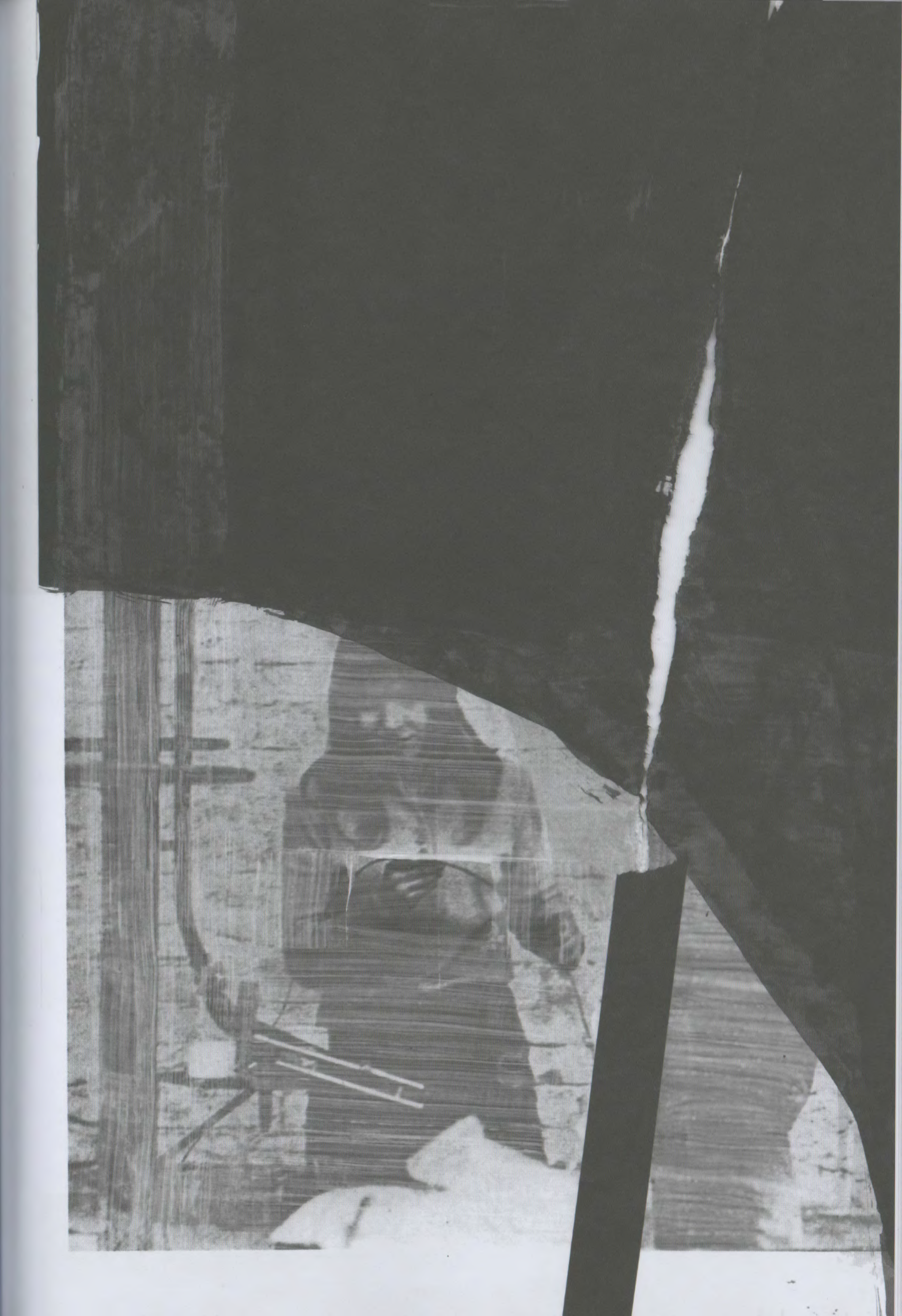




»Die Beschreibung der Vergangenheit — was immer das sein mag, dieser noch anwachsende Haufen von Erinnerungen — in objektivem Stil wird nicht gelingen. Der Doppelsinn des Wortes »vermitteln«. Schreibend zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit vermitteln, sich ins Mittel legen. Heißt das: versöhnen? Mildern? Glätten?«



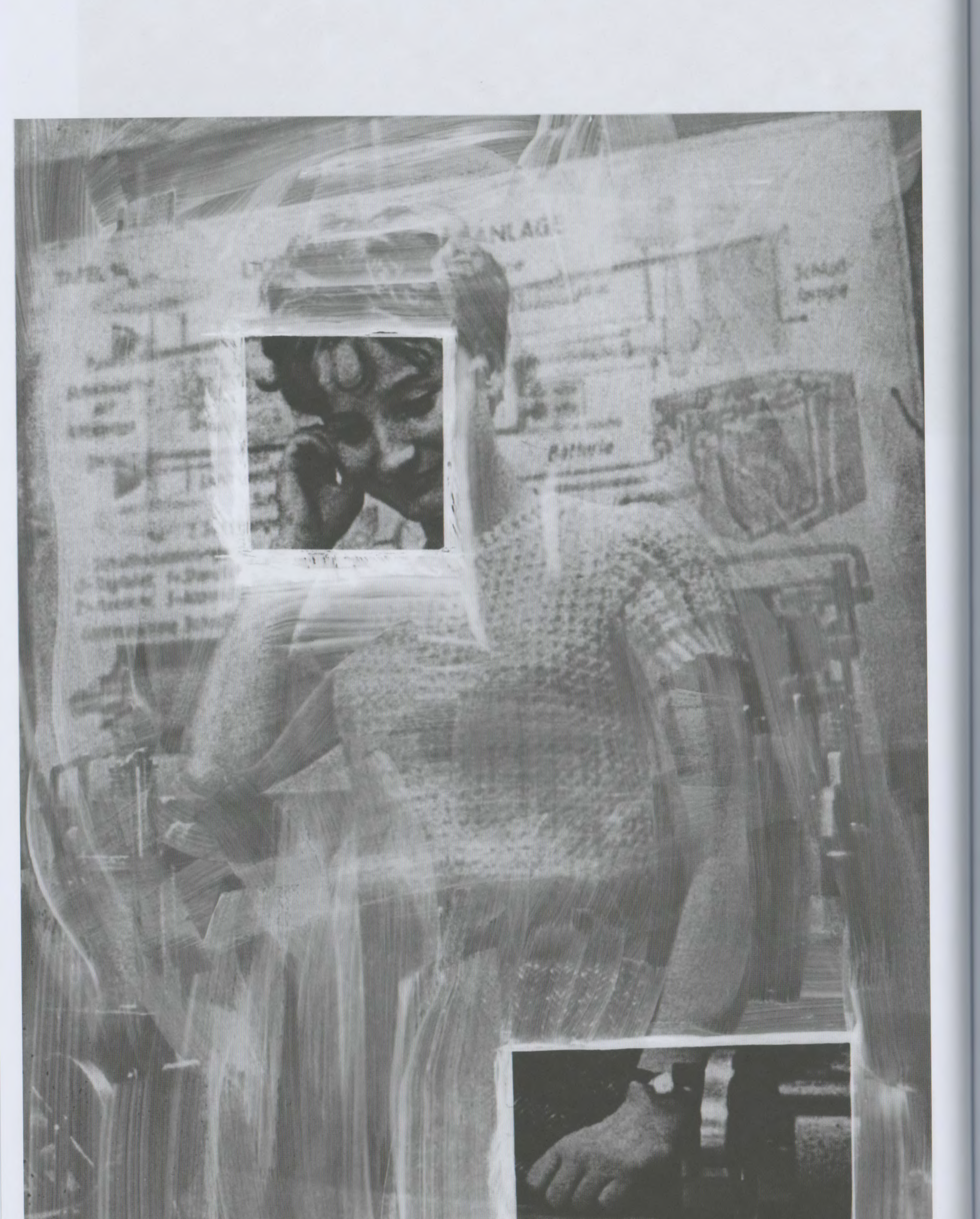
Rita: »Der Druck nimmt zu, besonders im Werk haben wir's gemerkt« (...) »Manfred sagte: ›Als du zum allerersten mal da warst, hatten sie auch gerade eine schwere Zeit. Erinnerst du dich?‹ In Rita stieg ein Widerspruch hoch. Willst du sagen: Die schweren Zeiten reißen nicht ab? Es lohnt nicht auf ihr Ende zu warten? ›Das alles liegt hinter mir‹, sagte Manfred, ohne Bitterkeit. ›Daran will ich gar nicht mehr denken. Diese sinnlosen Schwierigkeiten. Diese übertriebenen Eigenlobtiraden, wenn eine Kleinigkeit glückt. Diese Selbstzerfleischungen. Ich kriege jetzt eine Arbeit, da werden andere extra dafür bezahlt, daß sie mir jede Störung wegorganisiseren. So was hab ich mir immer gewünscht. Drüben hab ich das nie — jedenfalls nicht zu meinen Lebzeiten. Du wirst sehen, wie uns das gefällt.‹ Uns? dachte Rita. Von mir ist doch gar nicht die Rede. Oder soll ich dort Lehrerin werden? Und wieso kommt mir das so unmöglich vor?«





»Der Abend ist zu Ende, dachte Franziska: er war ihr ein Wunder schuldig geblieben. Auf einmal bangte ihr davor, allein zu bleiben. Die Rufe wie von nebelhörnern verirrter Schiffe. Die Blitze am Saum der weißen, von Stimmen erfüllten Nacht.«




ANLAGE
Batterie



Uhrengeschichten. Ein Mann besucht ein Uhrengeschäft mit kunstvoll handgefertigten Uhren und legt seine industriegefertigte Uhr ab um die feinen Uhren zu probieren. Er vergisst seine Uhr im Geschäft. Als er geht, bleibt sie eine Nacht mit den anderen Uhren allein: »Eine alte schöne Messinguhr, die gern dasselbe in Gold gewesen wäre, fing an zu schlagen und rief: ›Bist du eine moderne Uhr und ganz aus Gold?‹ Die moderne Uhr aber ärgerte sich darüber, da sie meinte, es zweifle wieder einmal jemand an ihrer Echtheit, und sagte schroff: ›Tick, tick, tick, ich habe keine Zeit, ich muß gehen.‹ — Die Uhren sahen sich ganz betreten an, und eine der schönsten sagte baß erstaunt: ›Sie scheint das Gehen für ihre einzige Bestimmung zu halten — wie sonderbar!‹ — Aber freilich, es waren ja lauter Künstlerseelen, wie ihr wißt, die mussten ja so denken. — Und eine andre edelstein geschmückte Uhr rümpfte ihr Brillantnäschen und meinte: ›Sie sieht ja auch aus wie eine echte Arbeiterin, so blaß ist ihr Gesicht und so schmucklos ihr Kleid.‹«



Textnachweis

S. 85, 91, 97
Brigitte Reimann: »Franziska Linkerhand«,
Verlag neues Leben, 1986

S. 83, 84, 87, 93
Christa Wolf: »Kindheitsmuster«,
Sammlung Luchterhand, 1979

S. 86, 94
Christa Wolf: »Der geteilte Himmel«,
Aufbau-Verlag, 1985, (2. Auflage)

S. 88
Hannelore Becker, aus: Ines Geipel (Hrsg.):
»›Die Welt ist eine Schachtel‹ — Vier Autorinnen
aus der frühen DDR«, Transit Verlag, 1999

S. 99, Lu Märten: »Formen für den Alltag«,
darin: ›Uhrengeschichten‹(1905),
Fundus-Reihe, Verlag der Kunst Dresden

Katharina Zimmerhackl, verbrachte ihre Jugend ohne Bewußtsein über die Existenz einer DDR in Südbaden. Sie ist Absolventin der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig, lebt als Künstlerin und Grafik-Designerin in Leipzig und ist Teil der Redaktion der outside the box.

Anne Hofmann, in Karl-Marx-Stadt geboren, wuchs auf in Chemnitz, studiert noch bis Sommer an der Hochschule für Grafik und Buchkunst und ist Teil der Redaktion outside the box.

Diese Fotoarbeit entstand aus einer weiterführenden Auseinandersetzung mit Mandy Gehrts Arbeit »Zwischen vierzehn und achtzehn«. Erstmalig gezeigt wurde diese im Skala Gesamtkunstwerk im Rahmen des Projektes »WOMEN ART WORK«. Es folgte eine Ausstellung in Budapest, letztlich zu sehen war sie in der Galerie für zeitgenössische Kunst in Leipzig in der Ausstellung »Aneignung der Gegenwart«. Sie zeigt einen Tisch auf dem zwei Standardwerke für Frauen aus der DDR liegen. Es handelt sich um die »Kleine Enzyklopädie: Die Frau« von Irene Uhlmann, erschienen 1961 und um »Zwischen vierzehn und achtzehn«, erschienen 1960, von Sonja Walter. Es ist ein Buch für junge Mädchen, in dem sie aufgeklärt werden u.a. über den sozialistischen Alltag, Liebe, Berufsorientierung, Hygiene. Dazu gibt es eine Audioaufnahme mit Heidi Specker, die Mandy Gehrt zu den Büchern befragte.

In der Arbeit findet eine Auseinandersetzung über das Verhältnis von Arbeit und Emanzipation bei Frauen in der DDR statt. Von der Doppelbelastung der Frauen über den Identitätsverlust nach 1989 bis zur Nachwirkung dessen im Thema des sogenannten »Emanzipationsvorsprungs« in der neoliberalen Gesellschaft des 21. Jahrhunderts, geht Mandy Gehrt der Visualisierung dieser Prozesse nach. In der 9., überarbeiteten Auflage des Buches »Zwischen vierzehn und achtzehn«, fanden sich eine Reihe von Fotografien, die Frauen in unterschiedlichen Momenten zwischen Arbeit und Alltag zeigen. Mandy Gehrt brachte die Fotos aus dem Buch auf 80 Dias, die zu dem Tisch mit Interview an die Wand projiziert sind. Das besondere an diesern Bildern ist ihr Bezug zu Leipzig und der Hochschule für Grafik und Buchkunst. Der gesamte Fototeil der überarbeiteten Auflage wurde von Studenten der HGB gestaltet; Leitung für das Projekt hatte Prof. Föppel. Der in Bezug zur DDR ambivalente Hintergrund dieser Fotos, der sich auch ästhetisch andeutet, war Ausgangspunkt mit den Fotografien weiter zu arbeiten, sie zu bearbeiten.

Marco Malet

»Die Amplituden des Wahrnehmbaren in der Gegenwart weiten«

Die meisten der Texte beginnen mit einer kurzen biographischen Skizze und einleitenden Erläuterungen zu Thema und Ort der Gespräche, wenn in den Gesprächsprotokollen das Biographische zu kurz kommt, wird kurz nachgefragt. So lässt sich nachvollziehen oder erahnen, auf welche Weise lebensgeschichtliche Erfahrungen und ausgeübte Tätigkeiten, Engagement und Begehren miteinander in Verbindung stehen.

Marco Malet

lebt und arbeitet im Westen Leipzigs und tastete sich in der Vergangenheit u.a. als Hausmeister, Konzertveranstalter, Versicherungsbetrüger und Krankenwagenfahrer durch die Schluchten des Lebens.

Erstmalig aufmerksam geworden bin ich auf Gabriele Goettle durch die beiden Reportage- und Essaybände *Freibank* (Edition Tiamat) und *Deutsche Sitten* (Eichborn, die andere Bibliothek). Ausgehend von ungewöhnlichen Beobachtungen auf ihren Reisen durch das gerade wiedervereinigte Deutschland lieferte sie absurde und trostlose Innenansichten des Landes und seiner merkwürdigen Bewohner. In unzähligen Interviews erwies sie sich als kluge Beobachterin und genaue Zuhörerin. Ihre Perspektive auf das vermeintlich Abseitige, scheinbar Nebensächliche und Nicht-Kanonisierte und die behutsame Annäherung daran erlaubten einen ganz eigenen Erkenntnisgewinn.
Ihre Methode ist dabei relativ einfach. Gemeinsam mit ihrer Freundin, der Fotografin und Comic-Zeichnerin Elisabeth Kmölninger, bereiste sie die gesamte Republik und schrieb auf, was sie beobachtete, führte Interviews oder fertigte Protokolle von Fundstücken an. Goettle erkundete in der Vergangenheit bereits Sozialbauwohnungen, Imbisse, Armenküchen, Bauernhöfe, Kläranlagen, Flüchtlingsheime, Pathologische Institute, Erotik- und Tattoo-Shops und Bodybuilding-Studios, sprach mit Bienenforscherinnen, Märchenerzählerinnen, Masochisten, Jägern, Strichern, Sozialarbeitern, Nachtwächtern und Hausmeisterinnen.
Indem sie beispielsweise die wenig besuchten 1. Mai-Feierlichkeiten 1990 in Greifswald vor dem Atomkraftwerk und die dort herrschende Katerstimmung dokumentierte, lieferte sie ein erstaunliches Porträt vom rasanten Verschwinden der DDR. Auch anhand eines dokumentierten Besuchs der KZ-Gedenkstätte Bergen-Belsen ließen sich einige erhellend-erschreckende Überlegungen über den Zusammenhang zwischen offiziellem Gedenken und gleichzeitigem Vergessen anstellen. Goettle beschrieb, wie die Gedenkstättenbesucher sich abwechselnd und paarweise fotografierten und protokollierte darüber hinaus den Inhalt der dort aufgestellten Mülleimer. Darin befand sich nichts weiter als gewöhnlicher Touristen-Müll, also hauptsächlich Cola-Büchsen, Fotodosen, Essensverpackungen und Zigarettenschachteln und so konstatierte sie nüchtern: »Der normale Besucher [...] läßt sich nicht irremachen, er tut genau das, was Touristen machen, wenn sie eine Sehenswürdigkeit aufsuchen« — essen, trinken, fotografieren.
In den späten 70er Jahren war Gabriele Goettle Mitherausgeberin der radikal-feministischen Zeitschrift *Die schwarze Botin*, in der u.a. Texte von Elfriede Jelinek, Gerburg Treusch-Dieter, Gisela Elsner, Christa Reinig und Julia Kristeva erschienen. Die Zeitschriften-Gründung 1976 war eine Reaktion auf die damaligen Diskussionen um »neue Weiblichkeit« und die Suche nach einer authentischen, weiblichen Identität, die große Teile der Frauenbewegung in Selbstuntersuchungs- und Selbsterfahrungsgruppen und in der Bekenntnisliteratur praktizierten. Mit Opferrhetorik und Authentizitätssuche wollten die Macherinnen der *Schwarzen Botin* jedoch nichts zu tun haben, im Gegenteil sahen sie in diesem Trend einen Verzicht auf Kritik und waren der Ansicht, dass das «Verlangen nach Selbsterfahrung und Selbstbestätigung das Selbst immer unsichtbarer«[1] machen würde. Die Zeitschrift bot stattdessen eine hochinteressante Mischung aus bissiger Satire und feministischer Gesellschaftskritik, die Herausgeberinnen sahen eine Frauenbewegung erst da im Entstehen begriffen, »wo der klebrige Schleim weiblicher Zusammengehörigkeit sein Ende hat«[2].
In ihrem jüngst im Kunstmann Verlag veröffentlichten Buch *Der Augenblick. Reisen durch den unbekannten Alltag* sind 26 Gesprächsprotokolle mit Frauen versammelt, die allesamt aus ganz unterschiedlicher Perspektive von ihren jeweiligen Berufserfahrungen und ihrem Alltag erzählen und zwischen 2007-2009 in der taz erschienen sind.
Das Spektrum reicht von einer linken Buchhändlerin über die Beamte einer Arbeitsagentur bis hin zur Betreiberin eines Bestattungsunternehmens. Die meisten der Texte beginnen mit einer kurzen biographischen Skizze und einleitenden Erläuterungen zu Thema und Ort der Gespräche, wenn in den Gesprächsprotokollen das Biographische zu kurz kommt, wird kurz nachgefragt. So lässt sich nachvollziehen oder erahnen, auf welche Weise lebensgeschichtliche Erfahrungen und ausgeübte Tätigkeiten, Engagement und Begehren miteinander in Verbindung stehen. Darüber hinaus hält sich Goettle während der Gespräche jedoch sehr zurück, macht nur gelegentlich kurze Anmerkungen.
Viele der im Buch vorgestellten Frauen — wenn nicht ohnehin im Sozialbereich aktiv — engagieren sich nebenberuflich und ehrenamtlich in sozialen Projekten, in Vereinen oder in wenig anerkannten Forschungsbereichen.
Manche müssen aufgrund unbequemer Positionen auf eine Karriere verzichten, sind Außenseiterinnen, weil ihre Tätigkeiten nicht oder nur teilweise anerkannt werden oder sie sich in »typischen Männerberufen« behaupten wollen, wie z.B. die Hausmeisterin Bea Fünfrocken, die Haushaltsreparaturkurse für Frauen anbietet und in der Schrauberwerkstatt »Autofeminista« mitarbeitete.
Neben den interessanten Details und dem versammelten Fachwissen aus den teilweise recht exotischen Berufen beeindrucken vor allem das Begehren und die unablässige Beharrlichkeit, mit denen die Interviewten sich —

1 Die Schwarze Botin, 1/1976
2 ebd.

allen Widrigkeiten zum Trotz – durch den Alltag kämpfen und mit welcher Leidenschaft sie den Dingen und den Tätigkeiten nachgehen, die sie versuchen, im und neben dem Berufsleben zu verwirklichen. Weiblichkeitsstereotype werden beim Lesen wie selbstverständlich und beinahe beiläufig in Frage gestellt. Versammelt sind Geschichten von Mehrfachbelastungen und unerfüllten Sehnsüchten, von biographischen Brüchen, Erfolgen und enttäuschten Hoffnungen.

So resümiert die Bremer Medizin- und Körperhistorikerin Barbara Duden, die zur Geschichte der (Selbst-)Wahrnehmung des Körpers von Frauen forscht, die ökonomische Rationalisierung im Gesundheitsbereich und das Auftauchen eines Risiko-Selbstmanagements: »Die Durchsetzung des Risikobegriffs in der Praxis gesundheitlicher Vorsorge wurde an Frauen durchexerziert in den vergangenen dreißig Jahren. Die Frauen bemerkten nicht, dass sie in der Tiefe ohnmächtig, wirklich ›ohnemächtig wurden‹. Sie wurden regelrecht konditioniert, diese kontinuierliche Einsichtnahme, Kontrolle und Überwachung als ihr Bedürfnis zu empfinden.« Das bedeute eine enorme Veränderung der Selbstwahrnehmung. »Sich den eigenen Körper wieder anzueignen, das war es, was sich die Frauen sozusagen auf ihre Fahnen geschrieben hatten. Heute steht die Forderung, dass die Frauen Selbstbestimmung und Selbstverantwortung ausüben sollen, auf den Fahnen aller Krankenkassen, Ärzte und Gesundheitsbürokraten. Es ist eine Pflicht! Damals, in den 70er Jahren, hat die Frauenbewegung sich ein Recht erkämpfen wollen und das Spekulum selbst in die Hand genommen. Die Selbstuntersuchung und die Selbstsuche, das waren wichtige Schritte, und viele Frauen haben diesen Weg angetreten. Du hast das ja damals kritisiert, Gabriele, auch diese gängigen Begrifflichkeiten. Im Rückblick war dieses ›Consciousnessraising‹ im Grunde eine Professionalisierung für das, was in der Gesellschaft sowieso als Zumutung auf einen zukommt. [...] Das Abverlangte sollte nicht mehr als solches kenntlich sein, sondern Teil des eigenen Wollens werden. Der wichtigste Begriff der Frauenbewegung war ja Selbstbestimmung – hier jetzt speziell auf den eigenen Körper bezogen –, und heute heißt Selbstbestimmung sozusagen Selbststeuerung; die Frauen haben gelernt – und nicht nur die Frauen –, sich selbst so zu steuern, dass es fürs System kompatibel ist. Und das ist wahnsinnig beunruhigend, diese Überschneidung und die Paradoxie zwischen etwas, was wir wollen konnten – auch vernünftigerweise –, und was aber zugleich auch dem in die Hände gespielt hat, was historisch im Werden war. Das beschäftigt mich immer sehr, muss ich sagen.«

Die arbeitslose Tänzerin, Choreographin und Regisseurin Marina Schubarth berichtet über ihren zähen Kampf für die Entschädigung ehemaliger russischer Zwangsarbeiter. Sie bekommt kaum Geld für ihr Engagement, trotz der Medaillen und Auszeichnungen, die man ihr verliehen hat: »Ein Schlag ins Gesicht ist für mich, dass man diese Arbeit nicht unterstützt. Ich habe mich mit großer Zähigkeit in die Zwangsarbeiterproblematik hineingearbeitet, bin Expertin geworden, gebe meine Erfahrungen weiter, mache eigentlich Versöhnungsarbeit; ich spreche fünf Sprachen, kläre die Jugend über mein Thema auf. Und trotzdem gibt es scheinbar keinen Bedarf für meine Arbeit. Ich habe jetzt noch Arbeitslosengeld ein Jahr lang, und das war's dann...«

Ein Verdienst des Buches ist es auch, die gesamte Bandbreite zwischen Selbstbestimmung und Selbstausbeutung auszuleuchten. Da müssen mühsame Kämpfe (z.B. um Anerkennung) geführt werden – das ist alles auch sehr beeindruckend und wird in einem beinahe lapidarem Ton erzählt. Gelegentlich stellen sich beim Lesen aber auch Fragen nach den Kehrseiten von so viel Idealismus, Verausgabung, Mehrfachbelastung und Flexibilisierung. Es drängt sich gar der Eindruck auf, die meisten der im Buch vorgestellten Frauen meistern das alles mit links. Keine einschneidenden Burn-Outs, Zusammenbrüche oder Depressionen.

Das beeindruckt, macht aber auch ein wenig stutzig.

Gelegentlich stellen sich beim Lesen aber auch Fragen nach den Kehrseiten von so viel Idealismus, Verausgabung, Mehrfachbelastung und Flexibilisierung. Es drängt sich gar der Eindruck auf, die meisten der im Buch vorgestellten Frauen meistern das alles mit links. Keine einschneidenden Burn-Outs, Zusammenbrüche oder Depressionen. Das beeindruckt, macht aber auch ein wenig stutzig.

Anhand der Lebensgeschichte von Ingrid Reinke, einer Kioskbetreiberin in Berlin-Lichterfelde, wird das recht gut deutlich. Seit nun ca. 60 Jahren

arbeitet sie in einem Kiosk, seit einer Verletzung 1978 mit offenem Bein, welches nicht verheilen kann, weil sie nie zur Ruhe kommt. »Den gab's hier gar nicht, den Kiosk. Den habe ich erst aufgebaut, nach langem Kampf mit dem Amt. Der kostete mich Unsummen, und ich hatte nicht einen Pfennig, den musste ich abzahlen, abzahlen, abzahlen! Morgens um viere aufgemacht, offen bis in die Nacht.«
Viele Jahre hat Ingrid Reinke mit ihrem Großvater und ihrer Mutter zusammengelebt, der Unterhalt für die drei konnte und musste ausschließlich durch den Kiosk verdient werden. Sie hat spät geheiratet: »Keine Zeit gehabt und keine Lust«, ihr Mann verstarb jedoch bereits nach 4 Jahren Ehe, in die er ein Kind mitgebracht hatte, Ingrid Reinke war zudem noch schwanger und zog sich bei einem Unfall eine Beinverbrennung dritten Grades zu. Seitdem war sie Alleinversorgerin für zwei Kinder und ihre Mutter: »Da gab's für mich nur noch Arbeit, Arbeit, Arbeit! Fünf Jahre habe ich im Kiosk auf der Erde geschlafen mit der Luftmatratze. Ich musste ja viel bezahlen, die Wohnung von Mutter, für jedes Kind 400 Mark, Lebensmittel und alles. Da habe ich manchmal nachts um zwei aufgemacht, so 'ne Art 24-Stunden-Bereitschaftsdienst.«
Später lernte sie dann nochmal einen Mann kennen, der sich jedoch nach einer Weile als unmündiger Alkoholiker herausstellte und am liebsten auch noch bemuttert werden wollte. Trotz Krankheit, diverser Zusammenbrüche, Neuanfänge und bürokratischer Hürden ließ sich die Kioskbetreiberin nie unterkriegen und ist immer noch mit Spaß und Leidenschaft bei der Sache. Der Kiosk ist »ihre Rettungskapsel, ihre Schutz- und Trutzburg, mit der sie sich die Welt draußen auf Distanz hält. Es ist das Metronom für ihren Lebensrhythmus«, schreibt Goettle. Für die Zeit, wenn Ingrid Reinke nicht mehr arbeiten kann und niemand anderen mehr versorgen muss, gibt es noch einen großen unerfüllten Wunsch: »Ich hab' vor, alles zu verkaufen. [...] Ich möchte auch wirklich mal nur an mich denken und mit dem Bein noch mal was versuchen, im Krankenhaus. Und wenn ich das schaffe, dass das besser wird, [...] dann gehe ich zur Musikschule und lerne noch singen. Ist mir wurscht. Ich möchte Opern singen!«
Die in dem Buch versammelten Texte lassen sich in eine noch zu rekonstruierende Traditionslinie von Porträt-und Protokolliteratur einreihen[3], der es darum ging, Alltags- und Berufserfahrungen von Frauen zu artikulieren. Dieser Literatur haftet leider immer noch das Manko an, wegen des dokumentarischen Gehalts literarisch abqualifiziert oder als bloße »Frauenliteratur« gelabelt und rezipiert zu werden. Auch Adorno nannte das Genre der Sozialreportage in seiner *Ästhetischen Theorie* einst etwas abschätzig eine »Abschlagszahlung auf durchzuführende empirische Forschung«. Goettles Dokumentarliteratur ist aber mehr als das. Mit geübtem Ohr und feiner Beobachtungsgabe, ohne Pathos und ohne Sozialkitsch gelingt es ihr, dem Leben unerzählte Geschichten abzulauschen. Einer Ethnologin gleich macht sie sich auf die Suche nach stumm gebliebenen weiblichen Erfahrungen und rekonstruiert in einer dichten und verdichteten Beschreibung damit auch eine Gegen-Geschichtsschreibung. Literatur als *Grounded theory.*

Gabriele Goettle: Der Augenblick. Reisen durch den unbekannten Alltag. Antje Kunstmann Verlag, 22,95 EUR

Neben den interessanten Details und dem versammelten Fachwissen aus den teilweise recht exotischen Berufen beeindrucken vor allem das Begehren und die unablässige Beharrlichkeit, mit denen die Interviewten sich – allen Widrigkeiten zum Trotz – durch den Alltag kämpfen und mit welcher Leidenschaft sie den Dingen und den Tätigkeiten nachgehen, die sie versuchen, im und neben dem Berufsleben zu verwirklichen. Weiblichkeitsstereotype werden beim Lesen wie selbstverständlich und beinahe beiläufig in Frage gestellt.

3 Zu nennen sind hier bspw. Erika Runges »Versuche zur Emanzipation« (1969), Sarah Kirschs »Pantherfrau« (1973) oder Maxie Wanders «Guten Morgen, Du Schöne« (1977).

Mädchen, zeig was du kannst

— Über arbeitsmarktpolitische Maßnahmen in hellblau und rosa und Feminismen, die nichts mehr wollen.

Barbara Schnalzger

ist Redaktionsmitglied der *outside the box* und lebt in Leipzig.

Seit 2001 gibt es den »*Girls'Day* – Mädchenzukunftstag«. An diesem von Bundesseite geförderten Tag sollen Mädchen und junge Frauen Einblicke in den Alltag von »Männerberufen« erhalten. Das soll sie motivieren, sich für technische und naturwissenschaftliche Berufe zu interessieren, um die Fachkräfte von morgen zu werden. Immer mal wieder im Laufe der Geschichte führen ökonomische Notwendigkeiten zu pseudo-gleichstellungspolitischen Initiativen, die Frauen den Weg in die Arbeitswelt öffnen. Mussten beispielsweise Frauen im Realsozialismus erst rauf, dann wieder runter von den Traktoren, so sollen sie auch im Neoliberalismus rein in die »Männerberufe« – aber nicht zu weit, denn Zeit für alle anfallenden Reproduktionsarbeiten muss schließlich auch noch bleiben. Ein Abriss des *Girls'Day* und Feminismus in Deutschland.

Ob Frau, ob Mann – alle müssen ran

Der *Girls'Day* hat sich Chancengleichheit auf die Fahnen geschrieben: Mädchen sollen Zugang zu Berufen erhalten, in denen sich traditionell überwiegend Männer tummeln. Diese Idee hört sicherst mal gut an, verspricht sie doch, dass strukturelle Barrieren für Frauen, einen gut bezahlten Job im Wunschbereich zu bekommen, sukzessive abgebaut und Geschlechterstereotype zunehmend aufgeweicht werden. Doch was steht wirklich auf den *Girls'Day*-Fahnen, die im neoliberalen Wind flattern? Renate Schmidt, ehemalige Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, erklärt das mal: »*Die Gleichstellung in der Arbeitswelt wird zu einer ökonomischen Notwendigkeit. Die bestausgebildete Frauengeneration aller Zeiten ist eine Ressource, die es zu nutzen gilt*«[1]. Die Initiative entpuppt sich als Täuschungsmanöver: Sie ist kein Mittel, um das Ziel einer gerechteren Gesellschaft zu erreichen, sie ist das Ziel selbst und will im Grunde nur eines: Humankapital abschöpfen. Die ökonomische Entwicklung hat bürgerliche Geschlechterrollen überholt und verlangt eine Renovierung tradierter Arbeitsteilung auf der Basis neoliberalen Selbstunternehmertums. Frauen sollen nicht wollen können – sondern vielmehr müssen sie wollen. Zum einen, weil die kapitalistische Produktions- und Lebensweise auf das Individuum setzt, dessen Freiheit und individuelle Emanzipation darin besteht, lohnarbeitend den Sozialabbau auszugleichen und alle kapitalismusinternen Risiken selbst zu bewältigen, oder aber in der Prekarität unterzugehen. »Chancengleichheit« wird dabei als soziales Anliegen präsentiert, meint aber nichts anderes als die bürgerliche Konkurrenz-Ideologie, die dort individuelles Glück verspricht, wo rücksichtslos und vereinzelt der abstrakte Markt bedient wird. Zum anderen, weil die demographische Entwicklung die Angst vor dem Fachkräftemangel schürt: »*Wir würden wirklich gern noch viel mehr Frauen einstellen, weil wir wissen, dass wir nicht auf fünfzig Prozent der Erwerbstätigen verzichten können*«, erklärt Reifenhersteller Jochen Wrede das Engagement seiner Firma für den *Girls'Day*.
Die ganze ökonomische Trostlosigkeit des »Mädchenzukunftstages« offenbart letztlich ein Blick auf dessen Förderer: neben Bildungs- und Familienministerium finden sich die Bundesagentur für Arbeit, der Bundesverband der Deutschen Industrie und die Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände in den Reihen der Aktionspartner. Und selbst wenn man dem *Girls'Day* nur zu gerne abkaufen möchte, dass jungen Mädchen die Möglichkeit offeriert werden soll, einen interessanten, gut bezahlten Job zu bekommen, enttäuscht die Statistik: Die Zahl der weiblichen Auszubildenden im Bereich Industrie und Handel nahm im letzten Jahr um 4,7 Prozentpunkte ab, im Handwerk sogar um 7,1 Prozent. Die Jungs traf es in der allgemeinen Krise mit minus 1,6 bzw. minus 4,6 Prozent weniger hart, zumal fast doppelt so viele Männer in diesen Bereichen ausgebildet werden. An den Hochschulen verharrt der Frauenanteil in Mathematik und Naturwissenschaften seit 2007 bei 36 Prozent, in den Ingenieurswissenschaften bei 20 Prozent.

Soft skills-Fleißsternchen und Coolness-Punkte

Girls bleiben Girls – Geschlechterrollen revisited

Die Girls von heute müssen sich darauf vorbereiten, als Frauen von morgen flexible Arbeitskräfte zu werden. Viele von ihnen werden – ganz geblendet vom tollen Job – die Erzählung vom gelungenen Projekt der Geschlechtergleichberechtigung für bare Münze nehmen, sie werden nach wie vor weniger verdienen und wie selbstverständlich die Hauptlast bei Kindererziehung, Pflege- und Hausarbeit tragen – spätestens hier nämlich endet die Entscheidungsfreiheit. Der Versuch, durch politische Initiativen die Berufswahl von Mädchen zu beeinflussen, wird kaum dazu führen, dass die Väter von morgen windel- und kochlöffelschwingend ihre vollen Terminkalender vom Tisch fegen und das eigene (Berufs-)Leben zugunsten von Erziehungsaufgaben umstrukturieren – von Ausnahmen natürlich abgesehen. Ist das erste Kind geboren, werden Frauen, egal, in welchem Beruf sie arbeiten, mit der Frage konfrontiert sein, ob sie beruflich kürzertreten, oder – falls finanziell machbar – Reproduktionsarbeiten outsourcen, also andere

1 Renate Schmidt (SPD), ehemalige Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, anlässlich des vierten bundesweiten *Girls'Days* 2004.

(Frauen) sich darum kümmern lassen. Der *Girls'Day* treibt die doppelte Zurichtung von Frauen als Hausfrau und Lohnarbeiterin voran und fragt so hohl wie beiläufig: Wie muss Erwerbsarbeit gestaltet sein, um Erwerbs- und Reproduktionsarbeit vereinbar zu machen? Dies zu entscheiden wird meist den Frauen selbst überlassen, die sich daran gewöhnen müssen, mit den verschiedenen Anforderungen im Produktions- wie auch im Reproduktionsbereich zu jonglieren. Im Grunde ist es egal, wer den Job macht, Hauptsache, er wird gemacht. Doch das patriarchale Geschlechterverhältnis kommt dem Kapitalismus dort zugute, wo durch nicht bezahlte Arbeit Kosten gesenkt und durch schlecht bezahlte Arbeit Profite gesteigert werden können.

Kämpfen muss jede für sich allein und gegen die andere.

Girls bleiben Girls, daran lässt der *Girls'Day* keinen Zweifel. Vermeintlich »weibliche Eigenschaften und Bedürfnisse« werden keineswegs als überholt und eingestaubt in den Graben der Bedeutungslosigkeit verbannt, sondern entlang der Diversity Management-Logik als nutzbringend eingestuft: »*Der* Girls'-Day *ist eine der Maßnahmen für unseren Betrieb, um unseren Frauenanteil zu erhöhen. Das Sozialverhalten in den Ausbildungsgruppen hat sich so zum Positiven verändert.*« »*Frauen, die bereits in unserem Unternehmen arbeiten, (haben) einen guten Einfluss auf das gesamte Team. Auch deshalb würden wir einfach gern mehr Frauen einstellen*«, so die gängigen Antworten der Firmenchefs. Biologistische Argumentationsschemata werden etwas aufgepeppt und ökonomischen Notwendigkeiten angepasst, und schon kann Frau ihren Mann im technischen Beruf stehen: »*Wir wissen, dass wegen der technischen Hilfsmittel in unserem technischen Bereich Muskelkraft viel weniger gefragt ist als ›ein kluges Köpfchen‹*«, so Reifenhersteller Wrede. Können Frauen schließlich ihr »kluges Köpfchen« in der technischen Ausbildung oder im naturwissenschaftlichen Studium beweisen, so ist von den männlichen Kollegen nicht automatisch eine ebenso reflektierte Haltung zu Geschlechterstereotypen zu erwarten, sondern oft platter Sexismus. Für Ausbildungsberufe trifft dies ebenso zu (siehe Protokolle in diesem Heft) wie für den akademischen Bereich: Jüngst plauderte Bundeskanzlerin Angela Merkel aus dem Nähkästchen über die Attitüden ihrer damaligen Kommilitonen, die ihr als Physikstudentin ständig in die Versuchsreihen gepfuscht haben.[2]

Aber die Jungs nicht vergessen![3] Der Boys'Day

Vor zwei Jahren wurde dem *Girls'Day* dann der »*Boys'Day* — Jungen-Zukunftstag« zur Seite gestellt, der Jungs für soziale (frauendominierte, schlecht bezahlte) Berufsfelder sensibilisieren soll. Ganz nach Gendermainstreaming-Manier wurde ein Konzept zur beruflichen Förderung von Mädchen und jungen Frauen auf gleiche Weise auf Jungen angewendet. Die Rede ist dabei immer wieder von der Angst, dass Mädchen die Jungen in Deutschland »*in vielen Bereichen schon abgehängt*«[4] hätten. Männerrechtshardliner argumentieren oft so, als wäre die Unterdrückung und Benachteiligung von Frauen in einer patriarchalen, kapitalistischen Gesellschaft pure Spinnerei: »*Bei ›Neue Wege für Jungs‹* (Vorgängerprogramm des *Boys'Day*, B.S.) *scheint zudem immer wieder der Versuch auf, Jungen dorthin zu schubsen, wo sie den Mädchen nicht im Weg stehen*«, so der Medienwissenschaftler Arne Hoffmann; und mittlerweile gesellschaftsfähig geworden ist der diffuse Sprech von der Diskriminierung von Jungen: »*Wer A wie Mädchenförderung sagt, muss auch B wie Jungenförderung sagen.*«[5]

Völlig unberücksichtigt bleibt dabei, dass Qualität oder Anzahl von Abschlüssen kaum etwas an der horizontalen oder sektoralen Segregation des Arbeitsmarktes ändern, wo Frauen nach wie vor schlechter abschneiden, obwohl sie offensichtlich besser in der Schule sind: Die Statistik zeigt beispielsweise, dass 2011 mehr Mädchen als Jungen Abitur machten, dass Frauen im Schnitt aber 22 Prozent weniger verdienten.[6] Dies bleibt deswegen unberücksichtigt, weil es schlicht nicht darum geht. Ein plattes Ummünzen eines Mädchenförderprogramms auf Jungen in einem Bereich, in dem Jungen keine Förderung brauchen — denn das Argument, Jungs hätten auf dem Arbeitsmarkt weniger Chancen durch die Konkurrenz der Mädchen, ist schlicht absurd — macht deutlich, dass es hier nicht um mehr Gerechtigkeit, sondern um die Potenzierung der zur Verfügung stehenden Arbeitskraft geht. Auch die Boys sollen ihre Scheu für »geschlechteruntypische« Berufe ablegen und mit »*facettenreichen Männlichkeitsmustern*«[7] jonglieren, um den Erfordernissen des Arbeitsmarktes gerecht zu werden: »*Soziale und kommunikative Kompetenzen werden im Erwerbsleben immer wichtiger. Weil diese Eigenschaften jedoch eher weiblich konnotiert sind, fällt*

2 Angela Merkel bei der Auftaktveranstaltung des *Girls'Day* 2010, URL: www.girls-day.de/Maedchen/Videos_Spiele/Girls_Day_Podcast/Girls_Day_2010_Auftaktveranstaltung_im_Bundeskanzleramt *(Zugriff 23.01.13)*.

3 Aber die Jungs nicht vergessen! Beitrag von Willi Keller auf SWRinfo, 2010, URL: www.swr.de/contra/-/id=7612/nid=7612/did=6287694/v6220p/index.html *(Zugriff 24.01.13)*.

4 Ebd.

5 Zitat SPD-Politiker Reinhard Naumann im Artikel »Ganz klar: Männersache«, Der Tagesspiegel 2008, URL: www.tagesspiegel.de/berlin/stadtleben/boys-day-berlin-ganz-klar-maennersache/1175482.html *(Zugriff 19.01.13)*.

6 Verdienststrukturerhebung 2010.

7 Zitat aus dem Selbstverständnis des *Boys'Day*, URL: www.neue-wege-fuer-jungs.de *(Zugriff 23.01.13)*.

es manchen Jungen und jungen Männern schwer, diese Kompetenzen stärker auszubauen. Dies kann sich sowohl im privaten Bereich als auch im Berufsleben als nachteilig erweisen.«[8] Eine »Flexibilisierung der Geschlechterrollen« dient lediglich ökonomischen Zwecken, gleichzeitig setzt sich ein Geschlechterkonservatismus durch, der quasi natürliche, biologische Differenzen betont, diese aber als überwindbar darstellt. Belohnt wird die Anstrengung, sich »geschlechterfremdes« Verhalten anzueignen, mit soft skills-Fleißsternchen im Lebenslauf und Coolness-Punkten: Mann mit Kinderwagen: cool, Mann mit Kochschürze um die Hüften: cool, Mann in der Altenpflege: cool etc. etc. Reproduktionsarbeit, die über punktuelle Hilfestellungen im Alltag hinausgeht, bleibt wieder einmal ein blinder Fleck und findet lediglich im Kontext der »Vereinbarkeit von Beruf und Familie« konsequenzenlose Erwähnung.

Eingeführt wurde der *Boys'Day* von Kristina Schröder, Bundesfamilienministerin und leidenschaftliche Verfechterin von Jungen- und Männerpolitik. Immer den Bedürfnissen der Jungen auf der Spur, präsentiert sie ebenso gerne wie oft ihre vulgärpsychologischen Erklärungen für Leistungsabfall und Verrohung der Jungs: Den Kitas und Schulen fehle es an männlichen Bezugspersonen und an einer gezielten Jungenförderung bei all der weiblichen Konkurrenz. Bildungswissenschaftler Klaus Hurrelmann rät sogar, Jungen und Mädchen getrennt zu unterrichten: »*Dann haben sie nicht immer die Herausforderung durch die sich elegant ausdrückenden Mädchen und können sich stabilisieren*« — german boys sind demnach absolute Hohlköpfe, doch dafür können sie nichts — Jungen sind halt so. Erzieher-, Lehr- und Pflegeberufe sollen den jungen Männern nun schmackhaft gemacht werden, was gar nicht so leicht werden dürfte, denn das bedeutet gleichzeitig den Abstieg in den Niedriglohnsektor.

Egal, welcher Grund für die Notwendigkeit des *Boys'Day* angeführt wird, bei einem sind sich alle einig: Jungs bleiben »richtige Kerle«. Bei all dem faden Gerede um klassische Rollenmuster, die zugunsten eines (schlecht bezahlten) Jobs aufzubrechen sind, wird die Virilität der Jungs nicht angetastet: »*Mädchen und Jungen brauchen für ihre Lebensplanung geschlechtssensible Angebote, die Differenzen berücksichtigen ohne sie zu zementieren und ohne die Vielfalt innerhalb der Geschlechtergruppen zu vernachlässigen.«*[9] Die Kampagne »Coole Jungs« wirbt für mehr männliche Pfleger mit einer Reihe von platten Sprüchen wie »Mach' meine Alte nicht an« oder »Geh' mir nicht an die Wäsche«, um zu zeigen, dass ein Überschreiten der klassischen Geschlechtergrenzen im Berufsleben durchaus mit sexistischem Stumpfsinn und öden Geschlechterklischees übereingeht. Aber wer würde etwas anderes von einer Initiative erwarten, deren Initiatorin Kristina Schröder auf wirklich alles hereinfällt, was Geschlechterstereotype einen glauben machen wollen: »*Jungen haben ein natürliches Bedürfnis, ihre körperlichen Kräfte zu messen, also zu toben und zu kämpfen* (...) *Man sollte die latent größere Aggressivität von Jungen aber in vernünftige Bahnen lenken* (...) *Jungen lesen oft lieber Abenteuerbücher oder Sachtexte als Geschichten, in denen es um Beziehungen oder Tiere geht* (...)« und »*Frauen (sind) teilweise selbst daran schuld, dass sie zwar die besseren Noten bekommen, aber nicht die besseren Jobs*«.[10]

Feminism reloaded?

Biologistische Erklärungsansätze zur Determinierung der Geschlechter sind in den letzten Jahren immer mehr in Mode gekommen, Wissenschaftler_innen liefern absurde Nachweise für angeblich männliches bzw. weibliches Verhalten und die Europäische Kommission, die eigentlich für ihre fortschrittliche Geschlechterpolitik bekannt ist, veröffentlichte den sexistischen Werbespot »Science: It's a Girl Thing«, in dem langbeinige, um einen Mann tänzelnde Models Kosmetika herstellen, um mehr Frauen für die Naturwissenschaften zu interessieren — eine bestürzende Parade von Stereotypen. Und die bisher aufsehenerregendste, medienwirksamste Aktion der Provokateurin und Sängerin Lady Gaga war schlicht, zuzunehmen. Angesichts solcher Entwicklungen und den oben ausgeführten Äußerungen der Bundesfrauenministerin kommt man nicht umhin, über den Zustand des Feminismus nachzudenken.
Gibt es ihn noch, einen emanzipatorischen Feminismus, dessen Kritik immer auch eine Kritik der bestehenden Gesellschaft ist und der deshalb mehr will, als den schlechten Status quo zu managen und sich im Zustand der Unmündigkeit einzurichten? Ein Feminismus, der noch von einer gerechten Gesellschaft träumt und dafür kämpft? Ein Feminismus, dessen Emanzipationsvorstellung über die individuelle Emanzipation hinausgeht?

Erschreckend reibungs- und bruchlos reihen sich die derzeitigen Spartenfeminismen programmatisch in die pseudo-emanzipatorische *Girls'Day*-Logik ein. Die konservative Linie à la von der Leyen hält an Werten wie Mutterschaft und Familie so unbedingt fest wie an der Vereinbarkeit von Familie und

8 Ebd.
9 Ebd.
10 »Ein Tag für echte Kerle«, Interview mit Kristina Schröder. ZEIT ONLINE 2010, URL: www.zeit.de/2010/17/B-Schroeder-Interview/seite-1 *(Zugriff 29.01.13)*.

Beruf bzw. der Doppelverdienerfamilie. Die institutionelle Modernisierung der Geschlechterarrangements in Deutschland lässt für Themen jenseits von Vereinbarkeitsschwierigkeiten und beruflichen Aufstiegsfragen keinen Raum: sexualisierte Gewalt, Homophobie, Migration, prekäre Arbeitsbedingungen, Sexismus etc. tauchen im Fragen- und Forderungskatalog des »konservativen« Feminismus nicht auf. Eine ähnlich neoliberale Position vertritt der Dornsche Elitenfeminismus: »*Jede Frau mit Energie, Disziplin, Selbstbewusstsein und Mut kann sich in einer Gesellschaft wie der unseren durchsetzen.*«[11] In seiner Leistungs-Rhetorik ist dieser »neue« oder auch Post-Feminismus erstaunlich anschlussfähig an die gegenwärtige hegemoniale Denk- und Lebensweise. Frauen wie Männer werden Unternehmer_innen ihrer selbst, sie sind ihres eigenen Glückes Schmied. Sowohl Erfolg als auch Versagen ist individuell, eine Rückbindung des Individuums an seine gesellschaftliche Bedingtheit bleibt aus. Dieser Spartenfeminismus entspricht vergleichsweise privilegierten Frauen, denen die meisten Steine auf dem Karriereweg bereits aus dem Weg geräumt wurden. Nur: Welche Energie und Disziplin sollte Migrantin X mobilisieren, die von rassistischen Anfeindungen und Existenzängsten schon ganz stumpf ist, woher sollte das Selbstbewusstsein einer Lesbe kommen, die bereits ihr halbes Leben mit homophoben und sexistischen Anfeindungen kämpft, woher der Mut einer Hausfrau, ihr »Leben in die Hand zu nehmen«, obgleich sie, eingebunden in patriarchale Familienstrukturen, keinerlei Unterstützung in ihren individuellen Befreiungsversuchen erfährt? Beide Spartenfeminismen, deren eloquente Vertreterinnen sie zu massentauglichen Phänomenen gemacht haben, teilen eine Ablehnung gegenüber dem »alten« Feminismus: Dieser muss, um neue, postfeministische Positionen mehrheitsfähig zu machen, beseitigt werden; seine utopische Forderung nach einer anderen Gesellschaft lockt ohnehin kaum noch jemanden hinterm Bürosessel hervor. Die neuen Spartenfeminismen betreffen nur noch einige wenige Frauen und sprechen im elitären Leistungsimperativ. Sie möchten nichts mehr zu tun haben mit der Frauenbewegung von damals, die als Zerr- und Gegenbild zur modernen Frau erinnert und mit »verbrannten BHs und Frauen-Lesben-Referaten und der Verteufelung der Heterosexualität« (Dorn 2006) in Verbindung gebracht wird. Vergessen wird allerdings, dass ebendiese Frauenbewegung von damals die Grundlage schuf, auf der die »Alphamädchen«[12] von heute Karriere machen. Ebenso gemeinsam ist den neuen Feminismen die Unfähigkeit, Emanzipation nicht nur als individuelle Befreiung zu imaginieren, sondern als den Prozess der Befreiung aller. Die neuen »F-Klasse-Frauen« à la Thea Dorn geben sich kämpferisch und mutig, doch kämpfen muss jede für sich allein und gegen die andere. Wer den beruflichen und sozialen Aufstieg nicht schafft, ist selbst schuld, so die postfeministische Erklärung für eigentlich alle Lebenslagen.

Ohne Hoffnung auf Veränderbarkeit der Welt lässt sich schwer leben

Nur noch selten trifft man auf einen Feminismus, der die Analyse der patriarchalen, kapitalistischen Gesellschaftsstrukturen zur Grundlage seiner Kritik macht und sich gegen die Unterdrückung von Frauen sowie der ganzen Menschheit richtet. Ein solcher — emanzipatorischer — Feminismus wurde in den Feuilletons über Jahrzehnte hinweg bis heute für unnötig, eingestaubt und abgestorben erklärt. Doch in Zeiten, in denen die Machtverhältnisse im sozialen, politischen wie auch ökonomischen Leben immer noch eindeutig zugunsten von Männern ausfallen, in denen Sexismus kein Tabu, sondern vielmehr mehrheitsgesellschaftlich akzeptiert und Quelle von (medialer) Geldmacherei ist, in denen Frauen aufgrund von Geschlecht, Klassenzugehörigkeit und race doppelte und dreifache Ungleichheit, Chancenlosigkeit, ökonomischer Ausbeutung und Exklusion aus politischen Prozessen erfahren, hat eine feministische Theorie und Praxis, die nach einer anderen, gerechteren Gesellschaft strebt, an Dringlichkeit nichts eingebüßt. In Zeiten wie diesen, in denen Frauenkörper als Mütter, Konsumentinnen, Ware und billige bzw. kostenlose Arbeitskräfte wichtigste Ressource des kapitalistischen Systems sind, wäre ein wirklich emanzipatorischer Feminismus eine Gefahr für den Kapitalismus: z.B. wenn Frauen Nein zu un- oder schlecht bezahlter Arbeit sagen, wenn sich Frauen in ihren Körpern wohlfühlen und nicht mehr mit Hilfe von teurer Kosmetik, Klamotten und Fitnessprodukten dem geforderten Frauenbild entsprechen wollen, wenn der Heiratsmarkt nicht mehr die beste Altersversicherung für Frauen darstellt, wenn ein Bedürfnis nach Emanzipation nicht mehr mit dem Bedürfnis, möglichst viel kaufen zu können, verwechselt wird.

»*Der klassische Feminismus hat nicht den Glanz, den die heutigen Zeiten erfordern*«[13], schreibt Gabriele Canas, und damit hat sie offensichtlich leider recht. Trotzdem brauchen wir ihn, denn, wie Frigga

11 Thea Dorn, Autorin des Buches »Die neue F-Klasse« (2007), in einem Interview auf Deutschlandradio (Dezember 2006).

12 Haaf, Meredith/Klingner, Susanne/Streidl, Barbara (2008): Wir Alphamädchen: Warum Feminismus das Leben schöner macht. Hamburg.

13 Canas, Gabriele: Von Klamotten und Silikon, in: Haug, Frigga (Hrsg.) (2010): Briefe aus der Ferne. Anforderungen an ein feministisches Projekt heute. Hamburg, S. 49-50.

14 Frigga Haug in ihrem Vortrag »Wohin ging die Erbschaft aus der verschwundenen Frauenbewegung?« an der Uni Marburg 2009, URL: www.frigga-haug.inkrit.de *(Zugriff 13.01.13).*

Haug sagte, »*ohne die Hoffnung auf Veränderbarkeit der Welt und den Versuch, sich selbst in einer solchen Bewegung zu verorten, lässt sich schwer leben, höchstens überleben.*«[14] *Girls'* und *Boys'Day* dienen eher dem Über-, nicht dem guten Leben.













S. 112/113 Einkaufsgang, Heidelberg, 2002

S. 115/116 Schlafende auf dem Heimweg, 1993

S-Bahnhof, Berlin, 2005

Jeder auf dem Weg wohin, Berlin, 2005

Kat Lux

Über die Repräsentation der Differenz und die Kritik Marx'scher Begriffe

Kat Lux

Die Autorin lebt in Leipzig.

Die Positionen, die meinen das Geschlechterverhältnis rein mit den Begriffen der Kritik der politischen Ökonomie erklären zu können, liegen also ebenso falsch, wie die, die einen »blinden Fleck« zu entdecken glauben.

Über den Zustand des Geschlechterverhältnisses können auch die panischen Unkenrufe und die reaktionären Auswürfe der Männerbewegten nicht hinweg täuschen: Frauen verdienen immer noch weniger Geld bei gleicher Qualifikation, sie übernehmen den Großteil an reproduktiven Tätigkeiten und sind mehr von Armut betroffen als Männer.[1] Das alles ist nicht neu, aber immer noch reproduziert sich die Arbeitsteilung der Gesellschaft zu Ungunsten der Frauen. Zur Beantwortung der Frage, weshalb sich diese ungleiche Teilung entlang der Geschlechter nach wie vor herstellt, rückten manche TheoretikerInnen den Begriff der Reproduktion in den Fokus feministischer Theorie. Mit ihm sollte das Verhältnis von Kapitalismus und patriarchalem Geschlechterverhältnis aufgeklärt werden.[2]
In dieser Tradition feministischer Theorie steht auch der Artikel *Produktives Gebären: Elemente einer feministischen Ökonomiekritik* aus der *outside the box #3*, in dem die Autorin Felicita Reuschling unterschiedliche Theorien zum Thema Reproduktion referiert. Dabei versucht sie, ein angemessenes Bild des kapitalistischen patriarchalen Geschlechterverhältnisses zu zeichnen, indem sie ihr Augenmerk auf die Arbeit von Frauen und subsistenzwirtschaftenden Bauern richtet. Deren Repräsentation sei in der bürgerlichen Gesellschaft und der marxistischen Theorie vermeintlich nicht oder falsch vorhanden, weshalb es einer Kritik der Begriffe des Proletariats und der Produktivkraftentwicklung, wie sie sich bei Marx finden, bedürfe (49). Ihr Interesse gilt also der Repräsentation heterogener Arbeitsverhältnisse und Subjektivitäten (u.a. 56).
In dem Artikel finden sich Beispiele für die heute weit verbreiteten Missverständnisse über die Marx'schen Begriffe. Doch handelt es sich nicht nur darum, dass der ein oder andere Begriff einfach nur falsch verstanden wurde und kleine Änderungen zur Bereinigung reichten, sondern hinter den von Felicita Reuschling falsch verstandenen Begriffen steht ein bestimmtes zeitgenössisches Denken, das notwendig diese Verzerrungen hervorbringt. Daher versuche ich in meinem Artikel das, was implizit an falschen Annahmen über die Wirklichkeit und deren gedankliche Reflexion mit schwingt, zu explizieren. Reuschlings Anmerkungen zu den Begriffen Proletariat, Klasse und Produktivkraft sind also Ausdruck eines Denkens, das die grundlegenden Kategorien der kapitalistischen Gesellschaft nicht begreift und so auch nicht mehr begrifflich antizipieren kann, *was sein könnte*, also das Interesse an der Aufhebung jeder Ausbeutung verliert.
Am trefflichsten drückt sich dieses Denken in der Formulierung aus, dass »feministische Positionen« mit »materialistischer Gesellschaftskritik« »zusammen gedacht« werden müssten (49, 50), wie sich im Laufe dieses Artikels zeigen wird.

Die Hausarbeit, die Differenz an sich und das Ende der Dialektik

Der Frage nach der Beziehung von patriarchalem Geschlechterverhältnis und Kapitalismus nähert sich Reuschling, indem sie sich auf die Suche nach Theorien macht, die Frauen und Reproduktionsarbeit thematisieren und repräsentieren. Fündig und zugleich enttäuscht wird sie von den Schriften des Kreises um Maria Mies, Veronika Bennholdt-Thomsen und Claudia von Werlhof aus den 1980er Jahren, die als Bielefelderinnen in die Geschichte der feministischen Theorie eingingen. Sie versuchten, einen *notwendigen* Zusammenhang von Frauenunterdrückung und Kapitalismus nachzuweisen.
Der Vorwurf der Bielefelderinnen an die Marx'sche Kritik der politischen Ökonomie ist folgender: In der Kritik der politischen Ökonomie werde erstens ausgeklammert, dass die wertförmige gesamtgesellschaftliche Produktion notwendig auf der agrarischen, nicht-warenförmigen Subsistenzwirtschaft von Bäuerinnen und Bauern in der »Dritten Welt« beruhe[3], und zweitens die nicht-warenförmigen, reproduktiven Tätigkeiten von Frauen einen notwendigen Anteil an der Reproduktion der Ware Arbeitskraft hätten (Mies (a), 117).[4]
Folglich *basiere* die Schaffung des Mehrwerts und damit die Ausbeutung der warenförmigen Lohnarbeit auf der Ausbeutung von Frauen und Bäuerinnen und Bauern, weshalb »das im Kapitalismus vorherrschende Produktionsverhältnis nicht einfach das Lohnarbeitsverhältnis« sei (Werlhof, 24).[5]
Genau an diese Vorstellungen knüpft Reuschling an und übernimmt die Ansicht der Bielefelderinnen, dass der Mehrwert in der erweiterten Reproduktion des Kapitals nur realisiert werden

1 Dazu auch der Artikel von Frigga Haug »Attacken auf einen abwesenden Feminismus. Ein Lehrstück in Dialektik« erschienen im ARGUMENT 274, 2008, S. 9-20.
2 Michèle Barrett bietet einen Überblick über die unterschiedlichen Antworten auf die Frage, wie sich patriarchales Geschlechterverhältnis und Kapitalismus zu einander verhalten. Zu Theorien zur Reproduktion Seite 26-34.
3 »Was hier definiert wird, ist nichts anderes als ein Prozeß fortgesetzter ursprünglicher Akkumulation als logischem und grundlegendem Bestandteil des Kapitalverhältnisses, mit der Dritten Welt bzw. dem Agrarsektor als Ort dieses Prozesses, der den Zweck hat, die Akkumulation in der Ersten Welt bzw. den Städten überhaupt zu ermöglichen.« (von Werlhof, 21, vgl. auch 23/24)
4 Maria Mies schreibt, Bauern und Frauen teilten einen »wesentlichen gemeinsamen strukturellen Kern«, der darin bestehe, dass nur Frauen aus ihren Körpern Kinder und nur Bauern wirklich Nahrung aus dem Boden hervorbringen können (Mies (a), 117). Diese Stelle zeigt sehr gut, wie schief die Analogie von Frauen und Bauern und deren Subsumtion unter den ausgehöhlten Begriff der Subsistenzproduktion ist: Jede kann Bäuerin werden und *lernen*, wie man Nahrung aus dem Boden hervorbringt. Niemand kann aber lernen, ein Kind zu gebären, wenn er keine Gebärmutter hat. Dass die Vorstellung, Bauern seien auf immer an ihre Scholle und ihren Beruf gebunden, gerade im Kapitalismus falsch ist, werde ich später thematisieren. Der gleiche Fehlschluss findet sich bei Claudia von Werlhof auf Seite 21.
5 Die Hauptfehler der Bielefelderinnen liegen im Auseinanderreißen von Produktion und Reproduktion und von Produktion und Zirkulation und in einem ungenauen Reproduktionsbegriff, der einmal die Reproduktion der Produktionsbedingungen, das andere mal die im weitesten Sinne generative Reproduktion zu meinen scheint. Einige dieser Verkehrungen übernimmt Felicita Reuschling, worauf ich im Laufe des Artikels eingehen werde.

könne von nicht warenförmig produzierenden Gesellschaftsschichten: »Daraus [aus der These, dass der Mehrwert realisiert werde von nicht kapitalistisch produzierenden Gesellschaftsschichten, K.L.] folgt ein durchaus spannender und ernstzunehmender Perspektivwechsel, der bis heute kaum besser formuliert wurde.« (55) Sogleich aber widerspricht sie ihrer eigenen Einschätzung und bezeichnet die Konsequenzen der eben als »spannend« gelobten These als »ungeheuerliche theoretische Dominanz der Marxisten in dieser Zeit«, die »selbst bei ihren Kritikerinnen theoretische Spuren in ihren Bezügen hinterlassen« hätten (55). Die Konsequenz der als »spannend« bezeichneten These besteht einfach darin, dass sie natürlich impliziert, dass – wie Claudia von Werlhof schreibt – der Kapitalismus als Totalität begriffen werden muss. Wie sonst kann die nicht-warenförmige Hausarbeit als *systematisch notwendiger* Teil der Gesamtreproduktion der (Welt)Gesellschaft angesehen werden? Reuschling tilgt noch den letzten Rest Dialektik, der bei den Bielefelderinnen zu retten wäre. Womöglich unbewusst führt sie eine vage Vorstellung von Totalität wieder ein, wenn sie schreibt, dass »eine Gleichzeitigkeit und Persistenz unterschiedlicher Klassenformen, Hierarchie- und Ausbeutungsverhältnissen als *funktionaler Bestandteil* des Kapitalismus konstatiert« werden müssten (55, Hervorhebung von mir).

Die Gesellschaft wird also nicht als Einheit der Vielheit begriffen, als ein strukturiertes Ganzes, das durch Teile strukturiert und wiederum selbst die Teile strukturiert, sondern als additive Aneinanderreihung unterschiedlicher, äußerlich verbundener Sphären.

Ihre Aufmerksamkeit schenkt Felicita Reuschling den Bielefelderinnen deshalb, weil diese in ihrer Analyse des Geschlechterverhältnisses mit dem Begriff der Differenz operierten. Allerdings werde der Begriff der Differenz – so Reuschlings Kritik – im Laufe der Zeit »vereindeutigt und damit auch gleichzeitig selbst wieder dichotomisiert« (56). Zunächst sei es den Bielefelderinnen um die Anerkennung und Repräsentation von Differenzen und Vielheit gegangen – also um die Repräsentation von nicht-warenförmig Produzierenden. Dann allerdings wäre aus den Frauen und Bauern, die in der Konzeption der Bielefelderinnen als Statthalter der nicht-warenförmig produzierenden Gesellschaftsschichten dienten, die Gruppe von Menschen geworden, von denen eine Abschaffung der kapitalistischen Herrschaftsformen zu erwarten sei, da sie eben aus den Sphären jenseits der bösen Wertverwertung kämen. Das sei – so Reuschling richtigerweise – eine zu vermeidende identitäre Position, die Frauen und Gebrauchswert schaffende Hausarbeit fälschlich zum »guten Prinzip«, die Tauschwert schaffende, warenförmige Lohnarbeit als männlich und schlecht/entfremdet stilisiere (56).[6] So richtig Reuschlings Kritik dieser Identifizierung und der moralischen Bewertung von Hausarbeit ist, so unklar bleibt ihre Kritik aufgrund dessen, dass die Repräsentation der Differenz ihr Kritikmaßstab ist. Denn der Grund der »identitären Position« (55) der Bielefelderinnen, die mit dem »Versuch einer antikapitalistischen Kritik, die vom Anspruch ausging, die Heterogenität von Subjektivitäten und Klassenverhältnissen im Kapitalismus angemessen zu repräsentieren« (55) angetreten waren, liegt im Auseinanderreißen von Gebrauchswert und Tauschwert. Mit dem antidialektischen Auseinanderreißen der zwei Seiten der Ware – des Gebrauchs- und des Tauschwerts – teilen Maria Mies und ihr Kreis aber ein grundlegendes Denkmotiv mit Felicita Reuschling: Vor dem Hintergrund des Differenzparadigmas scheint der Fehler der Bielefelderinnen darin zu liegen, eine Personengruppe als moralisch ausgezeichnet zu bewerten und so nur *eine* und somit nicht *hinreichend viele* Differenzen repräsentiert zu haben. Während die Bielefelderinnen am Ende die Identität der Reproduktionsarbeiterin hypostasieren, überhöht Reuschling die *Differenz an sich*: nur sie soll gelten. So wie jene zwei Seiten ein und derselben Sache isolieren – Gebrauchswert und Tauschwert – so reißt Felicita Reuschling Einheit und Vielheit zu scheinbaren Gunsten der Vielheit auseinander. Vielheit und Differenz schlagen hier um in Identität der Vielheit: Alles muss sich dieser Vielheit unterordnen, mithin also der Vielheit subsumiert werden. So bleibt diese »Kritik« selbst moralisch, nur dass eben einzig der Differenz an sich die positive Bewertung zukommt.[7]

Arbeit und Gebären

Reuschling schilt die Bielefelderinnen, den Marx'schen Begriff der produktiven Arbeit aufgenommen und auf das Gebären ausgeweitet zu haben (56). So schreibt etwa Maria Mies in ihrem Aufsatz *Gesellschaftliche Ursprünge der geschlechtlichen Arbeitsteilung*, dass Gebären als Arbeit anerkannt werden müsse, da Gebären ein Akt der Produktion sei. Die weibliche Produktion neuer Menschen sei – wie

6 Bei Maria Mies heißt es: »Die Ware selbst ist tot (Tauschwert), sie kann erst wieder durch Subsistenzarbeit, Lebensarbeit, Hausfrauenarbeit (›Liebe‹) zum Leben (Gebrauchswert) erweckt werden. Den Waren muss diese unbezahlbare Arbeit zugesetzt werden, sonst sind sie ›ungenießbar‹ – tödlich.« (Mies (a), 117).

7 Alex Gruber beschreibt dieses Denken sehr gut in dem Artikel *Zur Ontologie der Differenz*, erschienen in der Bahamas 57/2009, den ich sehr empfehlen möchte.

jede menschliche Produktion – ein Prozess der gesellschaftlichen Aneignung der eigenen Natur und kein rein natürlicher Vorgang (Mies (b), 169-173). Reuschling hält diese Überlegungen zur Produktivität des Gebärens für »gänzlich bizarr«. Allerdings ist ihr einzig angeführtes »Argument« äußerst schwach: »Damit wird der marxsche Arbeitsbegriff wieder aufgenommen und in diesem Sinne auch Gebären als ›produktiv‹ definiert.« (56) Was nun an dem Arbeitsbegriff falsch sein soll, bleibt leider unklar. Tatsächlich beruht die in ihren Konsequenzen falsche These von Maria Mies auf richtigen Überlegungen, die bei Reuschling verloren gehen. Gebären weise die Bestimmungen von Arbeit auf wie Aneignung der Natur, Relationalität, Produktion und Gesellschaftlichkeit (Mies (b), 170). Der Akt des Gebärens sei also die Aneignung der eigenen Natur und der eigenen Produktivität, da ein neuer Mensch produziert werde. Wichtig ist ihr, dass es sich auch bei einem so kreatürlichen Akt wie dem Gebären um einen gesellschaftlich vermittelten handelt. Deshalb sei das Gebären als Arbeit anzuerkennen. Mies versucht – wie der Titel des Aufsatzes schon sagt – den Ursprung der geschlechtlichen Arbeitsteilung anzugeben. Methodisch richtig vorgehend sucht sie diesen Ursprung nicht in einer unveränderlichen Natur des Menschen sondern in der allgemeinen Struktur seines geschichtlich veränderlichen Reproduktionsprozesses: der gesellschaftlichen Arbeit. Tatsächlich weist das Gebären Ähnlichkeit zur Arbeit auf: Sie ist ein Akt der Produktion und Reproduktion und, wie jede Leiblichkeit, gesellschaftlich vermittelt. Allerdings ist aus dieser Ähnlichkeit – hier hat Felicita Reuschling recht – nicht der Schluss zu ziehen, es handle sich beim Gebären um Arbeit. Gebären ist nicht selbst das Vermittelnde von Natur und Gesellschaft, sondern durch Arbeit ist das Gebären immer schon vermittelt. Die vermittelnden Arbeiten sind die Tätigkeiten, die Mies selbst anführt, wie zum Beispiel die Tradierung von Wissen und die Technik des Gebärens und Verhütens. Diese sind aber nicht der Akt des Gebärens selbst. Maria Mies scheint sich aber noch im Klaren darüber gewesen zu sein, dass die grundlegende Analysekategorie und der methodische Ausgangspunkt einer Theorie und Kritik des gesellschaftlichen Seins die Arbeit, der »Herstellungsprozess«[8] des Menschen sein muss. Wie gesagt versucht sie, die Ursprünge der geschlechtlichen, auf Unterdrückung der Frau basierenden Arbeitsteilung aufzuweisen, und diese sucht sie in der Arbeit selbst, indem sie den Arbeitsbegriff ausweitet. Sehr richtig bemerkt sie, dass das Gebären von Menschen die Bedingung jeder menschlichen Arbeit überhaupt ist (ebd. 167). Durch die Ausweitung des Arbeitsbegriffs auf Gebären begibt sie sich allerdings in einen Zirkel: Die Bedingung der Arbeit ist dann Arbeit. Vielmehr ist es so, dass der Begriff der Arbeit als Grundelement des gesellschaftlichen Seins dessen Bedingungen erhellt, ohne dass diese selbst wieder Arbeit sind.[9] Von der gesellschaftlichen Kategorie Arbeit ausgehend muss Gebären als Moment von Geschlechtlichkeit und damit an der Grenze von Natur und Gesellschaft bestimmt werden.[10] Reuschlings Vorschlag, Gebären als »gesellschaftliche Leistung« zu deuten (56), entbehrt der fundierten methodischen und systematischen Tiefe des Versuchs von Maria Mies. Reuschlings Ablehnung des Versuchs von Maria Mies scheint darauf zu beruhen, dass sie Arbeit und Produktion einzig in ihrer kapitalistischen Form zu denken vermag. So identifiziert sie Arbeit mit Lohnarbeit und kann nicht das Verhältnis von Arbeit im Allgemeinen zu ihren historischen Formveränderungen thematisieren. Arbeit allgemein ist der grundlegende Weltbezug des Menschen, in dem er sich die Natur aneignet und sie umformt, die äußere wie auch seine eigene.

Nur leider erhellt das Insistieren auf die Anerkennung heterogener Arbeitsverhältnisse im Kapitalismus nicht das Spezifische kapitalistischer Ausbeutung weshalb die Anmerkung, es gebe unterschiedliche Tätigkeiten trivial bleibt.

Die Differenz repräsentieren

Wie oben schon angedeutet, geht es der Autorin des Artikels *Produktives Gebären* darum, »das politische Subjekt, die Klassentheorie und den Begriff der Arbeit bei Marx infrage zu stellen« (49) zugunsten der Repräsentation der Heterogenität von Subjektivitäten und der »Heterogenität der Arbeitsverhältnisse innerhalb der

8 Nicht im Sinne einer voluntaristischen, subjektivistischen Herstellung des Selbst aus sich Selbst. Im Begriff der Arbeit ist ja gerade das Verhältnis zur für den Menschen nicht völlig verfügbaren Natur beinhaltet.

9 Im Übrigen handelt es sich hier tatsächlich um anthropologische Bestimmungen, vor denen so gerne zurück geschreckt wird. Die Folge ist die Verewigung des gerade Gegebenen, wie ich sie auch Reuschling vorwerfe. Gerade der Versuch von Mies, trotz aller falschen Konsequenzen, die sie zieht, zeigt aber ja gerade, wie die Bedingungen des menschlichen Seins relativ veränderbar sind, wenn man methodisch vom Begriff der Arbeit ausgeht: Um sich zu reproduzieren, müssen Frauen Menschen gebären, die kulturellen Leistungen von Frauen, welches Wissen und welche Technik des Gebärens vorhanden sind etc. sind veränderbar und haben sich in der Geschichte ja auch verändert. In dem Artikel *Überlegungen zur Kritik der Gesellschaft*, erschienen in der *outside the box* #3, habe ich meine Gedanken zu diesem Problem geäußert.

10 Micha Böhme veröffentlichte im Conne Island Newsflyer 164 und 165 den Artikel *Die Verdinglichung gesellschaftlicher Verhältnisse im Subjekt*, in dem sie Natur und Geschlecht als Grenzbegriffe entwickelt (http://www.conne-island.de/nf/164/21.html, http://www.conne-island.de/nf/165/22.html).

kapitalistischen Vergesellschaftung« (56). Durch die Darstellung der Differenzen soll die Wirklichkeit gedanklich angemessen wiedergegeben werden. Die Aufgabe von Theorie wäre demnach, die Abweichungen von dem, was gleichsam als »Norm« identifiziert wird, darzustellen und sichtbar zu machen. Allerdings erkennt, wer die Forderung nach der Repräsentation von irgendwem oder irgendetwas aufstellt, implizit an, was die Grundlage des kritisierten Resultats — des »Ausschlusses« — bildet.
So verschwindet hinter der Forderung nach Anerkennung die Kritik der durch produktive Arbeit entstehenden und sich reproduzierenden Armut und die Forderung nach einer Praxis, die Lohnarbeit abschafft. Die Forderung nach der Repräsentation heterogener Arbeitsverhältnisse bedeutet nichts anderes, als die Anerkennung der Vielheit der Ausbeutungsverhältnisse, Repräsentation irgendwelcher deformierenden Lebensverhältnisse! Diese harmlose Position hat jegliche Radikalität eingebüßt, die in der Marx'schen Ablehnung *aller* gegenwärtigen Lebensformen und der Forderung, alle Verhältnisse umzuwälzen, in denen der Mensch ein geknechtetes Wesen ist, enthalten war.
Die Repräsentation der Heterogenität droht zwangsläufig jeden Augenblick in ihr abstrakt negiertes Gegenteil zu kippen: in Identität. So moniert Felicita Reuschling an den Schriften der Bielefelderinnen den Verlust des »heterogenen Inhalts« des Begriffs der Differenz (56). Was aber ist ein heterogener Inhalt, der in einem Begriff repräsentiert werden soll, anderes als Leere? Zugleich ist die Anerkennung der jeweils unterschiedenen Subjektivitäten nur möglich als Anerkennung vieler unterschiedener Identitäten. Die Aufhebung dieser abstrakten und starren Entgegensetzung von Identität und Differenz wäre möglich gewesen, wäre der Blick der Autorin auf »die hegelschen Begrifflichkeiten von Totalität und Identität« (50) nicht gar so flüchtig geblieben: Der Begriff der Totalität ermöglicht ja gerade, weder die Vielheit noch die Einheit, weder die Differenz noch die Identität zu verabsolutieren, sondern das Flüssigwerden der Identität zu Differenzen zu erkennen und zugleich ihre Identität zu begreifen.[11] Das Paradigma der Differenz wie es zur Zeit und exemplarisch in Felicita Reuschlings Artikel vorherrscht, bringt es nur zur *Verabsolutierung* der Differenz: Die Wirklichkeit wird zu vereinzelten, unvermittelt scheinenden Einzelheiten verdinglicht und identitär still gestellt. Konkrete Totalität bei Marx hingegen bedeutet, nicht bei den unmittelbar dem Alltagsverstand sich darstellenden isolierten Fakta stehen zu bleiben. Was eine Sache ist, wird erst klar durch die Darstellung ihrer Genese und ihrer Wechselwirkungen zu anderen Teilen und zum Ganzen.[12]

Das Ganze und die Teile

Eben dieses Denken drückt sich auch aus in der Formulierung, dass »materialistische Gesellschaftskritik« (an anderer Stelle heißt es »Kritik der politischen Ökonomie«, 59) und »feministische Positionen« »zusammen gedacht« werden sollen. Sie impliziert, dass es sich um eigentlich getrennte Sphären handelt, die die Theoretikerin erst als zusammenhängende darstellen muss: In diesem Falle also die Sphäre der Reproduktions- und Subsistenzarbeit von Frauen als Gegenstand der »feministischen Position« einerseits, die Sphäre der Ökonomie, der Produktion als Gegenstand »materialistischer Gesellschaftskritik« andererseits. Die Gesellschaft wird also nicht als Einheit der Vielheit begriffen, als ein strukturiertes Ganzes, das durch Teile strukturiert ist und wiederum selbst die Teile strukturiert, sondern als additive Aneinanderreihung unterschiedlicher, äußerlich verbundener Sphären. Dadurch stellt sich dann natürlich das Problem, wie das einmal in Differenz und Vielheit zerschlagene und als Getrenntes vorausgesetzte wieder in eine Einheit, einen »Zusammenhang« gebracht werden kann. Auf dieses Problem kommt die Autorin auch zu sprechen (57), kann aber keine Lösung mehr anbieten, da sie sich ja des Begriffs der Totalität entledigt hat, mit dem die Gesellschaft als ganze als Komplex aus Komplexen begriffen werden könnte. Es kommt ja gerade darauf an, gesellschaftliche Komplexe wie Produktion und Reproduktion in ihrer Einheit und ihrer Differenz, in ihrer Eigendynamik und ihrer Bestimmung durch das Allgemeine zu begreifen und nicht nur abstrakt das eine vom anderen zu reißen, um es dann wieder »zusammen zu denken«. Die Formulierung des »Zusammendenkens« ist als Denkungsart des Zeitgeistes im gegenwärtigen Alltagsbewusstsein fest verankert, ohne dass es sich der theoretischen Herkunft und Implikationen der Formulierung bewusst wäre.

11 Der abgekanzelte Hegel schreibt dazu: »So gut die Identität geltend gemacht wird, so gut muß die Trennung geltend gemacht werden. Insofern die Identität und die Trennung einander entgegengesetzt werden, sind beide absolut; und wenn die Identität dadurch festgehalten werden soll, daß die Entzweiung vernichtet wird, bleiben sie einander entgegengesetzt. Die Philosophie muß dem Trennen in Subjekt und Objekt sein Recht widerfahren lassen; aber indem sie es gleich absolut setzt mit der der Trennung entgegengesetzten Identität, hat sie es nur bedingt gesetzt, so wie eine solche Identität — die durch Vernichten der Entgegengesetzten bedingt ist — auch nur relativ ist. Das Absolute selbst aber ist darum die Identität der Identität und Nichtidentität; Entgegensetzen und Einssein ist zugleich in ihm.« (G.W.F. Hegel: Vergleich des Schellingschen Prinzips der Philosophie mit dem Fichteschen, in: Ders.: Werke in zwanzig Bänden Bd. 2. Jenaer Schriften, Frankfurt am Main 1970, S. 96.)

12 Im Abschnitt zur Methode der Kritik der politischen Ökonomie in den »Grundrissen« legt Marx den Gang der Theorie dar von der »chaotischen Vorstellung des Ganzen« wie es sich dem Verstand darstellt, über die Zerlegung durch Abstraktion bis hin zum Weg zurück zum Ganzen, »diesmal aber nicht als [...] einer chaotischen Vorstellung eines Ganzen, sondern als einer reichen Totalität von vielen Bestimmungen und Beziehungen.« (Karl Marx: Einleitung. In: ders.: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, Berlin 1953, S. 21). Das Konkrete ist also nicht das unmittelbar gegebene, sondern »die Zusammenfassung vieler Bestimmungen [...], also Einheit des Mannigfaltigen.« (ebd.)

Die Heterogenität der Arbeitsverhältnisse

Für eine »feministische Ökonomiekritik« (49) sei die Kritik des doppelt freien Lohnarbeiters unentbehrlich, da Marx – so Reuschling – mit diesem doppelt freien Lohnarbeiter den »männlichen«, »industriellen« Lohnarbeiter (50, 56) meine, wodurch Frauen und nicht-industrielle Arbeit ausgeschlossen und nicht repräsentiert würden. Überhaupt sei auch anzuzweifeln, »dass in kapitalistischen Gesellschaften zunehmend alle Menschen expropriiert und dann zu freien LohnarbeiterInnen würden« (55). Vielmehr zeige sich, dass »der Großteil der Weltbevölkerung heute nach wie vor nicht vorwiegend von ›doppelt freier Lohnarbeit‹ lebt« (55) sondern »eine Gleichzeitigkeit und Persistenz unterschiedlicher Klassenformen, Hierarchie- und Ausbeutungsverhältnissen als funktionaler Bestandteil des Kapitalismus konstatiert« werden müssten (55). Es geht Felicita Reuschling also darum, auf die Heterogenität sowohl von Arbeitsverhältnissen als auch von Klassen aufmerksam zu machen.
Was ist nun unter »Heterogenität der Arbeitsverhältnisse« zu verstehen? Vermutlich einfach der Umstand, dass Menschen unterschiedliche Tätigkeiten verrichten: Die eine programmiert Computer, die andere verscherbelt Telefone oder näht T-Shirts zusammen, die nächste baut mit ihren Kindern Kaffee an und verkauft ihn auf dem Markt. Die bunte Vielfalt von Gruppen, wie die »Klassen Frauen und Bauern« (55), die unzähligen unterschiedlichen Tätigkeiten, all das sei bisher nicht repräsentiert worden.

Nur leider erhellt das Insistieren auf die Anerkennung heterogener Arbeitsverhältnisse im Kapitalismus nicht das Spezifische kapitalistischer Ausbeutung, weshalb die Anmerkung, es gebe unterschiedliche Tätigkeiten, trivial bleibt. Eine wirkliche Erkenntnis brächte die Analyse, was die unterschiedlichen, »heterogenen Arbeitsverhältnisse« gemeinsam haben und was sie unterscheidet von historisch vorhergegangenen Formen. Genau das beschreibt Marx: Die ArbeiterInnen verrichten ihre Arbeit zu Hause, in der Manufaktur, in der Fabrik, sie leisten geistige Arbeit durch die Verwissenschaftlichung derselben, sie ziehen als Wanderarbeiterinnen umher (MEW 23, 421), werden bloß in kurzer Zeit intensiv eingesetzt oder müssen über lange Zeit eintönigen Tätigkeiten nachgehen. Allen diesen »heterogenen Arbeitsverhältnissen« ist gemeinsam, dass durch sie der relative Mehrwert erhöht, also die notwendige Arbeitszeit zur Reproduktion der Arbeitskraft im Verhältnis zur Mehrarbeit verringert wird (MEW 23, 331-340, 421, Grundrisse 592ff).

Der Klassenbegriff

Ebenso wie Felicita Reuschling hier die unterschiedlichen Erscheinungsweisen des Prinzips der Erhöhung des relativen Mehrwerts für das einzig wirkliche hält, verfährt sie auch mit dem Klassenbegriff: Das Proletariat wird zur Klasse der männlichen Industriearbeiter im Blaumann. Tatsächlich sind Klassen aber die Personifikationen ökonomischer Kategorien (MEW 23, 16) (Frauen sind also keine Klasse, wie Reuschling annimmt (55)). Der Begriff der Klasse bei Marx erschöpft sich also nicht in einem rein soziologischen Gehalt, wie es Reuschlings positivistische Identifikation einer bestimmten sozialen Erscheinungsweise (Proletariat = männliche Industriearbeiter des neunzehnten Jahrhunderts)[13] mit der Personifikation einer ökonomischen Kategorie suggeriert. »Personifikation einer ökonomischen Kategorie« meint vielmehr, dass sich in den Klassen die ökonomische Struktur einer Gesellschaft darstellt. Eine Klasse ist darüber bestimmt, aus welchen Quellen sie ihr Leben bestreitet, wie sie zu den gesellschaftlichen Arbeits- und Subsistenzmitteln steht (MEW 25, 892/893).[14] Wie sich in der Geschichte die grundlegenden ökonomischen Kategorien verändert haben, so auch die Klassen. Die kapitalistische Gesellschaft basiert auf dem Verhältnis der beiden nicht voneinander lösbaren Pole Kapital und Lohnarbeit, auf der Trennung der Nicht-Eigentümer von ihren Produktionsmitteln und damit vom gesellschaftlichen Reichtum. Proletariat bezeichnet also den Mangel an Subsistenz- und Arbeitsmitteln.
Für die Behauptung, mit dem doppelt freien Lohnarbeiter sei bei Marx der

So verschwindet hinter der Forderung nach Anerkennung die Kritik der durch produktive Arbeit entstehenden und sich reproduzierenden Armut und die Forderung nach einer Praxis, die Lohnarbeit abschafft.

13 Welche Erscheinungsweise Felicita Reuschling vorschwebt, weiß ich nicht genau. Ein Blick in die Geschichte hätte ja gezeigt, dass sogar auf der Erscheinungsebene die Identifikation von Proletariat mit »männlicher Industriearbeiter« nicht stimmt: Nicht nur im 19. Jahrhundert mussten nicht-bürgerliche Frauen sehr wohl in Nähstuben, Manufakturen und Fabriken schuften, sondern auch der Typ der nicht lohnarbeitenden Hausfrau eines Fabrikarbeiters der 1950er Jahre war nicht so weit verbreitet. Vielmehr ist dieses Bild Teil des Kampfes der männerdominierten Facharbeiterschaft, die ihn gegen Frauenarbeit und für den sogenannten Familienlohn zu Ungunsten der Frauen einsetzten und hier mit dem sogenannten Wohlfahrtstaat kollaborierten, wie Michèle Barrett zeigt (137-165).

14 Daraus ergibt sich auch, dass Marx sehr wohl begreift, dass es erstens in der Geschichte mehr Klassen als nur zwei gab und zweitens auch im gegenwärtigen Kapitalismus die beiden Klassen des Proletariats und des Kapitals nicht in Reinform bestehen, sondern einen idealen Durchschnitt meinen. Im nächsten Abschnitt wird sich zeigen, dass die kapitalistische Vergesellschaftung tendenziell alle diesem idealen Durchschnitt subsumiert, die Vereinheitlichung und Homogenisierung der Klassen also tendenziell zu nimmt.

männliche Industriearbeiter gemeint und daher Frauen nicht repräsentiert, bringt die Autorin auch gar keine Belege, was nicht verwundert, da es bei Marx keine Belege dafür gibt. Nun mag die Ansicht, es handle sich beim doppelt freien Lohnarbeiter um männliche Industriearbeiter im Blaumann, weit verbreitet sein. Von einer ernsthaften Kritik, die ihre theoretischen VorgängerInnen »durcharbeiten« will (60), wäre allerdings etwas anderes zu erwarten. Tatsächlich finden sich bei Marx Stellen, an denen er explizit auf die Lohnarbeit von Frauen und auch Kindern eingeht, vor allem in der Auswertung der Berichte der Fabrikinspektoren Englands (zum Beispiel im ersten Band des Kapitals MEW 23, Kapitel 13, S. 416ff, 487ff. exemplarisch auch der Bericht über Mary Anne Walkley, die 1863 als Putzmacherin an Überarbeitung stirbt MEW 23, 269f.).

Tendenziell wird also die Arbeit zu Lohnarbeit, die Mehrheit der Weltbevölkerung proletarisiert und damit Teil der Klasse der ProletarierInnen, also BäuerInnen zu AgrararbeiterInnen, ebenso wie Hausarbeit zu schlecht bezahlter, oft von Frauen geleisteter Lohnarbeit wird.

Die Tendenz des Kapitals

Den zweiten »Kritikpunkt«, dass »der Großteil der Weltbevölkerung heute nach wie vor nicht vorwiegend von ›doppelt freier Lohnarbeit‹ lebt« (55) sondern »eine Gleichzeitigkeit und Persistenz unterschiedlicher Klassenformen, Hierarchie- und Ausbeutungsverhältnissen als funktionaler Bestandteil des Kapitalismus konstatiert« werden müssten (ebd.), widerlegt die Empirie. Betrachtet man die Entwicklung der Agrarwirtschaft im zwanzigsten Jahrhundert, so zeigt sich, dass noch 1945 fünfzig Prozent der Bevölkerung in Frankreich in der Landwirtschaft arbeiteten (Jonas, 44). Heute hingegen sind in »den Industrieländern [...] nur noch zwischen zwei und acht Prozent der Erwerbsbevölkerung, meist als Lohnempfänger, in der Agrarwirtschaft tätig und auch global hat nach Angaben der Weltarbeitsorganisation die Zahl der städtischen Lohnarbeiter die der in der Agrarwirtschaft Tätigen seit den 1990er Jahren längst überflügelt« (Jonas, 46). Peter Jonas weist darauf hin, dass 72 Prozent der weltweit in der Landwirtschaft Tätigen auf 23 Schwellenländer entfallen, diese aber nur 22 Prozent der Weltagrarproduktion leisten. Es setzt sich die Tendenz des Kapitals durch, die gesamte weltgesellschaftliche Reproduktion warenförmig zu gestalten. *Tendenziell* wird also die Arbeit zu Lohnarbeit, die Mehrheit der Weltbevölkerung proletarisiert und damit Teil der Klasse der ProletarierInnen, also BäuerInnen zu AgrararbeiterInnen; ebenso wird Hausarbeit zu schlecht bezahlter, oft von Frauen geleisteter Lohnarbeit. Der (welt)gesellschaftliche Reichtum – als Gegensatz zum Proletariat (MEW 2, 37) – wird kapitalistisch hergestellt, auch wenn es immer noch Subsistenzwirtschaft gibt.
Im Übrigen sind nicht nur die Menschen ProletarierInnen, die tatsächlich in Lohn und Brot stehen, sondern auch die, deren Arbeitskraft gerade nicht gebraucht wird und die sich irgendwie über Wasser halten müssen. Sie bilden einfach nur die Reservearmee des Proletariats (MEW 23, 661) und sind so – auch wenn sie beispielsweise gezwungen sind, Subsistenzwirtschaft zu betreiben – ausgeschlossen vom gesellschaftlichen Reichtum. Dass die Subsistenzwirtschaft als »Teil des Problems kapitalistischer Vergesellschaftung« zu verstehen ist, hebt Felicita Reuschling richtigerweise hervor (57).

Die toten Fakta des verdinglichenden Bewusstseins und die undurchschaute Oberfläche der Gesellschaft

Weshalb unterlaufen der Autorin diese Fehldeutungen? Ihnen liegt in unterschiedlichen Variationen die Identifizierung von allgemeinen mit besonderen Bestimmungen einer Sache zugrunde: Wie in der Gegenüberstellung mit Maria Mies gezeigt, identifiziert Felicita Reuschling hier die allgemeine Form der Arbeit mit der historisch-spezifischen Form der Lohnarbeit. Ihre Fehldeutung des Klassenbegriffs beruht ebenfalls auf der Identifizierung einer historischen Erscheinungsweise des Proletariats mit der allgemeinen Bestimmung, eine Seite des Verhältnisses von Lohnarbeit und Kapital darzustellen.
Zugleich und damit einhergehend verkennt dieses Denken das Verhältnis von allgemein wesentlichen Formen und der Vielheit ihrer Erscheinungsweisen. Die Konsequenz ist, dass so eine Seite dieses Verhältnisses von Einheit und Vielheit vereinseitigt wird und nur noch die chaotische Vielheit als Wirklichkeit akzeptiert werden kann. Statt den Schein des Chaotischen aufzuklären, verkommt Theorie dazu, diesen Eindruck unerhellt zu lassen und somit die Oberfläche der Gesellschaft unbewusst gedanklich zu verdoppeln.
Dieses im Grunde positivistische Denken führt dann auch dazu, dass der Begriff der Tendenz überhaupt nicht vorkommt. Aber nicht nur das, im folgenden Abschnitt möchte ich zeigen, dass auch das Denken der Möglichkeit und damit das Denken,

das über den gegenwärtigen Zustand hinausweist, verloren geht.

Die Möglichkeit

Die globale Durchsetzung der Lohnarbeit bedeutet einerseits den bis zum Kapitalismus noch nie dagewesenen Fortschritt der Befreiung des Individuums aus allen »naturwüchsigen« Ketten wie Familie und Boden. Andererseits aber die Verelendung[15] und Ausbeutung der Mehrheit der Menschen. Die kapitalistische Form der Produktion (die mitnichten identisch ist mit Industrieproduktion), stellt die *Möglichkeit* bereit, mit immer weniger Arbeitszeit immer mehr Produkte zur Befriedigung der Menschen herzustellen.[16] Sie schafft die Bedingungen dafür, die Ökonomie der Zeit den Zwecken der Menschen unterzuordnen. Allerdings ist das kein Prozess, der sich automatisch verwirklicht. Die Menschen müssen die vorhandenen Möglichkeiten, ihre Produktion und Reproduktion nach den eigenen individuellen Bedürfnissen gemeinsam zu organisieren und zu regeln, schon selbst verwirklichen. Dass Marx schreibt, produktiver Arbeiter zu sein, sei ein Pech, zugleich aber das Potential der Lohnarbeit begreift,[17] ist also keine »Ambivalenz« (49), gleichsam eine persönliche Unentschiedenheit von Marx, wie Felicita Reuschling vermutet. Vielmehr zeigt sich hier, dass das Denken unter dem Paradigma der Differenz nicht nur blind ist gegenüber Tendenzen, sondern auch gegenüber objektiv vorhandenen Möglichkeiten. Dieses Denken kennt nur das, was positiv vorhanden ist und sich positivistisch feststellen lässt. Es geht aber darum, zu begreifen, was entstehen könnte. Um Möglichkeit kategorial zu begreifen, bedarf es der Begriffe des Wesens und der Erscheinung einer Sache.[18] Eine Möglichkeit ist ja gerade das, was in einer Sache angelegt ist und verwirklicht werden kann, über den bestehenden Zustand also hinausweist. Werden diese wesentlichen »Anlagen« einer Sache mit ihrer positiven Erscheinung identifiziert, wird die Möglichkeit eliminiert. Genau das geschieht aber, wenn einzig Differenzen repräsentiert werden sollen. Diese Denkweise zeigt sich auch exemplarisch an der Einschätzung der Produktivkraftentwicklung in dem Artikel *Produktives Gebären*. Reuschling unterstellt »den Marxisten« eine Fortschrittsgläubigkeit, die blind auf die emanzipatorische Kraft der Produktivkraftentwicklung setze (57). Dabei reduziert sie den Begriff der Produktivkraft auf die vorhandene Technologie und deren Entwicklung (58/59). Produktivkraft ist allerdings nicht die Ansammlung gegenwärtig vorhandener Technik und Maschinerie, sondern ein Gattungsvermögen der Menschen. Kurz zusammengefasst ließe sich sagen, dass hinter dem Begriff des Gattungsvermögens die Einsicht steht, dass das Ganze mehr ist als die Summe seiner Teile. Also eben nicht die bloße Aneinanderreihung isolierter Fakta, sondern als Ganzes selbst eine Kraft, wie sie sich beispielsweise in der Kooperation der Menschen zeigt (MEW 23, 349, 351-353). Produktivkraft ist also Potenz, Kraft, die objektiv in der Wirklichkeit vorhanden ist und sich in Produktionsverhältnissen und Produkten vergegenständlicht. Allerdings wird sie nie völlig verwirklicht, sondern bleibt immer ein »Möglichkeitspool«. Die Produktivkraft ist also nie völlig identisch mit der vorhandenen Technologie und Maschinerie. Felicita Reuschling aber identifiziert die gegenwärtige, historische, kapitalistische Form der Produktion und der Produktionsmittel mit der Produktivkraft. Durch diese Identifikation von Produktivkraft mit Produktionsmittel erscheint die »Irrationalität kapitalistischer Produktion [...] als Eigenschaft des erreichten Produktivkraftniveaus überhaupt, und die kapitalistische Form wird zur Wesensbestimmung.« (Loewe, 174/175) Die Entwicklung der Produktivkraft muss dann als immer schon verwoben und nicht lösbar von der kapitalistischen Produktion missverstanden werden.[19] Hier zeigt sich abermals das Versagen des Differenzparadigmas vor der Wirklichkeit.

Kapitalismus und Geschlechterverhältnis

Die geschlechtliche Arbeitsteilung ist nicht *notwendiger* Bestandteil kapitalistischer Produktion. Dem Kapital ist es schlichtweg egal, wen es ausbeutet.[20] Das bedeutet leider nicht, dass die Menschen im Kapitalismus nicht mehr gezwungen wären, sich in die Geschlechtscharaktere Frau und Mann mit dazu gehörigem Rollenverhalten, Zwang, Zurichtung und Unterdrückung hineinzupressen. Hausarbeit, Familien-, Kinder- und Altenpflege sowohl unbezahlt als auch als Lohnarbeit wird ebenfalls immer noch vorwiegend von Frauen verrichtet. In welchem Verhältnis stehen also Kapitalismus und patriarchales Geschlechterverhältnis? Der Versuch der Bielefelderinnen scheitert daran, dass er nicht erklären kann, weshalb Haus-, Pflege- und Erziehungsarbeit gerade von Frauen übernommen wird, egal ob bezahlt oder unbezahlt.

Die Antwort darauf ist wohl in der Subjektkonstitution

15 Mit Verelendung meine ich nicht nur materielle Not, sondern auch geistige und psychische, also die Verkümmerung der Kräfte und Potential, die die Menschen haben könnten.

16 Die »Innovationskraft« liegt in dem Zwang, den relativen Mehrwert erhöhen zu müssen (MEW 23, Kap.10)

17 MEW 23, 527f.

18 Wesen und Erscheinung hier im Sinne des historischen Materialismus, als historisch entstandene.

19 Amüsanterweise schreibt Marx selbst in dem sehr anschaulichen Kapitel zur Kooperation im *Kapital*, wie und weshalb es zu dieser Identifizierung von Produktivkraft mit der kapitalistischen Form der Kooperation im Arbeitsprozess kommt (MEW 23, 351-355).

20 Die Form der doppelt freien LohnarbeiterInnen beinhaltet ja gerade die abstrakte Gleichheit und Freiheit der Menschen.

der Individuen zu suchen.[21] Das patriarchale Geschlechterverhältnis, das die Menschen immer wieder herstellen, weist gegenüber der Tendenz, alle zu abstrakt gleichen LohnarbeiterInnen zu machen, eine relative Selbständigkeit und eigene Dynamik auf. Diese muss in ihrer historischen Entwicklung analysiert werden. Sie ist nur relativ selbständig, da die männliche und weibliche Subjektkonstituierung sich sehr wohl funktional
in die kapitalistische Gesellschaft einfügt, gleichsam ebenso die für Lohnarbeit und Kapitalverwertung wie für Hausarbeit und für die Herstellung emotionaler Wärme brauchbaren Subjekte herstellt. Der Kapitalismus überformt das schon vorkapitalistische Gesellschaften strukturierende Patriarchat. Dieses geht aber nicht in den Kategorien der Kritik der politischen Ökonomie auf. Die Positionen, die meinen, das Geschlechterverhältnis rein mit den Begriffen der Kritik der politischen Ökonomie erklären zu können, liegen also ebenso falsch wie die, die einen »blinden Fleck« zu entdecken glauben.[22] Vielmehr muss das »philosophische« und methodische Erbe der Kritik der politischen Ökonomie geborgen werden: Hier liegen die Begriffe und das dialektische Denken bereit, die historische Entwicklung des Geschlechterverhältnisses in seiner Einheit und Differenz mit der ökonomischen Produktion zu verstehen. Das setzt voraus, den gesellschaftlichen Lebensprozess als Totalität zu begreifen.

21 Der Artikel »Natürlich gesellschaftlich? Überlegungen zu Natur, Arbeit und Geschlecht« von Charlotte Mohs und Korinna Linkerhand in dieser Ausgabe widmet sich dieser Frage. Ebenfalls aufschlussreich ist die Diskussion mit Andrea Trumann zur männlichen Subjektkonstitution vom 28.11.2010 in Bielefeld, hörbar auf audioarchiv: http://associationcritique.blogsport.de/audio-vortraege/kapitalismus-patriarchat-audio/

22 Einen knappen Überblick über die Probleme der Hausarbeitsdebatte gibt der Artikel von Maria Asenbaum und Katherina Kinzel »Wert und Wettex. Marxismus und Feminismus«: http://www.linksnet.de/de/artikel/25295

Literatur:

Barrett, Michèle: Das unterstellte Geschlecht. Umrisse eines marxistischen Feminismus. 2. Auflage, Berlin 1990.
Böhme, Micha: Die Verdinglichung gesellschaftlicher Verhältnisse im Subjekt, in CEEIEH 164 und 165 http://www.conne-island.de/nf/164/21.html und http://www.conne-island.de/nf/165/22.html.
Gruber, Alex: Zur Ontologie der Differenz, in: Bahamas 57/2009.
Haug, Frigga: Attacken auf einen abwesenden Feminismus. Ein Lehrstück in Dialektik, in: ARGUMENT 274, 2008, S. 9-20.
Hegel, G.W.F.: Vergleich des Schellingschen Prinzips der Philosophie mit dem Fichteschen, in: ders.: Jenaer Schriften, Werke in zwanzig Bänden, Frankfurt am Main 1970, S.94-115.
Jonas, Peter: Jenseits der Agrarrevolution, in: Kosmoprolet Nr. 3, Berlin 2010, S. 40-54.
Loewe, Raasan Samuel: Proletarische Bewegung und Produktivkraftkritik, in: Kosmoprolet Nr. 3, Berlin 2010, S.162-198.
Looks, Kat: Überlegungen zur Kritik der Gesellschaft, in: outside the box 3, Bogen 10.
Marx, Karl: MEW, Berlin 1954-1976.
Marx, Karl: Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie, Berlin 1953.
Mies, Maria (a): Subsistenzproduktion, Hausfrauisierung, Kolonisierung, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 9/10, 1983, S.115-124.
Mies, Maria (b): Gesellschaftliche Ursprünge der geschlechtlichen Arbeitsteilung, in: Bennholdt-Thomsen, Veronika/Mies, Maria/von Werlhof, Claudia: Frauen, die letzte Kolonie. Zur Hausfrauisierung der Arbeit, 3. Auflage, Berlin 1992, S. 164-193.
Mohs, Charlotte/Linkerhand, Korinna: Natürlich gesellschaftlich? Überlegungen zu Natur, Arbeit und Geschlecht, in: outside the box #4.
Reuschlings, Felicita: Produktives Gebären: Elemente einer feministischen Ökonomiekritik, in: outside the box 3, S. 49-60.
Trumann, Andrea: http://associationcritique.blogsport.de/audio-vortraege/kapitalismus-patriarchat-audio/
Werlhof, Claudia von: Frauenarbeit: Der blinde Fleck in der Kritik der politischen Ökonomie, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 1, 1978, S. 18-32.

Die Furcht vor dem weiblichen Fleisch und Fett.

Das Buch der britischen Bloggerin Laurie Penny, *Fleischmarkt*, liest sich gut und hat oft recht.

Virginia Spuhr

lebt in Leipzig.

»Wenn wir die Unterdrückung der Frau in der westlichen Welt wirklich verstehen wollen, müssen wir begreifen, dass ihre Verdinglichung und ihr sexuelles Funktionieren Arbeitsleistungen sind. [...] Von der Arbeitszeit, die für den Kauf und den strategischen Einsatz von Kleidung, Frisur und Schönheitsoperationen aufgewendet wird, über die tatsächliche Arbeit bei Diät und Fitness, bis zur Erschaffung und Erhaltung der sexuellen Rolle – die Selbstverdinglichung ist Arbeit, zuerst und vor allem.« (S.37)

Etwa zwanzig Mal habe sie den Titel ihres Buches geändert, gesteht Laurie Penny am Ende der Danksagung. Ich wäre neugierig zu hören, wie die Neunzehn verworfenen heißen; mein Lieblingstitel wäre wohl »die Heilige und die Hure im modernen Kapitalismus«, denn Penny begleitet den weiblichen Körper dialektisch durch Medien, Sexarbeit, Magersucht und Hausarbeit im 21. Jahrhundert. Dabei beschreibt sie das Maß an Zurichtung der Frauen mit deutlichen Worten, ohne agitierend zu sein. Besonders ihr Blick auf Essstörungen, den sie durch ihre eigene Erfahrung und Analyse erhalten hat, spricht vieles aus, was die Welt so noch nicht gehört hat. Sie nennt dieses Kapitel »Raum einnehmen« und stellt fest, wie der weibliche Körper als »Ressource« und »Produktionsmittel« genutzt wird. Die Ursache schreibt sie der »Toxizität der patriarchalen kapitalistischen Standards« (S.45) zu, den »Triumph des freiwilligen Hungerns« sieht sie als größte Niederlage des westlichen Feminismus an, dessen Aspekte als geschlechtsspezifisch erkannt werden. Häufig gehe es nicht um das Größe-Null-Modell oder darum, sich begehrenswert zu machen, sondern im Gegenteil um das Abhungern eines weiblichen Körpers (mit Libido) zu einem Mädchenkörper (der so geschwächt nichts mehr begehren kann). Die fehlende Kontrolle über die Welt, in der man lebt und über die Objektivierung durch diese Welt wird ersetzt durch die Kontrolle über den eigenen Hunger (und damit das eigene Leben). Weit entfernt davon, eine psychologisch-wissenschaftlich umfassende Darstellung des Themas geben zu wollen, ist *Fleischmarkt* in einer Kritik des Patriarchats UND des Kapitalismus damit sehr bestechend.

Leider führt sie diese umsichtige Betrachtungsweise nicht immer konsequent aus. Beim Thema Prostitution wird ihre Analyse der Zurichtung des weiblichen Körpers in der patriarchalen, kapitalistischen Gesellschaft ad absurdum geführt, wenn der zuvor noch als »Produktionsmittel« und »Ressource« benutzte Körper in der Sexarbeit »theoretisch auch ohne Ausbeutung verkauft werden könnte« (S.39), wäre diese nur legalisiert. Abgesehen davon, dass hier – wie auch an anderen Stellen – ihr Blick von England in die USA reicht, jedoch die Erfahrungen mit legalisierter Prostitution in Deutschland und anderen Ländern nicht zur Kenntnis nimmt, wird hier zudem deutlich: Bei Penny hört Ausbeutung auf, wo gut bezahlt wird. Zwar sieht sie die »Verdinglichung weiblicher Sexualität als Arbeit« (S.44), doch was sie eigentlich kritisiert, ist die mangelnde Kontrolle über die Erträge dieser Arbeit. Ihre Forderungen klingen dann ein wenig wie Elmar Altvaters Ruf nach dem Ende des Raubtier-Kapitalismus: verkürzt. Auch ist es schade, dass Penny den Geschlechtermythos zurecht mit Schimpf und Schande vor sich her treibt, um dann nur bestimmte, essentialistisch argumentierende Feministinnen der zweiten Welle zu zitieren und die ganze Zweite Frauenbewegung als Komplizinnen an der »Tyrannei der Geschlechtsstereotypen« (S.86) abzulehnen. »Die Furcht vor dem weiblichen Fleisch und Fett ist die Furcht vor der weiblichen Macht, der sublimierten Macht der Frauen über Geburt und Tod und Schleim und Sex« (S.63), schreibt sie zwar im Kapitel über Magersucht und Bulimie. Das dies eine These genau dieser Frauenbewegung ist, die nach der Erfahrung der fünfziger Jahre und der (auch sexistischen) 1968er Bewegung darum Frauenhäuser und -gruppen gründete, davon spricht sie nicht.

Laurie Penny ist auf der Insel ein Phänomen. Sie ist jung (wie ihr Verlag betont) und sie nimmt sich viel medialen Raum für ihre Sicht der Dinge – nicht nur, wenn es um feministische Themen geht. Als Bloggerin, Journalistin des *New Statesman*, *Guardian*, *Independent* und »Querulantin« (wie sie sich selbst bezeichnet), wurde sie neulich vom *Daily Telegraph* zur »55th most influential leftist of GB« gekürt. Dass sie dafür Aufmerksamkeit und (auch finanziell) Anerkennung erhält, ist dabei bewundernswert und erstaunlicher als die vielen Anfeindungen und der von Wohlwollen bis Lächerlich-Machen reichende Paternalismus ihrer KontrahentInnen. Und auch wenn ich nicht jeden eloquenten Gedanken teile, den sie schreibt – ihr Buch thematisiert feministische basics neu und ihr Fazit ist richtig: Es ließe sich durchaus bezeichnen als Negation aller Verhältnisse, in denen die Frau ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist.

Bei Penny hört Ausbeutung auf, wo gut bezahlt wird.

Laurie Penny: Fleischmarkt. Weibliche Körper im Kapitalismus. Edition Nautlius, Hamburg 2012.

Constanze Stutz

Sie nennen es Liebe. Wir nennen es unbezahlte Arbeit.

Der Aufstand aus der Küche mit Silvia Federici und *Kitchen Politics*

Constanze Stutz

lebt und schreibt in Leipzig. Sie ist Redaktionsmitglied der *outside the box*.

Das Herausgeber_innenkollektiv *Kitchen Politics* hat sich nicht wenig vorgenommen mit diesem Aufstand. Am Küchentisch, im Seminarraum, in der Fabrik und an all den anderen profanen Orten des Alltags soll sie beginnen: die radikale, bittersüße Kritik der Gesellschaft. Und dann, ein paar Buchseiten später, umschlagen in notwendige Interventionen. Gegen den Normalzustand geht es nun also mit der neuen Buchreihe *Kitchen Politics*, von überall und für alle, die sich dafür interessieren. Der große Anspruch hüllt sich dabei zum Einstieg in die *Queerfeministischen Interventionen* in angenehm leichte Formulierungen. Eingeladen wird zu einer *queeren ménage à trois*. Mit im Bett liegen der Feminismus und die Kapitalismuskritik, um die Gemeinsamkeit der Kämpfe antikapitalistischer, feministischer und queerer Bewegungen unter eine Decke zu packen.

Die italienische Feministin Silvia Federici, für die die Revolution am »Ground Zero« beginnt – bei dem Kampf um die Haus-, die Reproduktionsarbeit – wird in Aufstand aus der Küche zur Vermittlerin der Bettgenoss_innen.[1] Kreisend um die »Arbeit aus Liebe« stellen die Herausgeber_innen drei Texte von Federici vor, welche trotz des mitunter hohen Alters (der Text *Counter-Planning from the Kitchen* stammt aus dem Jahr 1974) erstmalig auf Deutsch zugänglich gemacht werden und allein in ihrer Zeitlichkeit ein spannendes Dokument feministischer (Theorie-)Kämpfe darstellen. So entspannen sich in den Texten feine Entwicklungslinien: kritisches Denken, das Umwerfen, neu Justieren und das Weitermachen darin und darüber hinaus wird zwischen den Zeilen lebendig. Mit Rückbezug auf Marx' Begriff der ursprünglichen Akkumulation und den theoretischen Grundlagen des italienischen Operaismus gelingt es Federici globale Verbindungslinien einer feministischen Analyse der Reproduktion nachzuzeichnen und sich auf Kämpfe zu beziehen, die heute stattfinden. Sie reiht sich damit ein in Traditionslinien eines (auch feministischen) Dagegenanschreibens. Gerade gegen Marx selbst, der in seiner politischen Ökonomie beflissen über die Existenz der Reproduktionsarbeit, welche traditionell weiblich besetzt bleibt, hinweg sah.[2] Aber auch gegen eine vermeintliche »Befreiung der Frau« im Zuge der Arbeitsmarktöffnung wird offen opponiert, birgt diese doch nichts anderes, als die Freiheit der weiblichen Subjekte nun eben ihre eigene Arbeitskraft zu veräußern (und dann nach Hause zu gehen und weiterzuspülen). Die historische Gewordenheit der einzelnen Texte vermischt sich immer wieder mit Federicis eigener Bewegungsgeschichte. Die von ihr mitbegründete internationale Kampagne *Lohn für Hausarbeit* bildet einen durchgängigen Bezugs- und Reibungspunkt der Entfaltung eines Kampfes um die Reproduktionsarbeit. Als Diskussionsforum für feministische Ökonomiekritik forderte die Kampagne die doppelte Ablehnung von Arbeit: »Denn wir kämpfen nicht um eine gleichmäßigere Verteilung derselben Arbeit. Wir kämpfen darum, dieser Arbeit ein Ende zu bereiten, und der erste Schritt besteht darin, sie mit einem Preisschild zu versehen.«[3] Die Kritik an Marx und folgenden Theoretiker_innen, ihr unter-den-Küchentisch-kehren der Reproduktionsarbeit, ohne die der Kapitalismus nicht auf die Ware Arbeitskraft zurückgreifen könnte, bleibt für Federici grundlegend. Ihre historische Analyse der veränderten Reproduktionsbedingungen und ihrer Verflechtungen mit der Produktionssphäre speist sich aus individuellem Wissen um die Kämpfe, welche die Anerkennung des Haushalts als Ort der Produktion erst ermöglichten. Dieser Paradigmenwechsel, der wie die Kampagne in den 1970er verortet ist, führte zu einer harschen Zurückweisung vormals unumstößlicher marxistischer Grundsätze und Leitgedanken. Was soll man von einem *General*streik halten, wenn alle haushaltsarbeitenden Frauen in der Küche verweilen und den müden Revoluzzern noch das Abendessen in den Ofen schieben? Mit diesem Sichtbarmachen der Kämpfe um die Reproduktion ging eine Neubestimmung des Privaten als nunmehr politisch einher.

Was soll man von einem Generalstreik halten, wenn alle haushaltsarbeitenden Frauen in der Küche verweilen und den müden Revoluzzern noch das Abendessen in den Ofen schieben?

Eine suchende Annäherung an die beißende Frage, warum Hausarbeit in der Vergangenheit bis ins Heute hinein noch immer als persönliche Dienstleistung außerhalb des Kapitals verortet wird, verbindet die Analysen der Vergangenheit mit der schwellenden Kritik der Gegenwart: »Die Arbeit erscheint als ein Bereich unseres Lebens unter anderen: als etwas, das nur zu bestimmten Zeiten und in bestimmten Räumen stattfindet. Die Zeit, die wir in der ›gesellschaftlichen Fabrik‹ darauf verwenden, uns auf die Arbeit vorzubereiten, indem wir ›Muskel, Nerv, Hirn usw.‹ mit kurzen Imbissen, kurzem Sex und Filmen wiederherstellen, erscheint als Muße, Freizeit, individuelle Wahl.«[4] Die Bindung an den Haushalt, welche nicht nur als solche, sondern gerade in der Abwesenheit eines Lohns, im Lichte des falschen Bewusstseins als Akt der Liebe erscheint, fesselt die entfremdeten Individuen an ihre zugewiesen Geschlechtscharaktere. Sie können

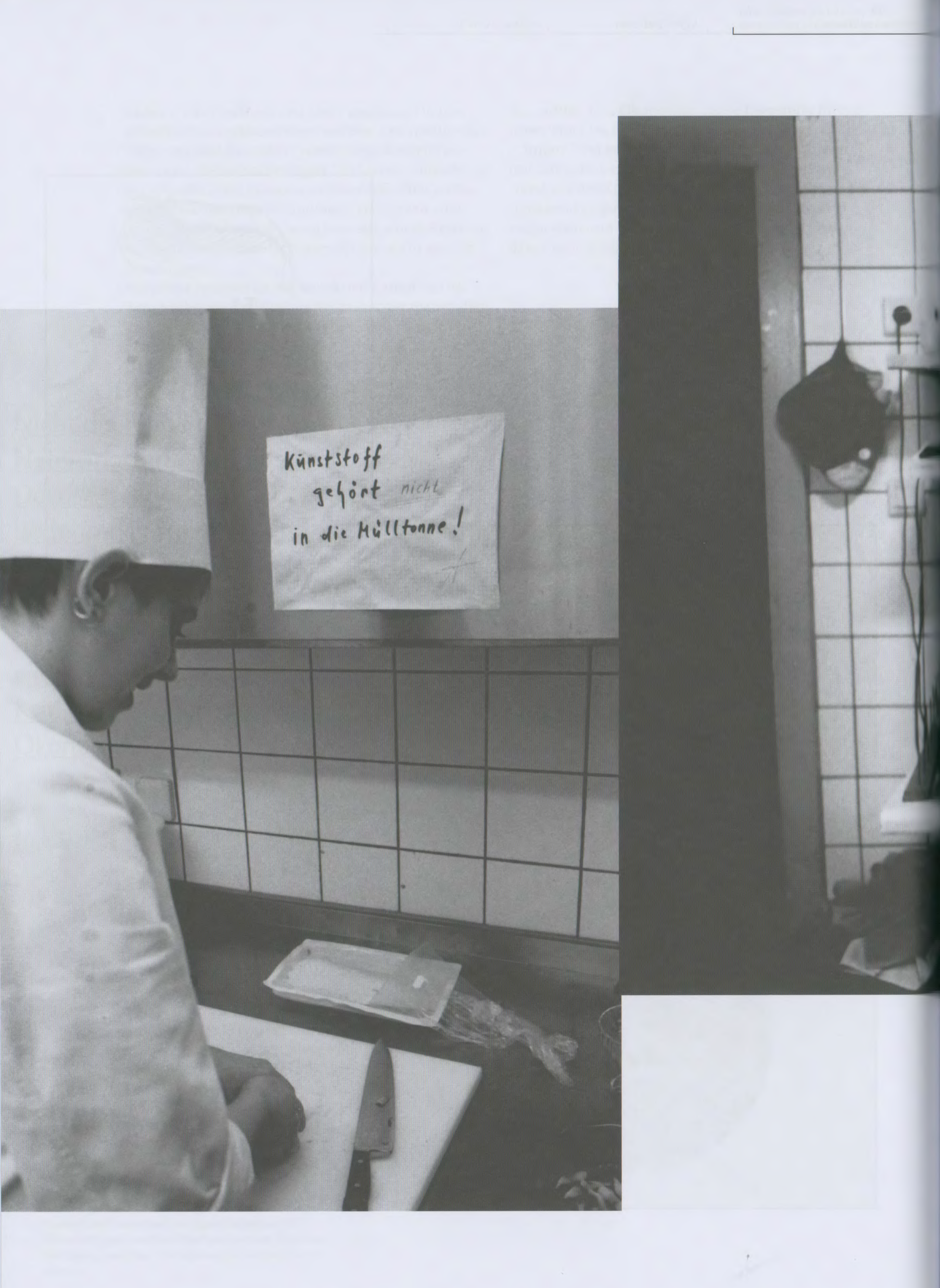
1 Vgl.: Federici, Silvia: Aufstand aus der Küche, edition assemblage, Münster 2012, S. 85.
2 Vgl.: Ebd., S. 24 – 26.
3 Ebd., S. 121.
4 Ebd., S. 119.

damit als Subjektivierung einer geschlechtlichen Arbeitsteilung rekonstruiert werden. Ein spezifisches Begehren und Sexualität werden mit Federici gelesen zu Arbeitsbedingungen. Und wenn Abtreibung ein Arbeitsunfall, Homo- und Heterosexulität nichts als unterschiedliche Grundlagen von Arbeit sind, dann befinden wir uns auch hier auf einem Spielfeld des antikapitalistischen Kampfes und es gilt zurück zu schlagen.
Für Silvia Federici ist der kollektive Kampf um die Reproduktion, die Wiederaneignung der materiellen Bedingungen der Produktion und die Entwicklung neuer Kooperationsformen jenseits der Logik von Kapital und Markt längst keine Utopie mehr.
Vielmehr bewegt sich entlang der Commons, der Gemeingüter, an der Peripherie gemeinschaftlicher (Land- und Tausch-)Wirtschaft längst einiges in Richtung einer fortschrittlichen Reorganisation der Reproduktion. Aus diesen Bemühungen geht für Federici »...eine neue Ökonomie hervor, die die Reproduktionsarbeit aus einer dumpfen, von Diskriminierung geprägten Tätigkeit in eines der befreiendsten und kreativsten Experimentierfelder für zwischenmenschliche Beziehungen verwandeln könnte.«[5] Sie findet in feministischen und antikolonialen Bewegungen, Landbesetzungen und alternativen Wirtschaftsformen komplexe, vergemeinschaftende Tätigkeiten und in der Transgender- und Intersexbewegung die Möglichkeit, die konstruierten Geschlechterbestimmungen und die geschlechtliche Arbeitsteilung zu überwinden.

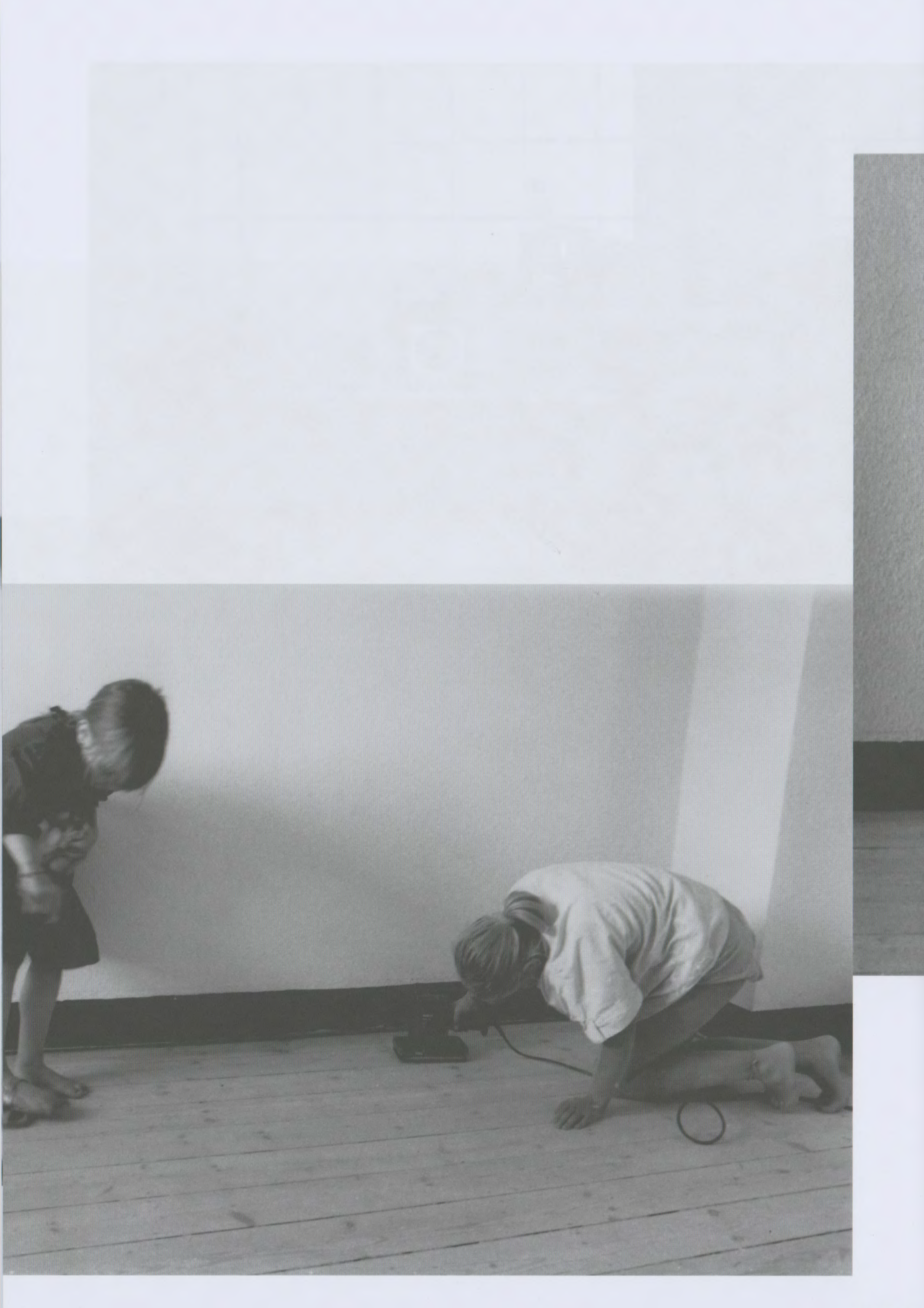
Nicht die Frage nach Heteronormativität oder Dekonstruktion von Begehrensstrukturen sind Federicis Anliegen, sondern die Fortschreibung und Aktualisierung einer feministischen Kritik der politischen Ökonomie.

Entlang dieser Linie läuft auch die Verbindung zu der einen Bettgenossin der *Interventionen*: der Queerness. Nur sträubt sich in Federicis Analysen von Frauen und Männern, die dann eben auch gelegentlich als Kollektivsubjekte in den Gebärstreik ziehen[6], einiges gegen diese Setzung. Nicht die Frage nach Heteronormativität oder Dekonstruktion von Begehrensstrukturen sind Anliegen von Federicis Texten, sondern vielmehr die Fortschreibung und Aktualisierung einer feministischen Kritik der politischen Ökonomie. Diese Leerstelle findet ihren Platz im Einleitungstext der Herausgeber_innen. Und gerade mit diesem gelingt es ihnen mit Silvia Federici Lust zu machen auf einen Aufstand aus der Küche, auf Gedanken die sich lustvoll sträubend gegen einen alltäglichen Normalvollzug stellen und mehr wollen, als das was ist. Mehr daher bitte auch von den *Kitchen Politics*.

5 Ebd., S. 84.
6 Ebd., S. 74: »Das Ausmaß der Hausarbeit hat abgenommen: einerseits, weil weniger Zeit für sie zur Verfügung steht, anderseits aber auch, weil Frauen die Disziplin, die mit dem Eheleben und der Kindererziehung einhergeht, verweigern. Frauen haben das Ausmaß der Hausarbeit verringert, indem sie die Kinderzahl gedrosselt und die ihren Partner_innen zur Verfügung gestellten Dienstleistungen eingeschränkt haben.«


Künststoff
gehört nicht
in die Mülltonne!











S. 132/133 Nicht zu vergessen: Arbeitsalltag, 1997
Kind und Küchenarbeit, 1997
S. 134/135 Das Haus in Besitz nehmen:
Rina und Lene, 1995
S. 136/137 Einzug, 1996

Anna Kow

Handwerkerinnen. Drei Protokolle.

Anna Kow

Die Autorin lebt in Leipzig und ist Redaktionsmitglied der *outside the box*.

»Du musst immer mehr als 100% leisten – sonst wirst du niemals ernst genommen.«

Jenny, 22, ist im dritten Lehrjahr ihrer Ausbildung zur Zweiradmechanikerin.

Nach der Schule wollte ich unbedingt zur Polizei. Ich habe auch alle Aufnahmetests bestanden, aber dann, beim Vorstellungsgespräch, war ich mir auf einmal nicht mehr so sicher, ob ich wirklich zur Polizei will – und die Polizei war sich auch nicht mehr so sicher, ob sie mich will. Daraufhin wusste ich erst mal nicht, was ich stattdessen tun soll. Irgendwie kam ich dann auf Zweiradmechaniker – und wusste sofort, das ist es. An meinem Fahrrad habe ich schon immer gerne rumgeschraubt. Ich bin dann zu allen Fahrradläden und -werkstätten der Stadt gefahren und habe gefragt, ob sie ausbilden. Die meisten haben mich einfach ausgelacht: »Haha, kommt mal her, da ist ein Mädchen, die will MECHANIKERIN werden!« Meine Bewerbung wollten die gar nicht erst lesen. In einer Werkstatt haben sie behauptet, der Meister sei gerade gestorben, sie würden leider nicht mehr ausbilden. Kurz danach haben sie einen anderen Lehrling eingestellt.
Irgendwann durfte ich dann tatsächlich probeschrauben in einem Betrieb. Ich konnte noch fast gar nichts, aber weil ich diesen Ausbildungsplatz so sehr wollte und weil sie gemerkt haben, dass ich was lernen will und ehrgeizig bin, haben sie mich genommen. Meine Kollegen sind echt okay, die stehen hinter mir. Aber die Kunden – vor allem Frauen übrigens – nerven. Ständig heißt es: »Ach, das ist ja wirklich bemerkenswert, dass sie als Frau das machen!« Das ist irgendwie zermürbend.
Oder die Anrufe: Ich melde mich und sage: »Hallo hier Fahrradladen Sowieso, Jenny am Apparat.« Die Antwort ist dann meistens: »Oh, ich wollte eigentlich mit der Werkstatt verbunden werden.« Dann sage ich: »Ich bin in der Werkstatt.« Und die: »Ach so, kann ich denn mal mit einem Mechaniker sprechen?«

»Hallo hier Fahrradladen Sowieso, Jenny am Apparat.« Die Antwort ist dann meistens: »Oh, ich wollte eigentlich mit der Werkstatt verbunden werden.« Dann sage ich: »Ich bin in der Werkstatt.« Und die: »Ach so, kann ich denn mal mit einem Mechaniker sprechen?«

Ob mir meine Kampfsporterfahrung schon mal was genützt hat? In der Berufsschule ja. Da habe ich einmal einem Typen, der mir an den Arsch gefasst hat, einen Kick direkt ins Kreuz verpasst. Er hat so getan, als täte es nicht weh, aber ich habe gesehen, wie er kurz in die Knie gegangen ist. Danach hat er mich in Ruhe gelassen. Ansonsten muss man sich einfach auf deren Niveau begeben – auch wenn's Scheiße ist. Klar rufen die dir dauernd Sachen hinterher wie: »Ey Jenny, nimmst du ihn eigentlich auch in den Arsch?« Und dann rufe ich halt: »Klar, aber dein Schwanz ist mir zu klein.« Nur so kriegst du den Respekt der Primaten.
Die meisten Lehrer sind okay, aber einer ist ein richtiges Schwein. Einmal waren wir alle zusammen im Labor und da hat er mir, als er etwas erklärt hat, die ganze Zeit auf die Titten gestarrt. Das ist dem gar nicht aufgefallen. Irgendwann habe ich ihn dann mit meinem »Ich töte dich gleich«-Blick angeschaut und da ist er zurückgewichen, war peinlich berührt. Später meinte er dann: »Du stehst jetzt zwischen Eins und Zwei – was könntest du mir für eine Eins denn bieten?« Da war ich wirklich sprachlos, zum ersten Mal. So was habe ich noch nie erlebt.
Mit öffentlichen Fördergeldern eine Ausbildungsklasse nur für Frauen ins Leben rufen? Nein, das ist keine gute Idee – genau dadurch werden die Unterschiede zwischen den Geschlechtern doch nur wieder reproduziert.
Eins muss ich sagen: Als Frau musst du immer besser sein als die Jungs. Sonst bekommst du dauernd zu hören: »Ach, für ein Mädchen war das gar nicht so schlecht, ich geb' dir mal ne Zwei.« Nein, du musst immer mehr als 100% leisten – sonst wirst du niemals ernst genommen.

»Wenn ich mit dem Vorschlaghammer irgendwo drauf haue, bin ich weder kreativ noch einfühlsam.«

Svenja, 25, ist im dritten Lehrjahr ihrer Ausbildung zur KFZ-Mechatronikerin und wohnt in Karlsruhe

Ich hab mich eigentlich nie für handwerklich begabt gehalten, aber ich wollte nach dem Abi eine Ausbildung machen, solange ich noch jung genug bin dafür. Ich bin dann in Karlsruhe gelandet, dort gibt es aus irgendeinem Grund viele Betriebe, in denen Frauen arbeiten. Alle meine Freundinnen hier sind Handwerkerinnen. So hab ich dann auch angefangen, hier und da Praktika zu machen, als Zimmerin, Maurerin und Turbinenmechanikerin.
Mein Chef dachte am Anfang manchmal, ich könnte bestimmte Sachen nicht tragen, einfach wegen der Körperkraft und nicht wegen des Könnens. Ansonsten prahlt er aber vor anderen mit mir: mein Lehrling, der kann alles. Ich hab 'nen Mädchenbonus bei dem, bekomme fast immer Lob, kaum Kritik. Das finde ich schon manchmal schräg – wenn ich ein Typ wäre, würde er anders mit mir umgehen. Die Kunden sind beeindruckt, dass ich als Frau das mache, das ist mir manchmal peinlich. Ganz viele Frauen haben mich schon angesprochen und gesagt, dass sie das früher auch gewollt hätten, aber nicht durften. Viele Kunden denken, ich sei die Tochter vom Chef. Wo soll das Mädchen denn sonst auch herkommen?
Wenn man als Frau in Arbeitsklamotten durch die Stadt läuft, wird man angestarrt. Und bewundert. Komisch, oder? Dass das immer noch so was Besonderes ist. Männer starren vor allem, aber nicht unbedingt abwertend. Meine Freundin, die ist Zimmerin, wurde beim Bäcker allerdings mal regelrecht angefahren. Manche Männer denken wahrscheinlich: Ich kann ja sonst nix, jetzt nimm mir nicht auch noch das Handwerk. Wir sind ja 'ne relativ kleine Werkstatt, wo die Kunden direkt daneben stehen. Da war ich am Anfang schon oft nervös und es kam vor, dass mir Kunden das Werkzeug aus der Hand genommen haben. Andere Frauen erleben das auch. Sie sind irgendwo auf Montage und dann kommt irgendein Arschloch und nimmt ihnen das Werkzeug aus der Hand, weil er glaubt, das besser zu können.

Wir sind ja 'ne relativ kleine Werkstatt, wo die Kunden direkt daneben stehen. Da war ich am Anfang schon oft nervös und es kam vor, dass mir Kunden das Werkzeug aus der Hand genommen haben.

Berufsschule ist wirklich hart. Dabei habe ich eigentlich ein dickes Fell, was so was angeht. Ich muss manchmal nach drei Stunden schon nach Hause gehen, weil ich's einfach nicht mehr aushalte. Nicht, weil sie mich direkt blöd anmachen würden, das passiert eigentlich nicht. Aber wie die so über Frauen reden... Ficken, Fotze, Schwanz sind die Wörter, die am Tag am häufigsten benutzt werden. Meine Klasse ist da aber auch besonders schlimm. Ich war einmal in einer anderen Klasse, das waren Elektroniker, die alle Lust hatten, was zu lernen. Die hatten auch durchweg höhere Bildungsabschlüsse. Da fiel nicht einmal das Wort »Fotze«. Die waren einfach mehr mit dem Stoff beschäftigt als damit, andere zu dissen. Warum das in meiner Klasse so schlimm ist? Viele werden KFZ-Mechatroniker, weil ihnen nichts anderes einfällt, weil sie 'ne coole Karre fahren wollen. Das gilt als der allerletzte Prollberuf und die Bezahlung ist mies. Dementsprechend sind die nicht besonders motiviert, was zu lernen. Und sobald sich einer zu viel für den Unterricht interessiert, wird er gemobbt. Ich schotte mich total ab, verbringe keine Zeit mit denen, ich weiß nicht mal, wie die heißen. Ich will denen einfach keine Angriffsfläche bieten. Deswegen halte ich leider oft auch in Situationen, in denen es eigentlich angebracht wäre, was zu sagen, die Klappe. Was ich auch nicht gut finde. Da kommen ja ständig antisemitische, rassistische und sexistische Sprüche. Aber wenn ich dann aufstehen und was sagen würde, hätte ich mir sämtlichen Respekt sofort verspielt.

Einmal wurde es mir zu viel und da bin ich zu unserem Abteilungsleiter gegangen. Der war dann ganz verständnisvoll und vor allem arg bemüht, mich davon zu überzeugen, dass das eine krasse Ausnahme gewesen sei. Man hat gemerkt, dass er auf keinen Fall einen öffentlichen Sexismusvorwurf haben wollte.
Alle Handwerkerinnen, die ich kenne, waren immer Klassenbeste. Du musst als Frau einfach beweisen, dass du's wirklich drauf hast. Wie man Mädchen unterstützen könnte, ins Handwerk oder allgemein in Männerberufe zu gehen? Da müsste man echt früh anfangen. Es wird Mädchen ja von klein auf eingeredet, dass sie das nicht können. Ein Freund von mir arbeitet in einem Kindergarten, in dem es eine Werkstatt nur für Mädchen gibt. Vielleicht ist so was ein Anfang.
Es gab mal ein Treffen der IHK *(Industrie- und Handelskammer)* zum Thema Frauen im Handwerk, da haben drei Frauen vor rund 300 Mädchen die Eröffnungsrede gehalten. Und die sagten dann, was für ein Zugewinn Frauen doch für die Gewerke seien – weil sie ja so sozial und kreativ seien. Krass, so was gleich in der Eröffnungsrede zu hören! Ich wäre am liebsten sofort wieder gegangen. Wenn ich mit dem Vorschlaghammer irgendwo drauf haue, bin ich weder kreativ noch einfühlsam.

»So eine Ausbildung ist für jeden eine harte Angelegenheit.
Du bist immer der Arsch, du kannst nix, wirst unter Druck gesetzt.«

Katharina, 31, hat mit 27 ihre Ausbildung angefangen und arbeitet seit kurzem als selbstständige Tischlerin. Hat ein abgeschlossenes Studium in Kulturwissenschaften.

Ich bin da so ein bisschen blauäugig reingegangen. Wenn ich mehr darüber nachgedacht hätte, was mich erwarten könnte, hätte ich die Ausbildung vielleicht gar nicht angefangen, wer weiß.
Ich habe zeitweise in einer betriebsübergreifenden Ausbildungsstätte gelernt, da kommen eigentlich die Leute hin, die keinen Ausbildungsbetrieb gefunden haben. Das ist dann ein Haufen bunt zusammengewürfelter 16- bis 20jähriger, zumeist männlicher Jugendlicher, von denen viele auch vom Amt dorthin gezwungen worden sind. Da herrscht ein krasser Umgangston, ein krasses Klima.
Ich hatte schnell einen Exotenstatus: war mit Abstand die Älteste, eine Frau, studiert, lesbisch, mit einem russischen Nachnamen. Dass ich meistens allein war, hatte aber auch viel damit zu tun, dass ich einfach kein Interesse an denen hatte, an deren Gesprächsthemen. Ich hab mich dann in der Mittagspause nicht dorthin gestellt, wo alle rauchen, sondern lieber mein Buch gelesen. Wenn man sich auf den Tonfall, der dort herrscht, einlässt, dann kann man da auch als Frau Anschluss finden. Wichtiger ist die gemeinsame Sicht der Dinge. Aber ich hatte eben nicht viel mit denen gemeinsam.
So eine Ausbildung ist für jeden eine harte Angelegenheit. Du bist immer der Arsch, du kannst nix, hast Angst, wirst unter Druck gesetzt von den Eltern, dem Meister, dem Arbeitsamt. Jugendliche müsse man treten, denn die seien faul, doof und ständig am Komasaufen – das ist die allgemeine Ansicht, die da herrscht. Und das bestätigt sich dann natürlich auch immer wieder.
Einmal hieß es morgens, der Soundso hat sich umgebracht – und da wurde dann ganz normal weiter gearbeitet, als wäre nichts gewesen. Das ist in den drei Jahren meiner Ausbildung zweimal passiert.

Direkte Anfeindungen habe ich wenig erlebt. Aber wie die so reden über Frauen, vor deinen Augen und Ohren, das hat mich schon erschreckt. Das ist eigentlich das Ekelhafteste.
Ich bin viel gefördert worden. Wenn die merken, dass man ehrgeizig ist, dass man wirklich was lernen will, dann bekommt man auch Unterstützung. Mir wurden Aufgaben übertragen, da haben andere nur von träumen können. Und trotzdem habe ich mir von dem gleichen Meister, der mich so gefördert hat, mehrmals anhören müssen: Du hast als Frau doch eh keine Chance.
Manche Meister haben keine Lust, mit Frauen zu arbeiten, weil man bei denen mehr mit anpacken muss. Ich hab das schon beobachtet, dass selbst die Jungs, die nicht viel größer und breiter waren als ich, mehr Kraft hatten. Ich kann nicht dauernd Fenster heben, die 180 Kilo wiegen, ich frage dann eben um Hilfe. Aber auch bei Männern ist nach 20 Jahren der Rücken kaputt. Viele arbeiten nur bis 50 ausführend in diesem Beruf.
Es gibt zu wenige Frauen, die Meisterin sind und ausbilden können. Letztlich funktioniert das wie in der Musikbranche: Die Typen buchen Typen, weil sie mit denen einfach gerne rumhängen, weil die Gesprächsthemen stimmen oder sie eh Kumpels sind. Das sind Netzwerke, und so läuft das auch im Handwerk. Viele Frauen ziehen sich nach der Ausbildung eher in Nischen zurück, machen sich selbstständig. Dadurch haben Mädchen — und auch Jungs — kaum die Chance, bei einer Frau zu lernen.

Letztlich funktioniert das wie in der Musikbranche: Die Typen buchen Typen, weil sie mit denen einfach gerne rumhängen, weil die Gesprächsthemen stimmen oder sie eh Kumpels sind.

Für den einen war ich immer nur »das Fräulein« und der hat mich auch nie anders angesprochen. Den Spruch »Für ein Mädchen gar nicht so schlecht« habe ich aber nie zu hören bekommen. Vielleicht sind Frauen, die so eine Ausbildung machen, auch einfach ehrgeiziger — wir waren jedenfalls alle ziemlich gut. Auch die Jahrgangsbeste war eine Frau, und die hat mich irgendwann mal gefragt: »Sag mal, fühlst du dich eigentlich diskriminiert? Also ich gar nicht.« Da dachte ich schon, okay, das ist auch eine Art Selbstschutz, diesen Sexismus, der da natürlich herrschte, nicht an sich ran zu lassen. Bestimmte Dinge einfach gar nicht als Sexismus oder Diskriminierung wahrzunehmen. Schließlich will man arbeiten, will mit den Leuten, mit denen man einen großen Teil seines Lebens verbringt, einigermaßen gut klarkommen und denen nicht dauernd den Spaß verderben, indem man ihnen Kontra gibt. Aber natürlich muss man das ab und zu mal machen. In meinem Betrieb, der eigentlich ein eher netter, alternativer Betrieb ist, haben sich die Leute eine Zeit lang zum Spaß gegenseitig »Muschi« genannt. Ich hab ihnen dann versucht klarzumachen, dass dieses Wort, wenn sie es als Schimpfwort benutzen, mit Schwäche konnotiert ist und dass ich das Scheiße finde. Seitdem haben sie zumindest vor mir damit aufgehört.
Ich habe schon gemerkt, dass ich mich verändert habe durch diese Arbeit. Man lernt andere mundtot zu machen durch den richtigen Spruch zur richtigen Zeit. Du musst dir nur abgucken, wie die so miteinander reden, musst die Schwächen der anderen Person rausfinden, und genau da dann einen Spruch reindrücken. Klar, das hat mir schon auch mal leid getan, wenn ich gemerkt habe, dass ich damit jemanden wirklich verletzt habe. Aber ich muss mir den Scheiß, den die so reden, ja auch anhören. Obwohl: man kann auch im Werkraum Lärmschutzkopfhörer tragen.

Wenn man in ein geschlossenes System reinkommt, dann passt man sich dem in einem gewissen Maße an, egal, wie sehr man darüber reflektiert, egal, wie kritisch man das sieht. Man wird härter mit sich und mit anderen.

Nachbemerkung

Die hier abgedruckten Protokolle entstanden aus Gesprächen, die ich in den letzten zwei Jahren mit Frauen in Handwerksberufen geführt habe.[1] Die Idee kam mir, nachdem eine Bekannte mir von ihrer Ausbildung zur Zweiradmechanikerin erzählt hatte und ich von dem, was ich da hörte, so geschockt war, dass ich es sofort danach aus dem Gedächtnis aufschreiben musste.

Meine Gesprächspartnerinnen haben allesamt Abitur und repräsentieren damit nur eingeschränkt den weiblichen Durchschnitts-Lehrling an der Berufsschule.[2] In Bezug auf Privilegien und Machtpositionen ist ihre Situation somit komplex: Einerseits sind sie als Frauen sowohl auf struktureller[3] wie auch auf zwischenmenschlicher Ebene fortlaufend Sexismus ausgesetzt, sobald sie sich in die Männerdomäne Handwerk hineinwagen. Andererseits befinden sie sich durch ihren hohen Schulabschluss und den damit verbundenen sozialen Kontext gegenüber dem Durchschnitt ihrer Mitschülerinnen an der Berufsschule in einer privilegierten Situation, was z.B. berufliche Wahlfreiheit und soziales Standing anbelangt. Und um die Sache noch zu verkomplizieren, ist es möglicherweise genau diese Kombination, mit der gebildetere Frauen den Hass statusverlustängstlicher Männer – nicht nur im Handwerk – auf sich ziehen.

In allen hier abgedruckten Berichten findet sich eine Reflexion auf gesellschaftliche Verhältnisse, in denen der erlebte Sexismus nicht für sich alleine steht, sondern als Teil einer größeren Misere angesehen wird. Aus dieser Perspektive wird auch deutlich, dass es nicht darum gehen soll, empört mit dem Finger auf die *Prollos* von der Berufsschule zu zeigen – und ebenso wenig darum, den dort herrschenden gewaltsamen Umgang zu verharmlosen und zu entschuldigen. Die Ungerechtigkeiten der Klassengesellschaft und die des patriarchalen Geschlechterverhältnisses heben sich nicht gegenseitig auf und sind auch nicht als scheinbar voneinander unabhängige Einzelphänomene zu überwinden. Ein erster, notwendiger Schritt mag sein, den Einstieg für Frauen in Handwerksberufe angenehmer zu gestalten, ihnen überhaupt die Möglichkeit dieser Berufswahl aufzuzeigen. Letztlich muss es aber darum gehen, Verhältnisse zu schaffen, in denen niemand mehr gezwungen ist, diese Härte gegen sich und andere zu entwickeln, von der meine Gesprächspartnerinnen erzählen.

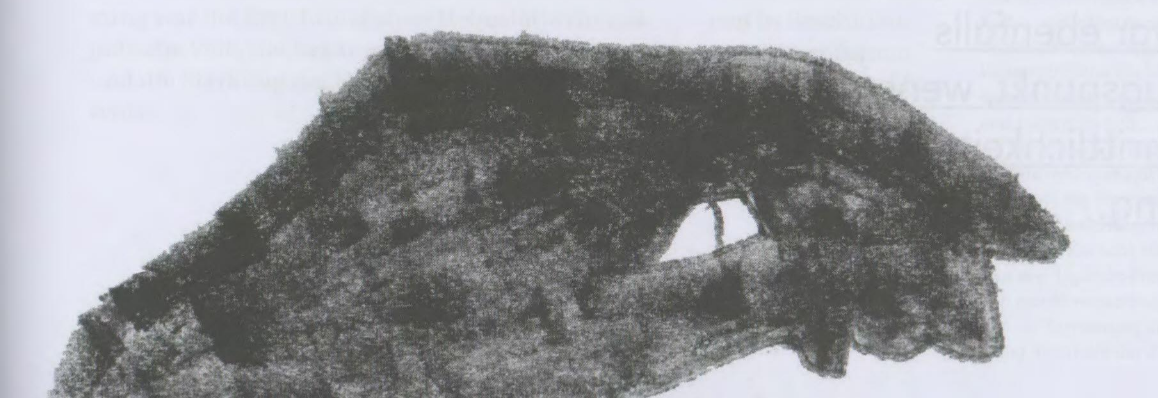
Die Entscheidung, hier nur Protokolle aus Gesprächen mit Handwerkerinnen abzudrucken, ist eher dem Zufall geschuldet und soll keinesfalls den Eindruck vermitteln, Sexismus in solch krasser, verletzender Form fände sich nur in diesem Berufsfeld. Manche Gespräche kamen einfach nicht zustande: so wollte z. B. eine junge Pilotin nicht mit mir über ihre sexistisch motivierten Mobbing-Erfahrungen sprechen, weil es sie zu sehr belastet hätte. Auch das ist eine Aussage, und sie erscheint mir fast noch schwerer verdaulich als solche, die wenigstens ausgesprochen, öffentlich gemacht und somit vom scheinbar individuellen Problem zum gesellschaftlichen gemacht werden können.

1 Danke an meine Gesprächspartnerinnen für ihre Offenheit und ihr Vertrauen!

2 Im Jahr 2011 haben in Deutschland 39 Zweiradmechanikerinnen, 663 KFZ-Mechatronikerinnen und 762 Tischlerinnen ihre Lehre begonnen. Der Frauenanteil der neuen Lehrlinge lag damit bei 3,3% (KFZ), 5,8% (Zweirad) und 9,3% (TischlerInnen). Dabei war der Anteil der neuen Auszubildenden mit (Fach-)Hochschulreife bei den Frauen deutlich höher als bei den Männern: so hatten 16% der KFZ-Mechatronikerinnen, 29% der Tischlerinnen und 31% der Zweiradmechanikerinnen (Fach-)Abitur, aber nur 8% der männlichen KFZ-Mechatroniker und je 10% der Zweiradmechaniker und Tischler. Quelle: Bundesinstitut für Berufsbildung (BIBB)

3 Eine klassisches »Argument« von Betrieben, die keine Frauen ausbilden wollen, ist: »Wir haben keine Damentoilette.«





Tine Bovermann

»Selbstverständlich sehr verehrte Gäste…« Die politische Arbeit von Frauen in der Zionistischen Bewegung

Tine Bovermann

lebt und arbeitet in Leipzig.

Dass um die Rechte der Frauen nicht gekämpft werden musste, sondern sie schlicht »verliehen« worden wären, war ebenfalls rhetorischer Bezugspunkt, wenn es um die Fortschrittlichkeit der Bewegung ging.

Im Allgemeinwissen über den Zionismus spielen Frauen keine Rolle. Kaum jemand kann den Namen einer Aktivistin nennen und ohne die wissenschaftliche Auseinandersetzung wären sie vollkommen vergessen. Dort wird betont, dass der »Beitrag«, welchen Frauen in der Zionistischen Bewegung leisteten, unterschätzt wird. Und richtig: Besonders an den Gesamtdarstellungen über den Zionismus fällt auf, dass Frauen kaum oder keine Erwähnung finden. Als 1998 anlässlich des hundertsten Jahrestages des Ersten Zionistenkongresses zu dem Thema publiziert wurde, zeichneten die WissenschaftlerInnen vor allem die Linie von Theodor Herzl – dem nach wie vor präsenten Sinnbild der Bewegung – zum heutigen Staat Israel nach, ohne dabei auf die Geschlechterthematik einzugehen.[1] In vereinzelten Darstellungen, die dem Thema Frauen in der Zionistischen Bewegung gewidmet sind, wird diese Lücke geschlossen und gezeigt, dass die Bewegung Frauen auch eine Möglichkeit eröffnete, sich zu engagieren: Es gab zahlreiche zionistische Frauenvereine, einzelne Frauen in zionistischen Gremien, Pionierinnen sowohl in Palästina als auch in der Diaspora, und viele Projekte, welche von Frauen initiiert worden waren und über Jahre hinweg den Aufbau der »Heimstätte«[2] unterstützten – und das alles, obwohl Frauen eine Minderheit innerhalb der Bewegung waren und sich häufig gegenüber den vorherrschenden patriarchalen Vorstellungen durchsetzen mussten. Dieser Kampf der Zionistinnen um die Aufwertung von Frauenarbeit im Zionismus soll hier erzählt werden.[3] Ein Schwerpunkt liegt dabei auf der Frage, ob dieser Kampf als emanzipatorischer zu bezeichnen ist und was überhaupt »emanzipatorisch« in diesem Kontext bedeutet.

Die Anfänge der Zionistischen Bewegung

Die Zionistische Bewegung, welche sich vor allem in Osteuropa sowie in einigen westeuropäischen Ländern ausbreitete, entwickelte sich als ein Ausläufer der Haskala[4] und als Reaktion auf einen erstarkenden Antisemitismus seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Der Zionismus entstand, wenn auch verspätet, im Kontext anderer nationaler Bewegungen. Gemeinsame Werte, eine gemeinsame Sprache und Kultur sollten die Einheit des jüdischen Volkes formen. Für die in der Diaspora verstreut lebenden Jüdinnen und Juden wurde der Anspruch erhoben, sie als Teil einer einheitlichen Nation vertreten zu können. Selbst erklärtes Ziel der Bewegung war die Errichtung einer Heimstätte für das jüdische Volk, die Bekämpfung des Antisemitismus und die Stärkung des jüdischen Selbstbewusstseins.

Ende des 19. Jahrhunderts ging die Zionistische Bewegung in ihre institutionalisierte Phase. Theodor Herzl wurde zu ihrer führenden Persönlichkeit, mit den Zionistenkongressen erhielt die Bewegung ein Parlament, mit den Aktionskomitees eine Verwaltung und die zionistischen Ortsgruppen sprossen nur so aus dem Boden. Die Phase des »Kongresszionismus« ab 1897 wurde von den politischen Zionisten dominiert. Diese Strömung, die durch Theodor Herzl vertreten wurde, versuchte, mit diplomatischen Mitteln Abkommen zu vereinbaren, die dem jüdischen Volk ein Territorium in Palästina[5] sichern sollten. Im Deutschen Kaiserreich lebten nicht nur die Mitglieder der bedeutenden Komitees, auch das Zentralbüro hatte hier ebenso seinen Sitz wie der Präsident der »Zionistischen Weltvereinigung«. Die Konzentration der zionistischen Führung und Organisationsorgane bekräftigte das Wachstum der zionistischen Vereinskultur und Publizistik im Kaiserreich.

Das Frauenwahlrecht und zionistische Frauenvereine im Kontext der Frauenbewegung

Die Zionistenkongresse waren die wichtigsten Ereignisse im zionistischen Kalender. Sie repräsentierten die Bewegung nach außen und stärkten diese durch die positive Rezeption. Die TeilnehmerInnen waren international, populäre Persönlichkeiten reisten an. Auch einige Frauen waren stets darunter. Auf dem Ersten Zionistenkongress 1897 in Basel gaben diese Frauen augenscheinlich Anlass zur Irritation, weil sie unter anderem bei den Wahlen um die Vorsitzenden teilnahmen. Daher gab es am zweiten Kongresstag die Anfrage, ob die Frauen an den Abstimmungen, welche die Diskussionen in Beschlüsse zusammenfassten und wegweisend für die Arbeit der Komitees nach dem

1 Problematisch an diesem Ansatz, der eine Linie von Herzl zum heutigen Staat Israel nachzeichnet, ist auch, dass er die Zionistische Bewegung teleologisch interpretiert. Dies bedeutet, dass von der eingetretenen Staatsgründung aus zurückgeblickt wird und alle Aktivitäten, die auf die Staatsgründung abzielten, registriert werden, und das Andere ausgeblendet wird. Diejenigen zionistischen Strömungen (wie der politische Zionismus), die sich für die Staatsgründung einsetzten, werden fokussiert und als das »Eigentliche« angesehen; alles andere wird als Begleiterscheinung behandelt (wie z.B. das Konzept Gegenwartsarbeit).

2 Der Begriff »Heimstätte« geht auf das Baseler Programm zurück, welches vom Ersten Zionistenkongress 1897 formuliert und Leitgedanke der Bewegung wurde. In dem Wortlaut »Der Zionismus erstrebt die Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina« wird der Staatsbegriff vermieden, um einerseits den Herrscher des Osmanischen Reiches, andererseits diejenigen Zionisten, welchen die Besiedlung wichtiger war als die Staatsgründung, nicht zu verschrecken.

3 Im Artikel konzentriere ich mich auf zionistische Frauenvereine zwischen 1897 und 1920 im Deutschen Kaiserreich und deren Projekte.

4 Haskala ist die jüdische Aufklärungsbewegung im späten 18. und 19. Jahrhundert, die von Berlin aus auf die mitteleuropäischen Zentren ausstrahlte. Gegenstand der Bewegung war die Modernisierung des Judentums im Sinne einer Säkularisierung jüdischer Kultur und Integration in die christliche Mehrheitsgesellschaft; sie entstand in einem Klima, in dem Juden keine rechtliche Gleichberechtigung hatten und es erst seit Lessing einen positiveren Diskurs über Juden und Judentum gab.

5 Palästina war nicht der einzige Ort, der für den Aufbau der Heimstätte in Betracht gezogen wurde. Aufgrund der Pogrome Anfang des 20. Jahrhunderts in Russland sollte ein Teil Britisch-Ostafrikas als vorläufige jüdische Heimat eingerichtet werden. Das sog. Uganda-Programm war heftig umstritten und wurde verworfen, was wiederum auf Protest stieß und zur Formierung einer territorialistischen Strömung innerhalb der Zionistischen Bewegung führte.

jeweiligen Kongress waren, überhaupt teilnehmen dürften. Der Vorsitzende des Kongresses, Theodor Herzl, antwortete darauf, Frauen seien »selbstverständlich sehr verehrte Gäste, nehmen aber an der Abstimmung nicht theil«[6]. Dies blieb nicht unwidersprochen: Eine Zionistin namens Marie Reinus protestierte gegen diese Erklärung und konnte sich damit durchsetzen. Ihr zufolge lag die Lösung der »Frauenfrage« bei den Juden darin, dass das »gemeinsame Leiden, die gemeinsame Rechtlosigkeit allen Stammesgenossen und -genossinnen gleiche Pflichten«[7] auferlege – also auch die Verpflichtung, an den Zionistenkongressen teilzunehmen und abzustimmen. Beim darauf folgenden Kongress 1898 hatten Frauen das aktive und passive Wahlrecht, womit sie gleichberechtigt mit den Männern waren.[8]
Mit diesen neu zugestandenen Rechten waren jedoch auch Pflichten verbunden. In zahlreichen Artikeln, die sich an zionistische Frauen wandten, wurden jüdische Frauen auf ihre Aufgaben verwiesen, die sie für das jüdische Volk zu erfüllen hätten. Gemäß dem Ausspruch Herzls, dass die Frau dem Zionismus bisher nichts gewesen sei, jedoch alles sein könnte, versuchten Zionistinnen, neue Mitglieder für die Bewegung zu werben. Dass um die Rechte der Frauen nicht gekämpft werden musste, sondern sie schlicht »verliehen« worden wären, war ebenfalls rhetorischer Bezugspunkt, wenn es um die Fortschrittlichkeit der Bewegung ging. In der Tat war sie das auch: Während die bürgerlich-radikale Strömung der Frauenbewegung im Kaiserreich erst nach der Jahrhundertwende für das Stimmrecht der Frauen aktiv wurde, mussten die Zionistinnen dieses Recht nicht mehr erkämpfen. Trotzdem hatte die Zionistische Bewegung dadurch keinen wesentlichen Zulauf von Frauen, sodass mit einigem Neid auf die Entwicklung des 1904 gegründeten »Jüdischen Frauenbundes« (JFB) geblickt wurde. Im JFB, nach dem deutsch-evangelischen und dem katholischen Frauenbund die dritte konfessionelle Frauenvereinigung im Kaiserreich, organisierten sich vor allem bürgerliche Jüdinnen. Qua Statut wurde eine unpolitische Haltung eingenommen, was natürlich auch zionistische Positionen ausschloss. Inhaltlich trat der JFB für die Stärkung des jüdischen Selbstbwusstseins, gegen Antisemitismus und gegen den Mädchenhandel ein. Er förderte auch die Erwerbsarbeit jüdischer Mädchen und Frauen, vor allem im sozialen Bereich und entwickelte sich zu einem der bedeutendsten Frauenvereine Deutschlands; innerhalb des »Bundes deutscher Frauenvereine« (BDF) stellte er die größte angegliederte Organisation.

Die Tätigkeiten der zionistischen Frauenvereine waren denen des JFB ähnlich, abgesehen von ihrem zentralen Bezug auf die Nation. Seitdem sich 1900 der erste zionistische Frauenverein im Kaiserreich, die »Jüdisch-Nationale Frauenvereinigung« in Berlin, gegründet hatte, vervielfältigten sich diese geschlechtsspezifischen Vereine schnell. Inhaltlich konzentrierte sich die Vereinigung – wie die der Männer – auf die Verbreitung des Zionismus in den eigenen Reihen und darüber hinaus sowie auf die Stärkung des Selbstbewusstseins als Jüdinnen. Die Frauenvereine verstanden sich als Untergruppen der »Zionistischen Vereinigung für Deutschland«, bekannten sich zum Baseler Programm[9] und konnten somit auch Delegierte zu den Zionistischen Kongressen schicken. Die Aktivistinnen gehörten meist der bürgerlichen Mittelschicht an, weswegen ein Fokus ihrer Arbeit auf der Aneignung von Bildung lag. Der Veranstaltungskanon verdeutlicht, wie sehr Bildung idealisiert wurde und ihre Aneignung als Weg verstanden wurde, sowohl die zionistische Gesinnung zu stärken als auch aktiv zu sein. Das Programm beinhaltete Diskussionsabende und Vorträge zu zionistischen und allgemein jüdischen Themen, hebräische Sprachkurse, Sammlungen für den Nationalfonds[10] und später auch Kinder- und Jugendarbeit. All diese Aktivitäten dienten nicht zuletzt der Verinnerlichung nationaler Werte: Durch die Arbeit an der eigenen Person sollten Frauen dazu befähigt werden, ihre Kinder im zionistischen Sinne zu erziehen. Ziel war jedoch auch, durch die geselligen Zusammenkünfte das Gemeinschaftsgefühl zu stärken und somit anderen jüdischen Gemeinschaften die zionistische Idee entgegenzusetzen.
Anders verhielt es sich mit dem »Verband Jüdischer Frauen für Kulturarbeit in Palästina« (Kulturverband), einer internationalen, 1907 gegründeten zionistischen Frauenvereinigung mit Sitz in Berlin. Er stellte es sich zur Aufgabe, Projekte in Palästina aufzubauen, die es Mädchen und Frauen ermöglichten, in der jüdischen Heimstätte selbst erwerbstätig zu sein. Der Kulturverband nahm die »Kulturaufgabe der Frau «, ein zentraler Begriff aus der bürgerlichen Frauenbewegung, sehr ernst. Nach diesem Konzept sollte Weiblichkeit die »Männerwelt« humaner gestalten. »Weibliche Werte« sollten mit »männlichen Werten« zusammengeführt werden, um eine Gesellschaft zu erreichen, in der

6 Officielles Protocoll des Zionisten-Congress in Basel, 29.-31.8.1897. Wien 1898, 115. (Es ging bei dieser Abstimmung um das Baseler Programm.)
7 Reinus, Marie: o.A. In: Die Welt 18 (1.10.1897), 8.
8 Der Einspruch von Marie Reinus war, wenn ich es richtig einschätze, nicht besonders populär. In den darauf folgenden Jahren gab es keine Artikel, die sich an das Frauenwahlrecht auf den Kongressen als eines erkämpften Gutes erinnerten.
9 Dieses Programm wurde 1897 auf dem Ersten Zionistenkongress in Basel verabschiedet und formulierte das Ziel, für das jüdische Volk eine Heimstätte in Palästina zu schaffen. Siehe auch Fußnote 2.
10 Der Gewinn des Jüdischen Nationalfonds (hebr. Keren Kajemeth Lejisrael) war für den Erwerb palästinensischen Bodens gedacht, welcher der gesamten jüdischen Nation gehören sollte. Praktisch sollten Grundstücke für Siedler bereit gestellt werden können – der Nationalfonds war somit eine wichtige Institution zur Verwirklichung des Baseler Programms, welches die Förderung jüdischer Ackerbauern beinhaltete. Das für den Nationalfonds gesammelte Geld förderte somit die Autonomie der Zionistischen Bewegung und schuf eine Solidargemeinschaft, die das nationale Projekt populär machen sollte.

sich beide Geschlechter entfalten könnten. Der Schwerpunkt der »Kulturaufgabe« lag in der Erschließung der Bereiche Erziehung und Sozialarbeit. In diesem Sinne setzte sich der Kulturverband für die Förderung von Frauen ein und engagierte sich für die Ausbildung und Arbeitsvermittlung von Frauen in Palästina: Er unterhielt die Landwirtschaftsschule »Kinnereth« und vermittelte Arbeitsplätze im Spitzenhandwerk[11]. Auch ein Krankenhaus mit in Europa ausgebildeten Krankenschwestern und modernem Equipment unterstützte er finanziell. Die Vereinsarbeit dagegen fand ausschließlich in der Diaspora statt. Neben den Sitzungen sammelte der Verband unter seinen Mitgliedern Gelder, die er für die Projekte in Palästina einsetzte.

Frauen in Palästina: Gleichberechtigte Pionierin oder Gefährtin des Mannes?

Der Kulturverband hatte sich unter anderem zum Ziel gesetzt, Mädchen an landwirtschaftliche Tätigkeiten heranzuführen und somit Landarbeiterinnen für Palästina auszubilden – eine Aufgabe, die von der Zionistischen Vereinigung vernachlässigt worden war. Die landwirtschaftliche Arbeit war eine der wichtigsten Säulen in der Wirtschaft Palästinas und diente gleichzeitig als Projektionsfläche für Stereotype (wie dem »Muskeljuden«) im Zionismus der Diaspora. Mit der ersten und vor allem mit der zweiten Alija[12] kamen viele EinwanderInnen nach Palästina und bauten landwirtschaftliche Siedlungen auf. Auch die meisten anderen Erwerbsmöglichkeiten waren mit körperlicher Anstrengung verbunden, ging es doch in erster Linie um den Aufbau des Landes: Straßenbau, Städtebau und der Aufbau von Betrieben. Die Zusammensetzung der jüdischen Gemeinschaft in Palästina und ihre Beschäftigungsmöglichkeiten korrespondierte mit dem Bild des »Muskeljuden«, welches bereits Ende des 19. Jahrhunderts, im Kontext von Antisemitismus und der deutschen Aufwertung von Sport als nationaler Betätigung, in Europa kursierte.[13] Vor allem durch Sport, der Stählung des Körpers und somit auch des Selbstbewusstseins, sollte der antisemitischen Pathologisierung des jüdischen Körpers entgegen gewirkt werden. Der »Muskeljude« war ein Stereotyp, welches sich von Schwäche, Feminität und Andersartigkeit absetzen sollte; allesamt Eigenschaften, welche auf Juden in der Diaspora projiziert worden waren. Dem wurde ein Männlichkeitsideal entgegen gesetzt, das Stärke, Wehrhaftigkeit und Stolz verkörperte, die als konstituierende Merkmale des künftigen jüdischen Volkes in der neuen Gesellschaft gelten sollten. Dieses Ideal setzte sich vom traditionellen jüdischen Männlichkeitsideal der Diaspora ab, das geistige Fähigkeiten höher schätzte als körperliche.
Das Sinnbild des »Muskeljuden« wurde auf den Einwanderer in Palästina übertragen; auch um zum Beispiel im Kaiserreich die Erfolge des Aufbaus zu verdeutlichen. Der Pionier machte den Boden Palästinas mittels seiner Muskelkraft fruchtbar, womit bewiesen war, dass aus der Wüste tatsächlich eine Heimstätte werden konnte. Während es für die männlichen Einwanderer in den Kibbuzim genug Möglichkeiten gab, sich am Aufbau des Landes zu beteiligen, hatten Frauen einen weitaus schwierigeren Start. Sie kamen mit der Erwartung, als Pionierinnen genauso wie die Männer das Land aufbauen zu können. Besonders aus dem russischen Kaiserreich wanderten Jüdinnen und Juden ein, die sich aus sozialistischer Überzeugung Kibbuzim anschlossen oder selber gründeten. Dort sollten basisdemokratische Strukturen aufgebaut werden, die eine Alternative zu den abgelehnten kapitalistischen Strukturen und bürgerlichen Werten darstellen sollten. Hierarchien sollten aufgebrochen und Gleichberechtigung zwischen allen Teilen der Kibbuz-Gemeinschaft hergestellt werden. Doch die Realität sah anders aus: In den Anfängen der Kibbuz-Bewegung ab 1910 wurden die Aufgaben in den selbstverwalteten Siedlungen geschlechtsspezifisch verteilt. Frauen wurden oft der Hausarbeit zugeteilt, während Männer auf dem Feld arbeiten konnten – die Pionierin war alles andere als gleichberechtigt. Erst durch die zionistische Frauenbewegung in Palästina, die sich ab 1911 aus Arbeiterzusammenhängen entwickelte, wurde dieses Problem verhandelt. In späteren Kibbuzim wurden die sozialistischen Ideale dann tatsächlich teilweise umgesetzt und die Gleichberechtigung von Frauen gefördert, unter anderem durch die Verteilung von Erziehungs-, Haushalts- und Pflegeaufgaben auf die Kibbuz-Gemeinschaft. Trotzdem zwischen den Idealen und der Realität eine Kluft bestand, blieb das Bild von der gleichberechtigten Pionierin hartnäckig in der Palästina-Rezeption der Zionistinnen im Kaiserreich erhalten.

Frauen wurden oft der Hausarbeit zugeteilt, während Männer auf dem Feld arbeiten konnten – die Pionierin war alles andere als gleichberechtigt.

11 »Spitzen« sind Dekoration für Tische oder Anrichten, die meist durch Klöppeln hergestellt werden. Die Herstellung wurde gegen Ende des 19. Jahrhunderts populär und die Stücke in Ausstellungen gezeigt.

12 *Alija* (Plural *Alijot*) bezeichnet eine Einwanderungswelle nach Palästina.

13 Auch Frauen eigneten sich das Ideal an und bildeten in zionistischen Sportvereinen – ähnlich denen der Männer – »Muskeljüdinnen« aus. Im Kaiserreich wurde 1910 der »Jüdische Frauenbund für Turnen und Sport« gegründet, der die körperliche Entfaltung von Mädchen und Frauen fördern sollte. Diese Entwicklung stieß anfangs auf Kritik in der Zionistischen Bewegung, weil das männliche Vorrecht auf sportliche Betätigung damit angegriffen wurde. Anders als der »Muskeljude« ist das Bild der »Muskeljüdin«, wenn ich es richtig einschätze, ausschließlich in der Diaspora im Kontext sportlicher Aktivitäten verwendet worden. Deswegen bleibt in diesem Artikel eine Analyse aus.

In Abgrenzung zu diesem Frauenbild wollte der Kulturverband dem Pionier eine »Gefährtin« zur Seite stellen, die ihn nicht ersetzte, sondern sich komplementär zu ihm verhielt. Frauen sollten den Haushalt eines Bauerngutes führen lernen und so genannte »kleinwirtschaftliche« Bereiche verwalten können, zum Beispiel Gemüseanbau und Kleinviehzucht. Das Angebot der Landwirtschaftsschule in Palästina richtete sich vor allem an Frauen, die selber oder deren Eltern mit der ersten und zweiten Alija aus hauptsächlich osteuropäischen Ländern nach Palästina gekommen waren und wesentlich geringere Chancen auf eine Erwerbsarbeit hatten als Männer. Doch die Einrichtung wurde nicht nur für die landwirtschaftliche Ausbildung von Frauen geschaffen, sondern auch zur Vermittlung der eigenen, bürgerlichen Werte: Dem Kulturverband ging es in dieser Hinsicht um die »kulturelle Hebung« jüdischer Frauen – für die mehrheitlich deutsche Zionistinnen zuständig waren. Die Landwirtschaftsschule eröffnete osteuropäischen Jüdinnen deshalb nicht nur die Möglichkeit auf selbständigen Verdienst, sondern vermittelte auch »westliche Werte und Kultur«. Reinlichkeit, Ordnung, Fleiß und die Einhaltung traditioneller Riten erhielten einen hohen Stellenwert. Das Modell der dem Mann gleichberechtigten Pionierin sollte von einem an bürgerlichen Werten orientierten Modell von andersartiger aber gleichwertiger Frauenarbeit ersetzt werden. Die Vorbildfunktion, welche die Landwirtschaftsschule und die in ihr Ausgebildeten einnehmen sollte, galt dem gesamten Jischuw, der jüdischen Bevölkerung Palästinas. Die Frauen sollten nach ihrer Ausbildung in der Lage sein, auf einem landwirtschaftlichen Gut zu arbeiten und als Multiplikatorinnen fungieren, damit sich die vermittelten Werte auf andere Farmen ausbreiteten.

Die Zionistin der Diaspora leistete Pionierarbeit, wenn sie die kommende Generation von ZionistInnen inmitten eines zionistischen Haushaltes gebar und erzog.

Pionierarbeit in der Diaspora: Legitimation und Integration zionistischer Frauenarbeit

Doch nicht nur der Kulturverband war am Aufbau der Heimstätte beteiligt. Dem Selbstverständnis der Zionistinnen in Deutschland nach gab es eine Reihe von Aktivitäten, die für den Aufbau Palästinas förderlich waren. Um diese Tätigkeiten in der Diaspora besser legitimieren zu können, griffen sie auf die bekannten Stereotype zurück: Die Zionistin der Diaspora leistete Pionierarbeit, wenn sie die kommende Generation von ZionistInnen inmitten eines zionistischen Haushaltes gebar und erzog. Mit der wiederholten Verwendung von Formeln wie der Rede von der »Zukunft des Volkes« stellten sie so die eigenen Tätigkeiten in den Kanon der allgemeinen – in der Mehrzahl von Männern betriebenen – zionistischen Vereine. Auch in der Diaspora konnten Frauen so »Pionierinnen« sein, ohne je einen Fuß nach Palästina zu setzen.

Dass das Bild der Pionierin so sehr strapaziert wurde lag nicht zuletzt an der Notwendigkeit, Frauenarbeit immer wieder als zionistische Arbeit zu legitimieren. Oft wurden die Tätigkeiten der Zionistinnen von ihren männlichen Mitstreitern hinterfragt oder abgelehnt und Projekte in ihrer Autonomie eingeschränkt. Die Kritiken griffen nicht nur konkrete Projekte wie die Gründung eines Dachverbandes für zionistische Frauenvereine an, sondern die »Frauenarbeit für den Zionismus« im Allgemeinen. Unter dem Verweis auf die mangelnde Bereitschaft der Zionistinnen zur Mitarbeit an der Bewegung, die man in der Abwendung der Frauen von den allgemeinen und der Hinwendung zu geschlechtsspezifischen Vereinen sah, lehnten viele Zionisten die Unterstützung von zionistischer Frauenarbeit ab. Der Vorwurf der Assimilation, der Anpassung an die Kultur der Mehrheitsgesellschaft, war oftmals Kern der Beschuldigungen von Seiten der Zionisten, mit dem insbesondere Frauen im Kaiserreich konfrontiert waren. Frauen, so lautete das Vorurteil, seien besonders häufig an die gesellschaftlichen Verhältnisse angepasst und interessierten sich weder für das Judentum noch für intensive zionistische Arbeit: »Assimilanten« hätten keinen Idealismus. So wurden zum Beispiel die Versuche der Zionistinnen, zionistische Erziehung in den Kanon der Bewegung zu integrieren, mit dem Verweis auf die »Entfremdung« der Frau vom Judentum abgelehnt: Assimilierte Frauen könnten Kinder kaum im zionistischen Sinne erziehen.

Jedoch nahmen auch die Zionistinnen selber diesen Vorwurf der Assimilation auf und nutzten ihn für die Selbstkritik in den eigenen Reihen. Sie interpretierten die hohe Assimilationsrate, die auch sie als gegeben ansahen, als einen Effekt der Vernachlässigung jüdischer Mädchen im Gegensatz zu Jungen, und beurteilten die Assimilation als »Rache«. Mit dieser Argumentation, die Vorurteile gegenüber jüdischen Frauen für die eigenen Zwecke zu nutzen verstand, begründeten Zionistinnen die Förderung von Mädchen sowie die Gründung geschlechtsspezifischer Vereine.

Jedoch wurden auch diese Vereinsgründungen kritisch hinterfragt. Man zweifelte daran, dass zionistische Frauenarbeit notwendig sei: Frauen würden in ihren Vereinen letztlich doch nichts

anderes tun als die Männer und somit durch ihre Separation die Bewegung unnötig »zersplittern«. Versuche der Frauen, mit der Gleichwertigkeit der Frauenarbeit zu argumentieren, trafen oftmals auf Unverständnis und Hohn. Weder der »zionistische Haushalt« noch die »zionistische Erziehung«, welche die Frauen für die eigene Betätigung erstreiten wollten, wurden als legitime zionistische Bereiche anerkannt. Der Argwohn gegenüber den Projekten der Frauen war bezeichnenderweise dann besonders stark, wenn sie autonom zu werden begannen: Ein Dachverband zionistischer Frauenvereine nach dem Vorbild des JFB, von dem sich die Protagonistinnen werbende Kraft versprachen, ist 1911 am Widerstand der zionistischen Leitung in Deutschland gescheitert.[14]

Für die Legitimation von Frauenvereinen und ihren Tätigkeiten griffen Zionistinnen nicht nur auf zionistische Werte, sondern auch auf die der Frauenbewegung zurück. Neben der Forderung nach Wahlrecht und dem Zugang zu höherer Bildung verlangten deren Protagonistinnen auch die Anerkennung von Familien- und Hausarbeit sowie sozialem Engagement als Arbeit. Die Tätigkeiten von Männern und Frauen, in jeweils geschlechtsspezifische Bereiche getrennt, sollten sich ergänzen und nicht in Konkurrenz zueinander stehen. Der Gedanke der Gleichwertigkeit der »Frauenarbeit« zu der der Männer war eines der zentralen Anliegen der Frauenbewegung. Analog dazu war »Frauenarbeit für den Zionismus« eine Formel, mit der Tätigkeiten von Frauen politisiert und deren Relevanz herausgestellt werden sollte. Ob in den Redewendungen »zionistische Frauenarbeit« oder »Kulturarbeit« – stets wurde der Begriff »Arbeit« bemüht, der die Ernsthaftigkeit der gemeinten Tätigkeiten belegen sollte. Allem Widerstand zum Trotz gelang es den Frauen, auch die »Hausarbeit« als zionistisches Betätigungsfeld zu etablieren. Das »jüdische Haus«, welches sich durch die Einhaltung religiöser Bräuche, Feiertage und Riten auszeichnen sollte, wurde von der Familienmutter gepflegt und verwaltet. Sie war dafür zuständig, Traditionen aufrecht zu erhalten und den Bezug zur jüdischen Religion nicht abreißen zu lassen. Da die Seele des »jüdischen Hauses« die Frau war, mussten Frauen im zionistischen Sinne erzogen werden: Durch ihre zukünftige Rolle als Mutter, auch als »geistige Mutter«, kam ihnen hinsichtlich der Zukunft der Zionistischen Bewegung eine wichtige Funktion zu. Frauen sollten den Zionismus in sich aufnehmen und verarbeiten, um ihre Kulturaufgabe, den Einfluss auf ihre nächste Umgebung, erfüllen zu können. Die Haus- und Erziehungsarbeit wurde so zur nationalpolitischen Angelegenheit.

Frauenerwerbsarbeit dagegen war unter den Zionistinnen, wie auch in der gesamten bürgerlichen Frauenbewegung, umstritten. In einigen Fällen wurde sie als Verfolgung individueller Gelüste stigmatisiert; auch hier wurde der Vorwurf der Assimilation bemüht. Das Streben nach finanzieller Selbständigkeit wurde als Gegensatz zur Arbeit für die nationale Gemeinschaft angesehen. Diese Sichtweise diente auch zur Abgrenzung gegenüber der sozialistischen Frauenbewegung. Das Engagement der zionistischen Frauen war unentgeltlich, freiwillig und uneigennützig – Erwerbsarbeit hingegen wäre ein Beweis für den Abstieg in eine niedere Klasse gewesen. Das bürgerliche Bewusstsein und die mit diesem assoziierten Verhaltensweisen und Werte waren besonders wichtig in der Argumentation.[15] Unter den zionistischen Frauen gab es jedoch auch andere Positionen, die sich für Frauenerwerbsarbeit aussprachen. Eine Berufsausbildung wurde akzeptiert, weil Wissen zum Kampf für das eigene Schicksal und das des jüdischen Volkes befähige: Ausgebildete Jüdinnen nützten dem Zionismus mehr. Die Zionistinnen fügten der Argumentation hinzu, dass Bildung Frauen natürlich nicht von der Ehe und der Erziehung der kommenden zionistischen Generation abhalten würde. Das Ideal der nationalen Gemeinschaft erhielt somit in beiden Positionen Priorität.

Zionistische Frauenarbeit polarisierte sich in den Jahren bis zur Balfour-Deklaration[16] immer mehr: Die Arbeit für Palästina durch den Aufbau von Institutionen vor Ort stand der Stärkung des nationalen Bewusstseins unter Jüdinnen und Juden in der Diaspora gegenüber. Durch die Schwierigkeiten, die im Zuge des Ersten Weltkrieges entstanden, wie den Preissteigerungen, den Einbußen bei den Einnahmen aus den Mitgliedsbeiträgen und dem Problem der Kommunikation zwischen den Projekten in Palästina und den Vereinen in der Diaspora, wurde das Engagement in Palästina erschwert. Nun besann sich ein bedeutender Teil der zionistischen Frauen auf »Gegenwartsarbeit«, die »Arbeit im Hier und Jetzt«.[17]
Dieses kulturpolitische Konzept konzentrierte sich auf die zionistische Arbeit in der Diaspora und stellte das Ziel der Nationswerdung in den Hintergrund. Mit dem Begriff Gegenwartsarbeit wurden solche Arbeiten politisiert, die erst um Anerkennung in

14 Weil sich mehrere Zionistinnen gegen den Widerstand der Zionistischen Vereinigung wehrten, kam es auf der Frauenversammlung anlässlich des Zionistischen Kongresses 1913 doch noch zur Gründung des Dachverbandes für zionistische Frauenvereine. Die Zionistinnen begannen, ihn in den folgenden Monaten aufzubauen, kamen jedoch wegen des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges nicht zur weiteren Umsetzung.
15 Jedoch muss beim Thema Frauenerwerbsarbeit auch bedacht werden, dass diejenigen Berufe, die Frauen offenstanden, schlecht bezahlt wurden und oft nur als Zuverdienst zum Familieneinkommen reichten; Frauenerwerbsarbeit lohnte sich kaum.
16 In der Balfour-Deklaration von 1917 versprach Großbritannien den zionistischen Vertretern die Errichtung der nationalen Heimstätte in Palästina, welches sie im Ersten Weltkrieg erobert hatten.
17 Dieses Konzept entstand bereits in den 1890er Jahren v.a. im Habsburgerreich und zielte auf die Stärkung der Rechte der nationalen Minderheit. Die Betonung gemeinsamer kultureller Werte und deren Förderung waren in den Anfängen der Bewegung zentral.

den eigenen Reihen ringen mussten, weil die Verbindung zum Aufbau der zukünftigen Heimstätte nicht offenkundig war, sondern erst hergestellt werden musste. Die Tatsache, dass dies fast alle Tätigkeiten der zionistischen Frauen betraf, verweist auf die geringe Akzeptanz von »weiblichen« Tätigkeiten innerhalb der Zionistischen Bewegung und auf die Weigerung, diese als notwendige und politische Arbeit anzuerkennen.

Resümee

Dass Zionistinnen sowohl in der Geschichtsschreibung des Zionismus, als auch in der über die Frauenbewegungen nahezu unsichtbar geblieben sind, erweckt zu Unrecht den Eindruck, es habe kein frauenspezifisches politisches Engagement im und für den Zionismus gegeben. Als Reaktion auf die frauenfeindlichen Äußerungen der Zionistischen Bewegung und in Anlehnung an Argumentationsmuster der bürgerlichen Frauenbewegung entwickelten Zionistinnen Strategien, wie sie ihr Engagement als politisch relevante Arbeit für den Zionismus legitimieren konnten. Die Aushandlung über die Rolle von Frauen in der Bewegung war immer auch an den Kontext der Frage nach Assimilation und Antisemitismus gebunden. Die Auseinandersetzung um das Frauenwahlrecht auf den Zionistenkongressen, die Legitimation der Frauenvereine und die Durchsetzung gegenüber der Missbilligung von Gesinnungsgenossen sind nur einige Schlaglichter, die den Kampf der Zionistinnen dokumentieren. Sie etablierten dabei nicht nur Tätigkeitsfelder, welche den eigenen (bürgerlichen) Interessen entsprachen, sondern auch wichtige Institutionen für den Aufbau der Heimstätte, welche Frauen die Partizipation an der Bewegung und die Arbeit in Palästina ermöglichten. Dabei wandten sie sich oftmals auch gegen zionistische Ideale, wie den »Muskeljuden«, und riskierten damit nicht zuletzt, von der Bewegung ausgeschlossen zu werden. In ihrem Handeln verhielten sich die Zionistinnen meist konform zu bürgerlichen Werten und reproduzierten auch ihre Vorstellungen von Geschlecht. Obwohl es widersprüchlich erscheint, haben gerade diese bürgerlichen Positionen es den Frauen ermöglicht, sich gegenüber patriarchalen Vorstellungen durchzusetzen und selbstbestimmt Projekte umzusetzen. Diese Selbstbestimmung, sei es durch eigene Projekte oder die Themenwahl in den Vereinen, ist das emanzipatorische Moment im Kampf der Zionistinnen. Sie waren aktive Gestalterinnen der Zionistischen Bewegung, haben deren Tätigkeitsbereiche maßgeblich erweitert und sich damit selber Möglichkeiten zur Partizipation geschaffen. Um sie zumindest retrospektiv noch zu würdigen, müsste eine Geschichtsschreibung noch viel von ihnen erzählen.

> Das Engagement der zionistischen Frauen war unentgeltlich, freiwillig und uneigennützig – Erwerbsarbeit hingegen wäre ein Beweis für den Abstieg in eine niedere Klasse gewesen.

Zum Weiterlesen:
Heiko Haumann (Hg.): Der Traum von Israel. Die Ursprünge des modernen Zionismus. Weinheim 1998.
Kirsten Heinsohn, Stefanie Schüler-Springorum (Hg.): Deutsch-Jüdische Geschichte als Geschlechtergeschichte. Studien zum 19. und 20. Jahrhundert. Göttingen 2006.
Tamara Or: Vorkämpferinnen und Mütter des Zionismus. Die deutsch-zionistischen Frauenorganisationen (1897-1938). Frankfurt a.M. 2009.
Andrea Schatz, Christian Wiese (Hg.): Janusfiguren. »Jüdische Heimstätte«, Exil und Nation im deutschen Zionismus. Berlin 2006.

Bini Adamczak im Interview mit Waltraut Schälike

Die Nachbarschaft des Kommunismus

Über Produktivkräfte, Verkehrsformen und die wirkliche Bewegung

Selbstbetätigung ist – im Unterschied zur Arbeit – eine gesellschaftlich nötige Tätigkeit (…), die ein Mensch selbst wählt, weil sie ihm persönlich Freude macht und Befriedigung gibt, anderen Menschen nützlich ist und ihn selber und andere Menschen in Richtung Humanismus weiterentwickelt.

Bini Adamczak

is fed up with living under the dictatorship of the deadline. Because the deadline never dies. Long live the short lives!

Waltraut Schälike wurde 1927 in Berlin geboren und zog als Vierjährige mit ihren Eltern nach Moskau, wo sie im berühmten Hotel Lux ihre Kindheit und Jugend verbrachte. Über diese Zeit hat sie im Dietz Verlag ein Buch mit dem wunderschönen Titel *Ich wollte keine Deutsche sein* veröffentlicht. Für *outside the box* führte Bini Adamczak mit Waltraut Schälike ein Gespräch über Russische Revolution, geschichtliche Notwendigkeit sowie Möglichkeit und die Frage, wie der Kommunismus der Zukunft aus der Asche des Stalinismus auferstehen kann.

Bini Adamczak: Geschichtsphilosophisch halte ich eine Unterscheidung für zentral: Historisch bewiesen ist, dass die Russische Revolution scheiterte, nicht, dass sie scheitern *musste*. Wir können z.B. nicht wissen, wie die Geschichte verlaufen wäre, wenn Trotzki im Bürgerkrieg die Demokratisierung der Roten Armee nicht rückgängig gemacht und die alte zaristische Befehlshierarchie wieder eingeführt hätte.

Waltraut Schälike: Doch, wir können das wissen. Es gibt nämlich noch andere als militärische Gründe. Einer der Hauptgründe der Vorzeitigkeit sozialistischer Versuche in einem oder ein paar Ländern liegt an der Entfremdung der Arbeit, die weltweit noch herrschte und die immer noch herrscht. Für eine Möglichkeit des Übergangs zum Kommunismus muss die Entfremdung der Arbeit aufgehoben sein, denn solange in der Welt der Zwang zur Arbeit besteht und noch bestehen muss, stößt jeder neue Versuch, heute sozialistisch zu wirtschaften, auf diese Notwendigkeit zum Arbeitszwang (in den verschiedensten Formen, bis zum GULAG). Laut Marx löst sich dieses Problem durch Aufhebung der Arbeit und den Übergang der Menschen zur Selbstbetätigung, was schon heute auch in Deutschland im Prozess des Werdens ist...

Bini: Was meinst Du denn damit?

Waltraut: Ganz kurz: Selbstbetätigung ist – im Unterschied zur Arbeit (die nicht nur fürs Leben, sondern auch für Kriege (Töten) was erzeugt, lebensgefährliche Medizin herstellt und verdorbene Lebensmittel verkauft, aber den Menschen zwingt, sie trotzdem auszuführen u.s.w.) – eine gesellschaftlich nötige Tätigkeit der Menschen, die ein Mensch selbst wählt, weil sie ihm persönlich Freude macht und Befriedigung gibt (seinem Inneren entspricht), anderen Menschen nützlich ist und ihn selber und andere Menschen in Richtung Humanismus (menschliche Gesellschaft) weiterentwickelt. Derartige Menschen und Gemeinschaften, die nicht wegen äußerlichem Zwang (zum Geldverdienen), nicht wegen Profit, auf Kosten anderer ihre Tätigkeiten ausüben, gibt es in der Welt und auch in Deutschland eine ganze Menge und in den verschiedensten Bereichen.
Diese Menschen schaffen a) neue Produktionsweisen, in denen nicht eine Ware das Ziel ist; b) neue Verkehrsformen, in denen nicht das Geld, sondern der Mensch, das Ziel ist; c) neue Gemeinschaften, die nicht auf Konkurrenz, sondern auf Solidarität aufgebaut sind u.a. Also schaffen diese Menschen durch ihre Selbstbetätigungen die Grundlage für eine andere Welt, auch wenn sie sich selber so große Aufgaben gar nicht stellen. Dabei ist nicht zu vergessen, dass eine Möglichkeit des Übergangs zum Kommunismus (menschliche Gesellschaft) mit einer riesengroßen Veränderung des menschlichen Verkehrs der Menschen miteinander verbunden ist. Ohne dies wird z.B. bei jedem unvermeidlichen neuen Problem beim »Aufbau des Sozialismus« wieder »der Feind« gesucht und gefunden, der an allem »schuld ist« und ins Gefängnis gehört u.s.w. Im Verkehr gibt es einen Haufen Probleme, die schon heute im Prozess einer Lösung sind (Mann und Frau, Kinder und Eltern, Türken und Deutsche u.s.w.).

Bini: Die Einschätzung, die Revolution sei zu früh gekommen und habe scheitern müssen, scheint mir heute unter (ehemaligen) Kommunist_innen sehr verbreitet. In gewisser Weise schließen sie sich damit alle dem alten Kautsky und natürlich den Menschewiki an, deren Politik aber historisch auch scheiterte. Ich halte das für eine Art Trost: »Naja, es konnte halt nicht klappen.« Wäre es nicht viel trauriger – weil zugleich hoffnungsvoller – wenn es hätte klappen können und trotzdem nicht geklappt hat? Ich glaube, es gab viele Möglichkeiten in der Geschichte, die Revolution zu einem anderen Ende zu bringen.

Waltraut: Bini! Es gibt große Schwierigkeiten, Enttäuschungen (der eigenen Vorstellungen und Wünsche) seelisch zu verkraften. Man kann sich natürlich damit trösten, dass Sozialismus in einzelnen Ländern möglich war, aber jemand hat es nicht geschafft (hat verraten und ist schuld, hätte es besser machen können u.s.w.). Mehr noch: Solche Versuche wie in Russland wird es in der Welt noch lange weiter geben (Lateinamerika als Beispiel) und das ist nicht zu vermeiden. Aber besteht nicht auch da wieder die Gefahr, in einen neuen Totalitarismus reinzurutschen, der mit Sozialismus nichts zu tun hat? Darum müssen die Gründe des Scheiterns des Sozialismus in der UdSSR gefunden werden, auch wenn die wirklichen Gründe uns dann nicht mehr trösten können und eine andere Verhaltensweise verursachen können oder werden.

Bini: Bei Dir aber klingt es so — vielleicht verstehe ich Dich falsch, ich spitze zu —, als müsste es erst Kommunismus geben bevor die Revolution gelingen kann. Aber die Verkehrsverhältnisse sollen sich doch in der Revolution verändern.

Waltraut: Bini, ich stelle eine Frage: Laut Marx ist der Übergang von einer gesellschaftlichen Formation zu einer anderen eine ganze Epoche der sozialen Revolution, die mit dem Entstehen neuer Produktionsweisen, neuer Verkehrsformen und neuer Klassenstrukturen schon im Schoße der alten Gesellschaft verbunden ist und möglich wird. Die alte Gesellschaft ist schwanger mit einer neuen Gesellschaft. Fällt der Übergang zum Sozialismus aus diesem Gesetz sozialer Revolutionen als einer ganzen Epoche(!!!) raus?

Bini: Ist dieses Modell andersrum eigentlich für andere als die bürgerlichen Revolutionen gültig? Für den Übergang von Feudalismus zu Kapitalismus stimmt es, aber für andere historische Transformationsepochen?

Waltraut: Bini! Meinst Du, dass eine sozialistische Revolution mit Machtergreifung beginnen muss und sich damit von bürgerlichen Revolutionen unterscheidet? Und vor der Machtergreifung haben die Kommunisten nichts anderes zu tun, als sich zur Machtergreifung vorzubereiten und den Kapitalismus scharf zu kritisieren (und auf das Volk zu schimpfen und meckern, weil es nicht jeden Tag auf Barrikaden steigen will)? So was Ähnliches stand in jedem Lehrbuch für Historischen Materialismus und entwaffnet die Kommunisten im Westen. Man kann und muss schon heute kommunistisch tätig sein in seiner Familie, in seiner Umgebung, in vielen sozialen Bewegungen der Neuzeit, die bereit sind, das Leben auf der Erde zu retten. Und nicht nur von der Macht träumen und für sie kämpfen. Und das ist auch eine Form der Selbstbetätigung in der heutigen Zeit.

Bini: Was die Politik angeht stimme ich völlig mit Dir überein. Konstruktion kommunistischer Beziehungen statt Eroberung der Staatsmacht! Nur bei dem Gesetz der ökonomischen Stufenfolge habe ich Zweifel.

Waltraut: Im sowjetischen Marxismus-Leninismus hieß es: Ja, der Übergang zum Sozialismus geht nach anderen Gesetzen: erst Ergreifung der Macht (Diktatur des Proletariats), dann Sozialismus ökonomisch, sozial, kulturell, sozialistische Umerziehung der Menschen u.s.w., viele viele Jahre lang, unter der weisen Führung der Partei. Das ist genau der Fall, wenn Kommunismus als ein Zustand der Gesellschaft empfunden (und erfunden) wird, der der Gesellschaft laut einer Idee (was Kommunismus ist) aufgezwungen wird (ganz nach Hegel). Dabei ist der Kommunismus laut Marx nicht eine Idee, sondern eine wirkliche Bewegung in der Wirklichkeit, die schon heute theoretisch und praktisch da ist und an der man teilnehmen kann. Nicht morgen nach der Machtergreifung, sondern schon heute, mitten drin

Kann man heute im persönlichem Leben in Deutschland z.B. schon kommunistisch mit Menschen verkehren(...)? Oder müssen wir selbst das auf die Zeit »nach der Revolution« verschieben und jetzt mit dem Ziel, Profit zu erzeugen, miteinander verkehren?

in der bürgerlichen Gesellschaft, die laut Marx die wirkliche Arena der Geschichte ist. Um das besser zu verstehen stelle ich noch eine Frage: Kann man heute (Du, ich, unsere Freund_innen) im persönlichem Leben in Deutschland z.B. schon kommunistisch mit Menschen verkehren, nicht mit allen, aber mit vielen? Ja oder Nein? Oder müssen wir selbst das auf die Zeit »nach der Revolution« verschieben und jetzt mit dem Ziel, Profit zu erzeugen, miteinander verkehren?

Bini: Die Parole »nach der Revolution« ist ein linker Mythos, der nach Dekonstruktion schreit. Aber bezüglich des Arbeitszwangs verstehe ich Deine Position noch nicht ganz. Meinst Du – ganz klassisch – dass erst die Produktivkräfte soweit entwickelt sein müssen, um die Arbeit fast vollständig maschinisieren zu können? Oder redest Du von der durch die kapitalistischen Produktionsverhältnisse hergestellten Entfremdung, die den Zwang zur (Lohn-)Arbeit als etwas Natürliches erscheinen lässt? Letzteres kann doch wiederum nur durch Revolution überwunden werden, oder?

Waltraut: Die Entfremdung der Arbeit ist vielseitig und besteht auch darin, dass in der Gesellschaft noch Arbeitszweige bestehen und gebraucht werden, die keinem Menschen Freude und Selbstentwicklung geben können (Arbeit am Fließband z.B.). Und wenn ein Mensch lebenslang an solche Arbeit gebunden ist, ist es ihm im Prinzip schnurzegal für wen er schuftet – für einen Kapitalisten oder einen »Arbeiter- und Bauernstaat«. Hauptsache, er bekommt regelmäßig seinen Lohn. Und dies betraf in der Sowjetunion eine Masse von Menschen. (Ist auch einer der Gründe, warum die Arbeiter sich der Perestroika nicht verweigerten.)
Arbeiten gehen ist Alltag und ein riesengroßer Teil des Lebens. Gerade darum ist es so wichtig zu verstehen, ob eine künftige Revolution dieses Problem schon lösen kann und die Menschen von solchem Joch befreien wird oder nicht. Da macht der Kapitalismus durch Automatisierung der Industrie mit Computern (was der Kapitalist aber auch nicht immer gerne tut) eine »Arbeit« in Richtung Schaffung der Produktivkräfte, die der UdSSR fehlten und die darum Arbeitszwang für schwere monotone Arbeit in Industrie und auf dem Land weiter brauchte (bis zum GULAG). Eine sozialistische Revolution Anfang des 20. Jahrhunderts konnte so eine Aufgabe der Befreiung von der Arbeit nicht lösen und war in diesem Punkt wirklich vorzeitig und existierte (scheinbar) als »sozialistische« eine Zeit lang auf Grund von Illusionen, Staatsideologie und Totalitarismus.

Bini: Ich habe den Eindruck, dass Du dir widersprichst. Einerseits sagst Du, dass die Entwicklung kommunistischer Lebensweisen (Verkehrsformen) – und bereits das Nachdenken darüber, wie diese aussehen könnten – nicht auf die Zeit nach der »Machtergreifung« – ohnehin ein problematisches Konzept – verschoben werden kann. Ich stimme Dir völlig zu: Dann ist es bereits zu spät. Andererseits sagst Du aber, dass genau diese kommunistische Praxis auf die Zeit verschoben werden muss, zu der die (Staats-/kapitalistische) Produktivkraftentwicklung die entfremdete Arbeit potenziell aufgehoben haben wird. Bis dahin dürfen dann nur »bürgerliche Aufgaben« erledigt werden.

Waltraut: Bini! Falsch verstanden! Ich behaupte gerade das Gegenteil: Ich bin für kommunistische Praxis in der Gegenwart. Heute, nicht nur morgen. Überall, wo kommunistische (auch wenn sie sich anders nennt!) Praxis spontan schon da ist, bewusst mitmachen; in Familien (auch eigenen), in Schulen (auch wo deine Kinder lernen), im Bezirk (auch wo Du wohnst), im Altersheim (wo dein Nachbar lebt), in der Kaserne (wo der Freund deines Sohnes dient), in der Zeitung und im Verlag (wo du arbeitest), überall, wo menschliche und entmenschte Verhaltensweisen unserer Gegenwart alltäglich gegeneinander prallen. Das ist alles eine Art Selbstbetätigung, die einem Leben Sinn gibt. Das schließt auf keinen Fall politische Tätigkeit im engeren Sinne aus, etwa die Erarbeitung neuer Gesetze u.a., Tätigkeiten, die sehr wichtig sind, aber nicht die einzigen sein können.

Aber man müsste dabei auch verstehen, dass solange die Notwendigkeit zum Zwang zur Arbeit in der Gesellschaft noch besteht, jede Machtergreifung auf dieses Problem stoßen wird. Der Kapitalismus hat da seine ökonomischen Methoden erarbeitet, die immer noch wirken. In der UdSSR wurden administrative Methoden angewandt, die vielen Menschen die letzte Freude an der Arbeit raubten. Hast Du Rezepte?

Bini: Für die Gegenwart stimmen wir überein. Als Vorbereitung für eine andere Gesellschaft reicht es eben nicht, eine Geheimpartei und eine Zentralzeitung zu gründen. Aber wenn Du sagst: Damals ging es von der ökonomischen Entwicklung her nicht - ist das nicht genau die bolschewistische Rechtfertigungsstrategie, mit der etwa Trotzki für die Militarisierung der Arbeit gegen die Arbeiterinnenkontrolle argumentierte, mit der auch die Revolutionierung der geschlechtlichen Arbeitsteilung auf den Tag verschoben wurde, an dem die stumpfe Hausarbeit vom Staat und Robotern übernommen werden kann? Gab es für die Sowjetunion — außerhalb der imperialistischen Bedrohung — wirklich eine materielle Notwendigkeit(!), die kapitalistische Geschichte von Kolonialismus und Sklaverei (in abgewandelter Form) zu wiederholen??

Waltraut: Das ist keine Rechtfertigung, nur eine Erklärung einer der Gründe, warum der Sozialismus in der UdSSR nicht zum Sozialismus wurde. Das müssen wir doch verstehen und Schlussfolgerungen ziehe.

Bini: Du nennst den Sowjetsozialismus »einen feudal gefärbten Kasernensozialismus«. Trifft das nicht schon auf die deutsche Sozialdemokratie zu und ist dieser Begriff deswegen nicht eher eine Verharmlosung (bei allen Schwierigkeiten, eine richtige Bezeichnung zu finden — ich weiß z.B. keine, die mir wirklich zusagt)?

Waltraut: Ich habe auch noch keine richtige Bezeichnung gefunden, die mir wirklich zusagt. Ich denke darüber immer noch weiter nach. Heute hätte ich so eine Bezeichnung, wie sie im Buch steht, nicht gebraucht. Für mich ist heute der Gedanke viel näher, dass es überhaupt kein Sozialismus war, kein verdrehter, kein mutierter u.s.w. Aber was war es, um es wissenschaftlich exakt zu formulieren?

Bini: In Berlin hat vor zwei Jahren ein großer Kongress mit dem Titel *On the Idea of Communism* stattgefunden. Der Titel bezieht sich auf den französischen Maoisten-Philosophen Alain Badiou, der vor allem die Idee des Kommunismus neu beleben will. In Deinem kleinen Büchlein *Für eine menschliche Gesellschaft. Der Marxismus — Irrlicht oder ganzheitliche Theorie?* entwickelst Du eine sehr interessante Kritik an der »Idee des Kommunismus«. Du erkennst im stalinistischen Abbrechen der Neuen Ökonomischen Politik (NÖP) eine Privilegierung der Idee gegenüber dem wirklichen Zustand, in welcher Du eine Ursache für den Totalitarismus siehst. Die stalinistischen Folterungen, schreibst Du, geschahen »nicht zuletzt unter der Losung der Überprüfung ihrer Treue zu den Ideen des Kommunismus«. Was meinst Du damit und wie sähe eine kommunistische Politik aus, die den Kommunismus weniger als Idee, sondern als »materielle, historische Vorwärtsbewegung der Menschheit« verstünde?

Waltraut: Eine wunderbare Frage! Laut Marx stammen die Ideen des Kommunismus (die Vorstellungen und Theorien über den Kommunismus) nicht aus dem Bewusstsein (das wäre nach Hegel), sondern aus dem wirklichen Lebensprozess der Menschen (Sein). Das heißt, die kommunistischen Ideen und kommunistischen Handlungen (Bewegungen) haben als materielle Grundlagen nicht nur ungelöste (noch nicht begriffene, aber quälende) Widersprüche der kapitalistischen Gesellschaft, sondern auch schon verstandene und in Handlungen umgesetzte Versuche der Aufhebungen der Widersprüche der kapitalistischen Gesellschaft (im individuellen oder gesellschaftlichen Leben).
Und die Aufgabe einer kommunistischen Politik ist nicht nur Kritik der bestehenden kapitalistischen Verhältnisse (Aufklärungstätigkeit im Bereich des Bewusstseins). Eine kommunistische Politik hat nicht nur ideologische Aufgaben, sondern auch die

praktische Aufgabe, z.B. solche Verkehrsformen im sozialen Leben zu unterstützen und zu fördern, in welchen schon heute in der Wirklichkeit (im Sein) menschliches Verhalten das entmenschte Verhalten überwiegt oder versucht zu überwiegen (auch wenn die Menschen diese Verkehrsformen selbst nicht als kommunistisch bezeichnen). Eine kommunistische Politik kann und darf nicht die Entstehung menschlicher Verhältnisse (gegen die entmenschte Verhältnisse) auf morgen — nach der Machtergreifung — verschieben und nicht bemerken, was an Menschlichem im wirklichen Leben (im Sein) schon im Werden da ist.
Nicht nur Kritik des Bestehenden, sondern auch reales kommunistisches Verhalten und Schaffen kommunistischer Verhältnisse in den verschiedensten gesellschaftlichen Bereichen des Bestehenden gehörte zu Marx' Zeiten und gehört auch heute zur kommunistischen Bewegung »als Vorwärtsbewegung der Menschheit«.
Und es ist wichtig, nicht nur von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen und ihren Widersprüchen zu reden, sondern den Kommunismus als natürlichen Humanismus, und die kommunistische Gesellschaft als menschliche Gesellschaft (nach Marx) zu verstehen und real zu fördern und zu unterstützen.

Eine kommunistische Politik hat nicht nur ideologische Aufgaben, sondern auch die praktische Aufgabe, z.B. solche Verkehrsformen im sozialen Leben zu unterstützen und zu fördern, in welchen schon heute in der Wirklichkeit menschliches Verhalten das entmenschte Verhalten überwiegt oder versucht zu überwiegen (auch wenn die Menschen diese Verkehrsformen selbst nicht als kommunistisch bezeichnen).



ISSN: 2192-8835

Impressum

outside the box
Zeitschrift für feministische Gesellschaftskritik

outside.blogsport.de | www.outside-mag.de

c/o linxxnet | Bornaische Str. 3d | 04227 Leipzig
V.i.s.d.P.: N. Groß
Herausgeber: Lotta e.V.

Redaktion: Jeanne Bindernagel, Marie Goldt, Kerstin Hartmann, Mandy Hauser, Anne Hofmann, Meena Ka, Anna Kow, Maria Molitor, Barbara Schnalzger, Virginia Spuhr, Constanze Stutz, Grete Thau, Olga Winter, Magda Wlostowska, Katharina Zimmerhackl

Ihr habt Fragen, Anregungen, Kritik, Lob oder wollt bei uns schreiben?
Mailt uns an: inside@outside-mag.de

Ihr wollt auch so ein schickes Ding?
Bestellungen: vertrieb@outside-mag.de
Preis: 6,50€, Förderpreis 8,50€ (ab 10 Stk. 5,50€)

Bildnachweise:
S. 17, 25—27, 59—61, 144/145: Suzilla Arnold, S. 1, 34—39, 111—115, 132—137, 160: Barbara Hohenadl, S. 71/72: Johanna, S. 83—101: Anne Hofmann & Katharina Zimmerhackl

Textnachweis Umschlag:
Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, A-L, 2. Auflage, AutorInnen: Braun, Wilhelm/Ginschel, Gunhild/Hagen, Gustav/Huber, Anne/Müller, Klaus/Petermann, Heinrich/Pfeifer, Gerlinde/Pfeifer, Wolfgang/Schröter, Dorothee/Schröter, Ulrich; Akademie Verlag, Berlin, 1993, S. 55-56.
Grimmsches Wörterbuch: http://woerterbuchnetz.de/DWB/?sigle=DWB&mode=Vernetzung&lemid=GA05417

Gestaltung: Anne Hofmann & Katharina Zimmerhackl